

## REZENSIONEN

**Rüdiger Hachtmann: Tourismus-Geschichte, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007, 192 S.**

Der Tourismus, der sich heute zur zweitgrößten Wirtschaftsbranche der Welt entwickelt hat, wurde als zeitübergreifendes Kulturphänomen von Historikern erst vor kurzer Zeit entdeckt und bildet nun ein relativ neues und aktuelles Feld der Geschichtswissenschaften. Aus der Sicht, dass „die Tourismusgeschichte bis heute eher ein Mauerblümchen-Dasein fristet“ (hier stimme ich dem Verfasser völlig zu),<sup>1</sup> ist die Veröffentlichung der „Tourismus-Geschichte“ Rüdiger Hachtmanns ein erfreuliches Ereignis für die Tourismus-Forschung und für alle Tourismus-Interessenten, da sie das Thema „Tourismus“ vor allem im deutschsprachigen Raum popularisiert. Im englischsprachigen Raum, wo die Wurzeln des modernen Tourismus liegen, ist in dieser Hinsicht schon viel geschehen. Ein Blick auf die zahlreichen Titel der in den letzten Jahren im Routledge-Verlag erschienenen Publikationen, die sich mit verschiedenen Aspekten des Themas „Tourismus“ beschäftigen, bestätigt dies: „Cultural Tourism“, „Sex and Tourism“, „Wine, Food, and Tourism Marketing“, „Sport and Adventure Tourism“, „Queering Tourism“, „Post-Conflict Heritage, Postcolonial Tourism“ (hier seien nur einzelne Titel genannt).

Die Veröffentlichung ist keine originäre Studie, sondern der Versuch einer Gesamtdarstellung der Entwicklung des Tourismus. Der Verfasser beginnt mit der Betrachtung der Wurzeln des Tourismus, die in der Antike liegen, und endet in den 1990er Jahren. Dabei unterscheidet er verschiedene Typen des Tourismus.

Die zahlreiche Verwendung von Begriffen wie „Prototourismus“, „proletarischer Proto-Tourismus“, „bürgerlicher Tourismus“, „Massentourismus“, „Billigtourismus“, „moderner Tourismus“, „Sozialtourismus“, „Jugendtourismus“, „kommerzieller Tourismus“, die oft nicht klar genug definiert sind, macht die Lektüre des Buches für einen aufmerksamen Leser nicht leicht lesbar und wirkt oft irritierend. Hier wären eine ausführlich begründete Klassifikation der Tourismusformen und eine klare Abgrenzung des Begriffs „Tourismus“ von verwandten Begriffen wie „Reisen“, „Freizeit“, „Mobilität“ wünschenswert.

Die Komplexität des Begriffes „Tourismus“ und die Schwierigkeit, das Phänomen zu definieren, werden besonders bei dem Versuch deutlich, die historischen Formen des Reisens von denen des modernen Tourismus zu trennen, und geben Anlass zu einer weiteren Klärung. In dieser Frage hat die Beschäftigung mit der Etymologie des Wortes „Tourismus“ (von „tour“ Reise) keinen weiterführenden Charakter, da man nicht jede Reise als touristisch bezeichnen kann. In diesem Zusammenhang ist zum Beispiel das Reisen in der Antike und im Mittelalter zu erwähnen. Reisen dieser Zeit wie „der Sporttourismus im klassischen Griechenland“, Reisen zu kulturellen Veranstaltungen wie Theaterfestspie-

1 Dem stehen nur die Bemühungen einzelner Wissenschaftler wie Hasso Spode entgegen, der zu dieser Thematik grundlegende Arbeiten veröffentlicht hat. Vgl. Hasso Spode (Hrsg.): Zur Sonne, zur Freiheit! Beiträge zur Tourismusgeschichte, Berlin 1991; ders. (Hrsg.): Goldstrand und Teutonenrill. Kultur- und Sozialgeschichte des Tourismus in Deutschland 1945 bis 1989, Berlin 1996; ders.: Wie die Deutschen „Reiseweltmeister“ wurden, Erfurt 2003.

len, „zu bestimmten Sehenswürdigkeiten“ oder Pilgerreisen werden vom Verfasser, obwohl nicht immer konsequent (Pilgerreisen im Mittelalter werden mal als „Proto-Tourismus“, mal als „Pilgertourismus“ benannt), als „Proto-Tourismus“ bezeichnet. Es bleibt aber offen, in welchem Verhältnis diese Reisen, die es auch in den modernen Gesellschaften gibt, zu Touristenreisen stehen und wie sich „Proto-Tourismus“ von „Tourismus“ unterscheidet: Werden zum Beispiel Pilgerreisen mit der Eröffnung der Eisenbahn zu einer Form des modernen Tourismus? Für die Begriffsklärung wäre es auch wichtig, den Tourismusbegriff in einen internationalen Kontext zu stellen und der Dynamik der Entwicklung des Tourismus in verschiedenen Ländern mehr Rechnung zu tragen.

Hachtmann stellt jedoch kaum einen internationalen Vergleich an. Dem im Titel implizierten umfassenden Anspruch wird nicht Genüge getan, denn tatsächlich beschäftigt sich der Verfasser nicht mit der globalen oder europäischen Geschichte des Tourismus, sondern vor allem mit der Geschichte des deutschen Tourismus. Nur im Schlusskapitel „Ausblick und langfristige historische Trends“ wird das Phänomen Tourismus im europäischen Diskurs vorgestellt. Dabei spricht der Verfasser dem Tourismus eine besondere Rolle als „Wegbereiter der Globalisierung“ und Grundstein für die Bildung einer europäischen Identität zu.

Somit kommt auch der Tourismus in Osteuropa in der Publikation etwas zu kurz. Lediglich im Kapitel „Tourismus nach 1945 in Ost und West“ betrachtet der Verfasser u.a. die Auslandsreisen der DDR-Bürger in die sozialistischen Länder und stellt fest, dass insbesondere die ČSSR und die UdSSR in den 1980er Jahren als Reiseziele populär waren. Nach seinen Daten, die auf dem Statistischen Jahrbuch der DDR 1989 basieren,<sup>2</sup> vermittelte das Reisebüro der DDR 1989 deutlich mehr Auslandsreisen in die ČSSR (58,0%) als in die UdSSR (20,3%) (S. 150).

Der Schwerpunkt der Veröffentlichung liegt in der Darstellung der Entstehung des modernen Tourismus, bei der die Entwicklung von Verkehrsmitteln einen bedeutenden Platz einnimmt. Dementsprechend wird der Beginn des modernen Tourismus definiert: „Am Anfang des modernen Tourismus steht die Eisenbahn.“ Der Verfasser bestimmt die technische Entwicklung als zentrale Komponente bei der Entfaltung des Tourismus: Während die Eisenbahn „ein revolutionäres Transportmittel“, „Geburtshelfer des modernen Massentourismus“ genannt wird, wird das Motorrad als Mittel des Individualtourismus beschrieben. Dagegen schenkt der Verfasser den kulturellen Faktoren der Tourismusentwicklung, wie zum Beispiel der Erweiterung des Wissenshorizontes oder der Säkularisierung der Gesellschaft, wenig Aufmerksamkeit. Die Publikation lässt auch Anmerkungen zur touristischen Wahrnehmung von Zeitgenossen verschiedener Perioden sowie zur alltäglichen Seite des Tourismus vermissen. So wird das Tourismus-Phänomen, das der Autor in die Technikgeschichte einzubauen tendiert, als wichtiges Feld der „Historischen Anthropologie“ vernachlässigt.

Dennoch – trotz ihres kleinen Formats – bietet die 192 Seiten umfassende Veröffentlichung einen guten Überblick über die Entwicklung des Tourismus im deutschen Raum vom Mittelalter bis in die 1990er Jahre und liefert ein vielfältiges Bild des Tourismus-Phänomens. Wegen ihres kompakten Formats und ihrer klaren Sprache ist die Abhandlung für eine breite Öffentlichkeit besonders geeignet. Allerdings wird in ihr auch auf weiße

2 Der Verfasser hat allerdings nicht, wie in seiner Tabelle angegeben, die Zahlen des Jahres 1989, sondern die des Jahres 1988 verwendet.

Flecken der Tourismusforschung verwiesen, die noch viele theoretische Fragen offen lassen und weitere empirische Studien erforderlich machen. Erst nach ihrer Beseitigung wäre eine Gesamtdarstellung einer globalen Geschichte des Tourismus möglich.

Olga Kurilo, Berlin

**Wiebke Kolbe, Christian Noack u.a. (Hrsg.): Tourismusgeschichte(n), Themenheft der Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung 8 (2009), 176 S., Abb.; John K. Walton (Hrsg.): Journal of Tourism History 1 (October 2009), Nr. 2, 78 S.**

Tourismusgeschichte hat sich mittlerweile als eigenständige Richtung der historischen Forschung etabliert, was die beiden hier vorgestellten Periodika verdeutlichen. Dabei lässt sich nicht verheimlichen, dass diese Richtung keine einheitliche Methodik bevorzugt und sich hier eher all die modischen *turns* in unterschiedlicher Ausprägung wiederfinden. Überraschenderweise liest man aus den Stellungnahmen führender Vertreter der Disziplin immer noch einen gewissen Minderwertigkeitskomplex heraus. Hasso Spode ist somit vielleicht etwas zu pessimistisch, wenn er im einleitenden Aufsatz der „Tourismusgeschichte(n)“ meint, dieser Zweig sei „manch einem anderen Themenfeld an Relevanz unterlegen“. Zwar macht es in der Tat einen „Unterschied für das Schicksal eines Landes und eines Individuums, ob die Menschen in den Krieg ziehen oder in den Urlaub fahren“ (S. 19),<sup>1</sup> aber sind es nicht diese Individuen, die im Nachhinein ihre Kriegserfahrungen damit zu verarbeiten suchen, dass sie mit der Wehrmacht wie Touristen durch Europa gereist sind, wie es exemplarisch in dem Film „Mein Krieg“ von Harriet Eder und Thomas Kufus schon 1989 vorgeführt wurde? Wie immer kommt es in erster Linie auf die Fragestellung an – und ist nicht gerade auch Militärgeschichte „überdurchschnittlich anfällig für gewisse Qualitätsmängel“, wie Spode hier für die Tourismusgeschichte festzustellen meint?

Die Aufsätze der achten Ausgabe des Jahrbuches von „Voyage“, in dem immer schon wechselnde Schwerpunkte wie „Das Bild der Fremde – Reisen und Imagination“ (2/1998), „Reisen & Essen“ (5/2002) oder „Körper auf Reisen“ (6/2003) aufgegriffen wurden, werden nun also unter dem Titel „Tourismusgeschichte(n)“ aus Ost und West aufgeführt. Dies ist nicht als lockere Überschrift über ein Sammelsurium diverser Texte zu verstehen, sondern ganz explizit als Plädoyer für den Tourismuszweig in der Geschichtswissenschaft. Denn die vorangegangenen Bände hatten immer auch einen starken Gegenwartsbezug. Dieser tritt im vorliegenden Band zwar auch hervor, doch geht es dabei um einen ganz speziellen Fall, nämlich den „Heimwehtourismus“, dem sich Anja Paleikis verschrieben hat. Das litauische Nida, das Nidden Thomas Manns, wird hier als ein nostalgischer Sehnsuchtsort gezeichnet, der seit Beginn der 1990er Jahre wieder von seinen ehemaligen Bewohnern und Bewohnerinnen besucht werden kann. Damit untersucht Paleikis einen Ort, an dem das Reisen Veränderungen der sozialen Realität bewirkt hat: Die ehemaligen Bewohner werden im Laufe der Jahre zu normalen Besuchern, die ihr Heimweh überwunden haben. Und das Dorf selber sucht schon aus ökonomischen Gründen nach Wegen, dem Verlangen der Gäste

1 Vgl. auch John K. Walton: Welcome to the Journal of Tourism History, in: Journal of Tourism History 1 (2009), Nr. 1, S. 1-6.

nach Geschichte, d.h. nach dem in der Bundesrepublik konservierten Bild der „alten Heimat“, nachzukommen, ohne seine eigene Gegenwart zu verleugnen. Dem Symbol der Tradition, dem „Kurenwimpel“, konnte auch das halbe Jahrhundert sowjetischer Herrschaft erstaunlicherweise nichts anhaben.

Auch wenn jeder Artikel des schmalen Bandes auf dem ersten Blick ein jeweils spezielles Thema und eine spezielle Zeit untersucht, ergeben sich doch interessante Querverbindungen, die dadurch noch überraschender werden, dass sich zwei Autoren, Eva Maurer und Christian Noack, mit der Sowjetunion beschäftigen. Insgesamt liegt der räumliche Schwerpunkt auf Deutschland (inklusive der DDR). Noack kann an einem Beispiel aus Anapa am Schwarzen Meer zeigen, dass der sowjetische Tourist die Idylle heischende Propaganda des Regimes vom Urlaubsparadies durchaus ernst nahm und an ihr seine Erwartungen orientierte. Letztere konnten dann als einklagbares Recht verstanden werden, worauf wiederum die Organisation, mithin der Staat, reagieren musste. Ähnlich stellt Christopher Görlich die Lage in der DDR dar, wo ebenfalls jeder Mangel am Urlaubsort dem Staat angerechnet werden konnte – und nicht etwa, wie im Westen, zweifelhaften Privatfirmen. Diesen wiederum lag viel an der Kreierung eines Vertrauensverhältnisses zum Kunden mit den in der Nachkriegszeit aufkommenden Pauschalangeboten, wie Christopher Kopper anhand der Werbekampagnen etwa Neckermanns in der BRD demonstriert. Qualitätsversprechen der Anbieter einzuhalten, war ein wesentliches Element dessen, was man in der Marketingsprache wohl als Kundenbindung bezeichnet. Genau daran mangelte es den staatlichen Anbietern im Sozialismus.

Eva Maurer beschreibt die sowjetischen Bemühungen, dem zunächst als bourgeois verschrienen Alpinismus ein sozialistisches Antlitz zu verleihen, der plötzlich zu einer „mächtigen Waffe der Kulturrevolution“ verklärt wurde. Einzelreisen waren verpönt, da „der Proletarier“ in Gruppen reisen sollte, um so nicht nur „kultiviert“ (kul'turno) Erholung zu genießen, sondern zugleich auch den Einheimischen in ihren Bergdörfern „die Revolution“ nahezubringen. Erst in den 1930er Jahren symbolisierte der Bergsteiger dann den Soldaten bzw. Grenzwächter, womit auch eine Maskulinisierung seines Bildes einherging. Nimmt man Maurers Fazit zur alpinistischen Realität der Nachkriegszeit, Frauen seien nur bis ins Basislager gekommen, während die Männer hoch hinaufgestiegen seien, wird deutlich, in was für eine Szene DDR-Alpinisten in der späten Sowjetunion gerieten, wenn sie „unerkant ins Freundesland“ reisten. Kai Reinhart schildert die oft unter abenteuerlichen Bedingungen zustande gekommenen Kaukasustouren junger DDR-Bürger, für die es offiziell fast unmöglich war, ins sowjetische Hochgebirge, das ja meist Grenzregion war, reisen zu dürfen.<sup>2</sup> Hier herrschte purer Individualismus vor, der wiederum oft genug illegales Reisen erst ermöglichte.

Wie die Sowjetunion, so pflegte auch die BRD in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch den unerschütterlichen Mythos vom Touristen als Reisenden in Sachen bildungsbürgerlicher „Kultur“, wie Till Manning darlegt. In diese klassische Vorstellung platzten dann aber nicht nur peinliche Nachrichten über ehemalige deutsche Landser, die in Amsterdam

2 Zu diesem Thema siehe auch der jüngst erschienene, höchst interessante Band von: Cornelia Klauß, Frank Böttcher (Hrsg.): *Unerkant durch Freundesland. Illegale Reisen durch das Sowjetreich*, Berlin 2011.

Soldatenlieder grölten, sondern auch das neue Phänomen des Massentourismus. Inwieweit dessen Aufstieg den langsamen Niedergang des „Baedeker“ begleitete, beschreibt Cord Pagenstecher in seinem Beitrag über Reiseführer in der Bundesrepublik der Nachkriegszeit. Dabei waren es auch die nüchtern gehaltenen Autoreiseführer für den Individualtouristen, welche die Dominanz des klassischen Baedeker untergruben. Wie sehr auch die DDR in den 1950er Jahren der Vorstellung anhing, Urlaub müsse *kul'turno* sein und möglichst in Gruppen organisiert werden, kommt in dem erwähnten Beitrag von Görlich zur Sprache. Geradezu hoffnungslos altertümlich und – das Wort sei erlaubt – gutmenschlich liest es sich heute, wenn der ostdeutsche Feriengast daran erinnert wurde, dass die Angestellten der FDGB-Ferienheime seine Kollegen seien: „Kleine Extrawünsche wird man Dir gerne erfüllen, denke aber immer daran, daß dies zusätzliche Arbeit bedeutet“, hieß es in einer Hausordnung (S. 131).

Familienurlaub war ebenfalls so ein bourgeoises Überbleibsel, mit dem die Sowjetunion nichts anfangen konnte, wie Noack darlegt: Kinder sollten in Kinderlager reisen, und ob Eheleute gemeinsam Urlaub machen konnten, galt bei weitem nicht als ausgemacht und hing in erster Linie von den Betrieben und den von ihnen verteilten Berechtigungsscheinen, den begehrten *putevki*, ab. Wie sich dieses tatsächlich durch und durch bürgerliche Konzept des Familienurlaubs zu Zeiten der „Sommerfrische“ im 19. Jahrhundert entwickelt hat, stellt Elke Krönecke dar. Die Sommerfrische als ein spezieller Ort und eine spezielle Zeit für die Familie steht auch im Mittelpunkt der Ausführungen von Daniela Seidl. Beide Autorinnen konstatieren dabei, wie sehr diese neue Art der Erholung gesellschaftliche Prozesse spiegelte, indem das Bürgertum nicht zuletzt aufgrund seines Distinktionsbestrebens gegenüber dem Adel eigene Formen entwickelte – eben die „Sommerfrische“. Wiebke Kolbe wiederum untersucht konkret einen Ort, der für dieses Konzept prägend war: Der Strand, den sie als institutionalisierten Ort der Annäherung der Leiber versteht (S. 27). Erst seit der Jahrhundertwende entstand in den deutschen Seebädern dann das Familienbad, in dem Männer, Frauen und Kinder gemeinsam baden durften. Damit war auch der Wandel des Badens von einer medizinischen Behandlung zu einem Vergnügen vollzogen.

Karlheinz Wöhlers Plädoyer für eine methodenorientierte Tourismusgeschichte schließt diesen Band ab. Reisen als Erfahrung fremdräumlicher Alterität zu verstehen, als Geschichte sozialer Repräsentationen, welchen der Autor „welterschließende, sozial-integrative und identitätsstiftende Funktion“ zuschreibt (S. 152), mag zweifellos ein integrativer Ansatz sein, Reisegeschichte(n) zu schreiben. Angesichts der potentiellen Breite des Themas, das ja auch technik- oder organisationsgeschichtliche Aspekte umfasst, muss solch ein kulturwissenschaftliches Korsett jedoch nicht immer das *non plus ultra* sein. Genau dies wird auch auf den Seiten des *Journal of Tourism History* exemplifiziert, dessen regionale und zeitliche Bandbreite alles zu umfassen scheint, was sich je in der Geschichte der Menschheit von einem Ort zum anderen bewegt hat, wobei schon ein deutlicher Schwerpunkt auf dem 19./20. Jahrhundert liegt. Aber die Ansätze der Autorinnen und Autoren variieren doch stark, was stets auch, hier dürfte Karlheinz Wöhler nicht widersprechen, mit den jeweils erschließbaren Quellen zusammenhängt. Allein in der der Redaktion des „Nordost-Archivs“ zur Verfügung gestellten Nummer 2 des ersten Jahrgangs 2009 werden so diverse Themen aufgegriffen wie die Diskussionen um die Abschaffung von „paid amusements“ an Sydneys Stränden im frühen 20. Jahrhundert (Caroline Ford), der heutige Gebrauch von maritimer Geschichte zur Ankurbelung des Tourismus in Südnorwegen (Berit Eide Johnsen) und die Bemühungen

des italienischen faschistischen Regimes, Sizilien zu einer Tourismusdestination auszubauen (Silvana Cassar).<sup>3</sup>

Interessanterweise widmen sich die jüngsten Ausgaben der beiden hier vorgestellten Periodika einem von Menschen kreierten festen Ort im Bewegungsablauf des Reisens, ja in vielen Fällen dessen Ziel, das ohne den Reisenden nicht vorstellbar wäre: dem Hotel (Voyage 10 [2011]) bzw. dem Oberthema „International Histories of Mineral Springs Resorts“ (Journal of Tourism History 4 [2012], Nr. 1). Vielleicht ein guter Tipp für die eigene Reiselektüre in der kommenden Urlaubssaison?

Karsten Brüggemann, Tallinn

- 3 Für die Tourismusgeschichte von Ostseeanrainern interessant: Christopher M. Kopper: The Breakthrough of the Package Tour in Germany after 1945, in: Journal of Tourism History 1 (2009), Nr. 1, S. 67-92; Thomas Kaiserfeld: From Sightseeing to Sunbathing: Changing Traditions in Swedish Package Tours; From Edification by Bus to Relaxation by Airplane in the 1950s and 1960s, in: Journal of Tourism History 2 (2010), Nr. 3, S. 149-163; Andreas Renner: Watching Foreign Neighbours: Russian and Soviet Travel Writing about Japan in the First Half of the Twentieth Century, in: Journal of Tourism History 3 (2011), Nr. 1, S. 39-56; Dag Hundstad: A „Norwegian Riviera“ in the Making: the Development of Coastal Tourism and Recreation in Southern Norway in the Interwar Period, in: Journal of Tourism History 3 (2011), Nr. 2, S. 109-128; Auvo Kostiaainen: Tourism and Political Change in Northern European Borderlands: the Karelian Isthmus, c. 1870–1940, in: Journal of Tourism History 3 (2011), Nr. 2, S. 129-145.

**Andreas Hedwig (Hrsg.): „Auf eisernen Schienen, so schnell wie der Blitz“. Regionale und überregionale Aspekte der Eisenbahngeschichte, Marburg/Lahn: Hessisches Staatsarchiv Marburg 2008, 220 S., 73 Abb.**

Das anzuzeigende Buch geht auf eine Ausstellung im Hessischen Staatsarchiv in Marburg aus dem Jahre 2006 zurück, deren Resonanz so positiv war, dass man sich entschloss, die Beiträge eines die Ausstellung begleitenden Symposiums zu veröffentlichen. Hieraus erklärt sich, weswegen die regionalen „Aspekte der Eisenbahngeschichte“ sich ausschließlich auf hessische Gebiete beziehen.

Den Auftakt bildet ein Aufsatz von Ralf Roth, der sich mit den Folgen der Eisenbahntwicklung für die Mobilität im 19. Jahrhundert beschäftigt (S. 1-15). Da die Schrittmacherfunktion der Eisenbahn für die industrielle Revolution eine der großen Konstanten der Modernisierung im 19. Jahrhundert ist und vielfach beschrieben wurde, setzt der Autor bewusst andere Akzente, indem er die neue und preiswerte Form der Bewegung für ärmere Bevölkerungsschichten als eine geradezu revolutionäre Erfahrung betrachtet. Die sozialen Konsequenzen sind, vor allem wenn man die transatlantische Migration betrachtet, offensichtlich: „Auf der Grundlage einer hochmobilen Armenbevölkerung beschleunigten und verstärkten die Eisenbahnen als Teil des transatlantischen Verkehrssystems den Strom der Auswanderer und trugen damit dazu bei, die soziale Frage abzumildern.“ (S. 15) Quasi als Kontrapunkt zum überregionalen Kontext des vorangegangenen Aufsatzes geht es bei Ludwig Brake um die Lage von Eisenbahnarbeitern in Hessen im 19. Jahrhundert (S. 17-34). Der Autor betrachtet vor allem die Situation um 1850, als politische und wirtschaftliche Krisen den Eisenbahnbau zu einem beschwerlichen, aber fast alternativlosen Verdienst für

Tagelöhner und ungelernete Arbeiter machten. Dass es dabei auch zu teilweise handfesten Auseinandersetzungen um die Arbeitsbedingungen und die Höhe des Lohnes kam, ist wenig überraschend. Ganz besonders schnell eskalierte die Situation, wenn in Gestalt belgischer Arbeiter besserbezahlte Konkurrenz im Hessischen erschien, was darauf schließen lässt, dass der Lohnkonflikt durch landsmannschaftliche Ressentiments verstärkt wurde. In einem ebenso knappen wie instruktiven Aufsatz beschäftigt sich Birgit Klein anschließend mit der Architektur des 1888 eröffneten Frankfurter Hauptbahnhofs, dessen profane Bildersprache sie durch eine Reihe von Abbildungen verdeutlicht und aufschlüsselt (S. 35-49). Vom damals größten Bahnhof Europas führt uns der Weg in die Provinz, denn Lutz Münzer analysiert die lokalen wirtschaftlichen Hoffnungen, die den Nebenbahnbau in Hessen beflügelten (S. 51-68).

Standen bisher soziale, architekturgeschichtliche und ökonomische Fragestellungen im Vordergrund, so geht es nun um eine weitere zentrale Rolle der Eisenbahn, die wie keine andere das staatliche Interesse am neuen Fortbewegungsmittel hervorrief: die militärische Nutzung. Klaus-Jürgen Bremm beschäftigt sich mit einem der ersten ‚Eisenbahnkriege‘, der deutsch-französischen Konfrontation 1870/71 (S. 69-80). Der Autor weist zu Recht auf die Kontinuität zur totalen Anspannung aller militärischen und wirtschaftlichen Mittel hin, wie sie sich später in den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts manifestierte: „Mit einem einzigen Federstrich wurde, erstmals schon 1866, eine gewaltige zivile Ressource vollkommen für militärische Zwecke in Anspruch genommen.“ (S. 79) In der Tat: ohne die Eisenbahn wären die Massenheere weder zu transportieren noch mit Munition und Verpflegung zu versorgen gewesen. Insofern steht der Schienenstrang auch für eine Revolution im Kriegswesen. Erst seine militärische Nutzung führte dazu, dass in ganz Europa private Investoren durch den Staat als Eigentümer und Betreiber abgelöst wurden. Die Staatseisenbahnen, die die weitere Geschichte bis zum ausgehenden 20. Jahrhundert prägen und bestimmen sollten, besitzen somit einen eminent kriegerischen Entstehungsgrund. Im folgenden Aufsatz wird das eben angeschnittene Thema aus einer anderen Perspektive beleuchtet: Diente die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft von 1896/97 eher dem Wohle Hessens oder war sie ein weiteres Beispiel preußischer Hegemonie im Wilhelminischen Deutschland? Bernhard Hager, der sich dieser Frage widmet (S. 81-111), kommt zu einem salomonischen Urteil, indem er die „Aufsaugung durch Preußen“ letztlich als „eine Wohltat für Hessen“ interpretiert (S. 111).

Mit der Entwicklung im 20. Jahrhundert beschäftigt sich nur ein kurzer Beitrag: Christopher Kopper berichtet über die Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft (so die offizielle Bezeichnung der deutschen Bahn zwischen 1924 und 1937). Dabei setzt er sich vor allem mit der ökonomischen Seite auseinander und zeigt sich als eifriger Verfechter der damaligen (Pseudo-)Privatisierung, wenn er ausführt, die DRG habe „kapitalaufwändige Investitionen“ getätigt (S. 117) und „unternehmerische Flexibilität“ (S. 118) an den Tag gelegt. Aus eisenbahnhistorischer Sicht sieht die Bilanz deutlich anders aus: Sieht man von einigen prestigeträchtigen Aktionen wie den Vt-Schnelltriebzügen oder dem noblen ‚Rheingold‘ zwischen Hoek van Holland und Basel ab, blieb das Beschaffungsprogramm der DRG ein Torso, musste noch Ende der 20er Jahre im Dampflok-Programm eine leichtere Type (Baureihe 03) angeschafft werden, weil es nicht gelungen war, den Großteil der Strecken für eine Achsfahrmass von 20 Tonnen auszubauen, für die die neue Schnellzugbaureihe 01 ausgelegt war. Die Neukonstruktion einer mittelgebirgstauglichen, vierfachgekuppelten

Schnellzuglokomotive gelang während der ganzen Zwischenkriegszeit nicht, so dass nur der Rückgriff auf die ‚alte‘ preußische P 10 (Baureihe 39) blieb, die Anfang der 20er Jahre hergestellt worden war. Weder damals noch heute war die Privatisierung des deutschen Eisenbahnwesens eine Erfolgsgeschichte, ganz im Gegenteil.

Am Ende des Textteils reflektiert Peter Borscheid unter dem Titel „Zeitzünder: Zeit der Züge – Zeit des Tempos“ (S. 121-130) über die mit den Schienen einhergehende Beschleunigung des Alltags der Menschen. Rund ein Viertel des Buches ist abschließend dem Katalog der Ausstellung gewidmet, in den Karl Murk (S. 133-137) einführt.

Der Band bietet einen fast ausschließlich regional ausgerichteten, faktisch auf das 19. Jahrhundert begrenzten, wenig systematischen Einblick in eisenbahngeschichtliche Themen aus dem hessischen Raum. Es wäre nicht verkehrt gewesen, dies auch im Buchtitel deutlich hervorzuheben, um Missverständnissen vorzubeugen. Die einzelnen Aufsätze sind durchaus lesenswert und interessant, doch lässt sich der Eindruck einer gewissen Beliebigkeit nicht vermeiden. Trotz dieser Schwächen stellt der Band unter Beweis, dass eisenbahngeschichtliche Fragestellungen und Forschungen nicht nur für Spezialisten der Beschäftigung lohnen.

Joachim Tauber, Lüneburg

**Rudolf Jaworski, Peter Oliver Loew u.a. (Hrsg.): Der genormte Blick aufs Fremde. Reiseführer in und über Ostmitteleuropa, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2011, 290 S.**

Man kann sich vorstellen, dass die Lübecker Tagung der Academia Baltica vom Oktober 2008, die diesem Sammelband zugrunde liegt, zu lebhaften Diskussionen geführt hat und gerade dadurch für alle Beteiligten recht ergiebig gewesen sein muss. Theoretiker und Praktiker des Reiseführers an einem Ort zu versammeln – manche der Teilnehmer waren (und sind) sogar auf beiden Gebieten aktiv –, dürfte eine spannende Versuchsanordnung abgegeben haben. Wer indes hofft, auf den Seiten des vorliegenden Bandes diesen Diskussionen nachspüren zu können, wird nur im letzten Beitrag fündig, in dem mit Hinnerk Dreppenstedt ein erfahrener Lektor aktuelle Tendenzen der Reiseführergestaltung in den Kontext der Marktregeln stellt und es dabei auch noch schafft, auf die Themen der Tagung einzugehen. Der von Dreppenstedt betonte marktwirtschaftliche Kontext hätte vielleicht auch eine gute Klammer abgeben können für all die Texte, die hier versammelt sind, doch scheint ein kulturwissenschaftlicher Zugang zu diesem Genre bislang nicht vorhanden. So stehen Analysen von Text und Bildern älterer Exemplare der Gattung recht unverbunden neben Visionen über deren digitale Zukunft („geocaching“), wobei allen Beiträgen gemeinsam höchstens die große Unbekannte der Nutzer ist. Nur manchmal erfahren wir etwas über die Bestseller der Branche, bei denen zumindest davon ausgegangen werden kann, dass sie gekauft wurden; angesichts der nicht von der Hand zu weisenden Prognose, iPhones verleiteten zur Vernachlässigung bedruckten Papiers als Führer durch unbekanntes Gelände, darf man sich durchaus fragen, wie lange sie überhaupt noch Abnehmer finden.

Aber bleiben wir bei der Analyse der speziellen Text-Bild-Komposition, die Reiseführer ihrer Leserschaft anbieten, eine Kombination, die in diesem Band sowohl für historische als auch für aktuelle Publikationen durchdekliniert wird: Was können sie einer kulturwis-



senschaftlich aufgeschlossenen Forschung bieten? Es ist wahr: In Worte gefasste soziale Ordnungen, vulgo: Stereotype und Vorurteile, spiegeln sich vortrefflich in diesen komprimierten Texten zu fremden Ländern und noch fremderen Leuten. Allerdings muss es Vermutung bleiben, wenn Martina Thomsen über nationale Stereotype in Reiseführern der Jahre 1938 bis 1945 über Wien, Prag und Budapest leichthin schlussfolgert, dieses Genre gebe „Auskunft über die Autostereotype des Verfassers und in der Folge, *so muss man wohl annehmen*, auch der Leserschaft“ (S. 104, Hervorhebung durch den Rezensenten). Gerade bei den von ihr untersuchten Texten aus der NS-Zeit kann man das in dieser Verallgemeinerung auch als Unterstellung werten, zumal sie selbst abschließend erklärt, es sei nicht feststellbar, auf welche Weise verbreitete Stereotype auf die Leser gewirkt hätten (S. 110). So bleibt bei aller Sympathie für diesen Forschungsansatz ein schaler Beigeschmack: Inwieweit unsere heutigen feinen Analysen historischer Text- und Bilderreisen zeitgenössische Lese- und Denkgewohnheiten abzubilden vermögen, bleibt dahingestellt. Denn es verwundert nicht wirklich, bei Thomsen davon zu lesen, dass während der Nazi-Zeit das „deutsche“ Prag in den Mittelpunkt gestellt und von den Tschechen auf nationalistischen „Irrwegen“ geschrieben wurde, während die Ungarn eine „ausgeprägte Vaterlandsliebe“ zieren durfte (S. 104 f.). Gereist, so viel steht fest, wurde damals auch noch nicht so viel wie heute, auch wenn manch ein „Landser“ bekanntlich seine Kriegserlebnisse nachträglich mit touristischem Sinn zu versehen suchte.

Wichtig für den Einstieg in die im vorliegenden Band angesprochene Thematik sind die drei Beiträge, die als erster Hauptteil unter dem Titel „Grundlagen“ zusammengefasst werden. Bernhard Struck plädiert mit guten Gründen dafür, den „genormten Blick“ nicht erst mit dem Aufkommen von Baedekers und Murrays Reiseführern um 1830 zu verbinden. Zwar hatten sich das Reisen durch die vermehrte Nutzung der Eisenbahn entscheidend verändert und damit auch das Informationsbedürfnis der Touristen; unverändert blieb, dass es zumindest für beliebte Reiseziele durch die Literatur vermittelte Erwartungshaltungen gab, die immer wieder Bestätigung fanden. Diesen Zusammenhang zwischen neuen Medien und der ihr zugrundegelegten sich verändernden Kultur – hier des Reisens – fasst Susanne Müller unter dem Begriff der Medienkulturgeschichte. Reisehandbücher stellten sich auf die neuen Reiseformen des 19. Jahrhunderts auch unter Ausnutzung neuer technischer Möglichkeiten u.a. mit der Publikation von Panoramabildern ein. Die Visualisierung des Mediums setzt sich fort, neue Kontinente werden reiseführermäßig erschlossen, bis schließlich Text und Bild zu Beginn des 20. Jahrhunderts nurmehr punktuellen, stichwortartigen Charakter annehmen. Das universale Handbuch hat ausgedient, es kommen immer mehr spezielle Formen für Rad- oder Autofahrer, für Arbeiter, Jugendliche, Kunstliebhaber usw. auf den Markt.

Unter den griffigen Titel „Nichts Fremdes ist mir fremd“ untersucht Nicolai Scherle das Medium Reiseführer im Kontext der imaginären Geografie, der *mental maps* der Konsumenten. In diesem Genre können Anziehung und Abstoßung durch das Fremde prononciert hervortreten, da das Unbekannte „sich als Projektionsfläche für Phantasien und Wünsche jeder Art“ anbiete (S. 62). Gerade bei Beschreibungen von als „exotisch“ wahrgenommenen Regionen können alle Insignien der Moderne ausgeblendet werden, um der vorgestellten Erwartungshaltung des Touristen zu entsprechen. Scherle schließt mit dem optimistischen Fazit, dass sich aktuell so viele differenzierte Reiseführer wie noch nie auf dem Markt halten könnten: oft in Nischenpositionen, aber stets der interkulturellen Dimension verschrieben. Ob da das iPhone mithalten kann?

In der historischen Sektion wird uns verdeutlicht, dass die Kulturwissenschaft mit Hilfe der in Reiseführern vermittelten Bilder – in Maciej Janowskis Worten – „gewissermaßen an den Stereotypen der Epoche“ teilhaben könne (S. 75). Er selbst führt dies anhand der diversen Baedeker über Österreich-Ungarn vor, welche den Bildungsbürger bei seiner Reise begleiteten. Diese Reise sei mit Ritualen und symbolischen Bedeutungen aufgeladen worden und könne fast als eine Alltagsversion der Monarchenreise durch sein Reich gesehen werden (S. 82). Hubert Orłowski vermisst das in deutschsprachigen Reiseführern zu Posen vermittelte Bild der urbanen Kulturlandschaft bis in die Jahre des Zweiten Weltkriegs hinein. Mit Marta Kowerkos Beitrag über die Rückkehr der nationalen Erzählungen in polnischen Reiseführern über Vilnius bzw. Wilno erreichen wir die Gegenwart mit dem skeptischen Fazit der Autorin, dass es wohl noch zu früh sei, in der Stadt gemeinsame Erinnerungsorte für Litauer und Polen beschreiben zu wollen. Zu deutlich trete in den letzten Jahren der Bedarf auf polnischer Seite hervor, Wilna als polnische Kulturlandschaft darzustellen. Ein Längsschnitt durch ein knappes Jahrhundert besichtigter Geschichte im Falle Danzigs/Gdańsk von Iris Engemann schließt diesen Block ab.

Im nächsten Teil über Reiseführer der Gegenwart kommen zum Teil auch Praktiker des Genres zu Wort, die zugleich als Kulturwissenschaftler über ihre eigenen Werke reflektieren. Andreas Fülberth darf daher abschließend konstatieren, dass er selbst sich in seinem Reiseführer über Lettland und seine Hauptstadt Riga (2007) derselben Bilder in Bezug auf den „Zuckerbäckerstil“ des Gebäudes der lettischen Akademie der Wissenschaften sowie des heutigen Okkupationsmuseums („ein dunkelgrauer Schrein“) bedient hat, die er zuvor bei anderen Autoren hinterfragt hatte. Tomasz Torbus berichtet über seine Erfahrungen mit dem Prozess der Fotoauswahl („Panjewagen – Störche – Plattenbauten“), in den sich doch meist die Redaktionen einmischten, ohne Rücksicht auf die ästhetischen Vorlieben der Autoren zu nehmen. Małgorzata Omilanowskas kurze Ausführungen betreffen den offensichtlichen Publikumserfolg visueller Reiseführer, in denen Text quasi nur noch der faktischen Erläuterung der Bilder dient, und fragt nicht zu Unrecht, ob der Tourist des 21. Jahrhunderts bald keine weitergehenden Informationen mehr haben wolle. Der überall per Smartphone einsehbarer Wikipedia-Eintrag indes ist, so mag man ergänzen, womöglich ausführlicher, als es der dickste Baedeker je hätte sein können. Dass in einem Merian-Sonderheft von 1955 Königsberg als ein lohnendes Reiseziel vorgestellt wird, gehört zu den Randglossen, die einer Betrachtung dieses Genres einen Schuss Absurdität verleihen. Jerzy Kałużny verdeutlicht daneben aber auch die sowjetischen Versuche, Kaliningrad als russische Stadt darzustellen, ein Unterfangen, das sich auch für die Zeit nach der 750-Jahrfeier 2005 nachweisen lässt. Anna Kochanowska-Nieborak wiederum macht anhand von deutschen Reiseführern über Polen fest, wie stark die traditionellen anti-polnischen Ressentiments stereotyp immer noch Verwendung finden.

Der Grat zwischen Vorurteil und dem Besonderen, dem Charakteristischen, ist, wie Dreppenstedt abschließend ausführt, doch zuweilen recht schmal. Und die Autoren haben im Interesse des Verlags stets daran zu denken, „welche Merkmale eines Landes Interessierte dazu bringen könnten, tatsächlich dorthin zu fahren“ (S. 272). Damit ist auch der Spagat benannt, den die kulturwissenschaftliche Analyse leisten muss, will sie den Geheimnissen und Wirkungen dieser Form eines Gebrauchstextes auf die Spur kommen. Der vorliegende Band leistet in all seiner thematischen Breite einen willkommenen Beitrag dazu.

Karsten Brüggemann, Tallinn

**Auvo Kostiaainen, Taina Syrjämaa (Hrsg.): Touring the Past. Uses of History in Tourism, Savonlinna/Joensuu: The Finnish University Network for Tourism Studies 2008, 152 S., Abb.**

Wer reist, will etwas sehen. Und was schon in der Geschichte der „Grand Tour“ als Sehenswürdigkeit zur Erweiterung des eigenen Horizonts für den elitären Reisenden galt, hat auch heutzutage seine Attraktivität nicht verloren – selbst wenn an die Stelle des traditionellen Bildungskonzepts heute eher die so genannte Eventkultur, das Inszenieren der Vergangenheit tritt. Der hier anzuzeigende Sammelband vereinigt Beiträge zu einigen Aspekten dieser Reisen in die Vergangenheit, die vom Untertitel recht genau erfasst werden: Der Gebrauch der Geschichte im Tourismus. Indes werden beide Begriffe, sowohl „Geschichte“, der auch *story* meinen kann, als auch „Tourismus“, worunter auch individuelles Reisen verstanden wird, recht breit ausgelegt. Es geht um Repräsentationen und Marketing, um Reiseführer und literarisch geschaffene Bilder bestimmter Regionen sowie um Weltkulturerbe und Gruseltourismus. Die hier versammelten Texte sind selten komparatistisch angelegt, sondern beschäftigen sich meist mit einem Land oder sogar nur einer konkreten Region, wobei neben dem Ostsee- auch der Mittelmeerraum angesprochen wird. Als grundsätzliche geografische Eckpunkte wären – im Uhrzeigersinn – Norwegen, die baltischen Länder, Italien und Portugal zu nennen; zeitlich reicht der Band vom späten 18. bis ins frühe 21. Jahrhundert.

Der Herausgeber und führende finnische Tourismushistoriker Auvo Kostiaainen (Turku) behandelt in einem knappen Überblick die Aufarbeitung historischer Straßen im Sinne des *product development*. Er unterscheidet Handelsrouten, Kulturstraßen (wie z.B. die „Deutsche Märchenstraße“), militärisch genutzte Wege und Routen, die auf bestimmten technologischen Innovationen beruhen (z.B. spezielle Eisenbahnrouen), wobei er über Europa hinausgreifend u.a. auch die *Route 66*, die Seidenstraße und die Sklavenrouten zwischen Afrika und Amerika anspricht. Berit Eide Johnsen (Kristiansand) analysiert das Image der norwegischen Südküste (*Sørlandet*), einer Region, die bis in die 1870er Jahre hinein vom Schiffbau geprägt war und heute beliebtestes Sommerurlaubsziel der Norweger ist. Die wirtschaftliche Depression des späten 19. Jahrhunderts führte dazu, dass Schriftsteller ein Image der Region zeichneten, das – zuweilen durchaus liebenswert und romantisch („Fischer Markus“) – von Langsamkeit und Rückständigkeit zeugte. Die Autorin zeigt, wie heutzutage lokale Initiativen der Region ein moderneres Ansehen geben wollen, während der typische norwegische Tourist doch eher an den tradierten Bildern von Ruhe und Erholung hängt.

Zwei gut aufeinander abgestimmte Beiträge behandeln Italien, das klassische Land des Kulturtourismus. Taina Syrjämaa (Turku) zeigt, wie sich das Land in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf den schon damals auftretenden Typus des Gastes, der neben historischen Sehenswürdigkeiten vor allem preiswerte Unterhaltung sucht, eingestellt hat. Die antike römische Kultur blieb im Mittelpunkt der Werbung, doch ging es vor allem um deren visuelle Erscheinung, dank derer die Vergangenheit für den Reisenden, der am Ende der 1930er Jahre ohnehin meist nur für drei Tage nach Rom kam, einfacher konsumierbar wurde. Interessanterweise ging es hierbei aber nicht um Politik: „Fascist ideology was conspicuously absent from tourist propaganda“. Allerdings rief die moderne Art der Präsentation des ja durchaus auch vom Regime Mussolini politisch genutzten Kulturerbes 1929 Kritik hervor, Italien sei zum Vergnügungspark mutiert. Dass dagegen eingewandt wurde, es sei unreal,

einen freudlosen, bildungsorientierten „monastic tourism“ zu fordern (S. 51 f.), erinnert an heutige Debatten um den Aspekt der Authentizität in der Kommerzialisierung der Vergangenheit durch die Tourismusindustrie. Mit dem Wandel nach dem Zweiten Weltkrieg, der „Amerikanisierung“ des Tourismus in Italien, beschäftigt sich Patrizia Battilani (Bologna). Zunächst lenkt sie die Aufmerksamkeit darauf, dass nun mehrere Akteure, regionale wie zentrale, private wie staatliche, in den Fremdenverkehr involviert waren und dass der Massentourismus vor allem in den bislang unterentwickelten Regionen dem wirtschaftlichen Fortschritt auf die Sprünge helfen sollte. Zugleich wurde die kulturelle Vergangenheit des Landes in den Schatten gestellt (und blieb nur in der Werbung für städtische Zentren aktuell), da nun mit den Stränden und im geringeren Maße auch den Bergen die natürlichen Attraktionen des Landes ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückten. Gerade in den Seebädern sei es schließlich seit den 1970er Jahren zu einem zunehmenden Ausbau des Vergnügungspotentials (Delphinarien, Diskotheken) gekommen, den die Autorin als „Amerikanisierung“ betrachtet.

Die iberische Halbinsel ist ebenfalls mit zwei Beiträgen vertreten. Marcelo Fabián Figueroa (Tucumán) untersucht die Repräsentation der spanischen Hauptstadt am Ende des 18. Jahrhunderts in den Augen ihrer Besucher im Rahmen der traditionellen „Grand Tour“, die nun, nicht zuletzt dank der Umwälzungen im Frankreich der Revolutionsjahre auch Madrid als eine Art Ersatz für Paris erreichte. Unter Carlos III. wurde die spanische Hauptstadt zu einer königlichen Metropole (*Urbs Regia*) ausgebaut, wozu auch die Schaffung eines naturhistorischen Kabinetts (*Real Gabinete de Historia Natural*) 1772 gehörte. Der hier zur Schau gestellte exotische Reichtum vor allem der Kolonien in der Neuen Welt gehörte zum Besuchsprogramm und wurde in den Reiseberichten ausführlich gewürdigt. So erhielt die Bourbonenmonarchie nicht nur imperiales Ansehen, sondern bei aller Kritik vor allem auch naturwissenschaftliche Glaubwürdigkeit und eine gewisse urbane, bürgerlich konnotierte Würde. Für den portugiesischen Kontext erschließen Maria Luísa Santos, Ana Cardoso de Matos und Maria Ana Bernardo (Évora) die Geschichte der 1906 gegründeten *Sociedade Propaganda de Portugal*, zu deren Zielen neben der intellektuellen, moralischen und materiellen Entwicklung des Landes insbesondere zählte, Besucher anzulocken, die das Land „lieben“ sollten (S. 95). Zur selben Zeit erschienen auch die ersten erschwinglichen Reisehandbücher über ganz Portugal, die das gestiegene Interesse des Publikums an Strandurlaub widerspiegeln. Leider wird deren Inhalt nicht weiter untersucht und die Autoren beenden ihren etwas zusammengepuzzelt wirkenden Text mit einigen Beobachtungen über Industriegebäude in Reiseberichten aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Ein besonderes Thema hat sich Hanna Kuusi (Helsinki) in ihrem Beitrag über: „Prison Experiences and Socialist Sculptures“ ausgesucht: die Attraktivität der sowjetischen Vergangenheit in den baltischen Staaten. Neben dem litauischen Grutas-Park, in dem – umgeben von Gulag-Wachttürmen – zahlreiche Statuen aus der Sowjetvergangenheit in einem malerischen Waldstück ausgestellt sind, behandelt sie das Tallinner Patarei-Gefängnis, in dem man für – mittlerweile – 40 Euro auch eine Art all-exclusive Terror-Paket mit „authentischer“ Zellenerfahrung buchen kann.<sup>1</sup> Zudem zieht sie die Okkupationsmuseen der drei Hauptstädte hinzu, welche indes mehr beschrieben als analysiert werden. Anhand der öf-

1 Information unter der URL: <http://patarei.org/est/tegevused-vanglaseiklus.php> [letzter Zugriff: 17.7.2011].

fentlichen Debatte um Grutas-Park und Patarei wird versucht, das diskursive Umfeld dieser Installationen von Gefangenschaft zu charakterisieren, wobei auch die Befürchtung mancher Zeitgenossen angesprochen wird, mit einer derartigen Eventkultur die Vergangenheit letztlich nur zu beschönigen. Aus sprachlichen Gründen bleiben der Autorin freilich litauische und lettische Diskussionen fremd. Leider werden auch ihre potentiell spannenden Reflexionen über Grausamkeiten als Konzept im Fremdenverkehr im Rahmen dieses Artikels nur angedeutet.

Der Band wird fortgesetzt von einem Beitrag von Eugénie Briot (Paris) über den Gebrauch der Vergangenheit in den Museen von zwei französischen Luxuslabels, Bernardaud (Porzellan) und Baccarat (Kristallglas). Während ersteres sich den Erhalt des Firmenerbes bei Limoges auf die Fahnen geschrieben hat und genau über die historischen Herstellungsbedingungen des Porzellans berichtet, geht das zweite in Paris gänzlich andere Wege, indem der Kontext des für die Firma typischen Designs mit allen Finessen inklusive einer Abteilung über Alchemie inszeniert wird. Briots Schlussfolgerung, eine solche Perspektive bringe das Erbe einer Firma mit der individuellen und emotionalen Geschichte eines Besuchers zusammen, klingt allerdings eher nach dem Strategiepapier einer dieser Firmen denn nach wissenschaftlicher Analyse.

Abschließend informiert Tanja Vahtikari (Tampere) über den Wandel der Definition von *heritage* im Gebrauch der UNESCO in Bezug auf historische Städte und die Rolle, die der Tourismus dabei spielt. Letzterer ist dabei sowohl interessiert an der Bewahrung des für Fremde attraktiven „Alten“ als auch Initiator von Veränderungen (Hotels, Infozentren etc.). Interessant ist aber vor allem die Frage, wie die diversen Formen des Kulturerbestatus mit dem Wandel der geschützten Orte umgehen. Auch wenn in letzter Zeit den sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Kontexten der erwählten Stätten mehr Aufmerksamkeit geschenkt worden sei, definiere die UNESCO weiterhin eher das Bild der visuellen, materiellen und statischen Stadt als schützenswert.

Was lässt sich resümierend zu solch einem bunten Strauß an Texten sagen? Im Grunde kommt dieser Sammelband wie eine Zeitschrift zum Oberthema Geschichte und Tourismus daher. Unterschiedliche Themen werden von Autoren aus verschiedenen Ländern und wissenschaftlichen Kontexten behandelt, ohne einem bestimmten Forschungskatalog verpflichtet zu sein. Thematische Kohärenz war offensichtlich auch nicht angestrebt, weshalb man diese vielfältige Mischung auch niemandem vorwerfen kann. Wer sich einen Überblick über aktuelle Themen der historischen Tourismusforschung verschaffen will, ist mit „Touring the Past“ bestens bedient.

Karsten Brüggemann, Tallinn

**Karen Klitgaard Povlsen (Hrsg.): Northbound. Travels, Encounters and Constructions 1700–1830, Aarhus: Aarhus University Press 2007, 411 S.**

„Northbound“ präsentiert die Resultate eines gut 4-jährigen Forschungsprojektes (2001–2005) über geografische, mentale, kulturelle und politische Konstruktionen des „Nordens“ zwischen 1700 und 1830. In dem vorliegenden Sammelband von 2007 werden Eigen- und vor allem Fremdbilder zum skandinavischen Norden thematisiert, die insbesondere in Reiseberichten und dem Genre der Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts Niederschlag fanden.

Wie wird „der Norden“ konstruiert – dystopisch und utopisch? Und welche Implikationen verbergen sich möglicherweise dahinter?

Die Autoren der Beiträge konzentrieren sich im ersten der insgesamt zwei Abschnitte auf „Naming and defining the North“, die des zweiten Teils „Encountering and Experiencing the North“ befassen sich mit „konkreten“ Reisen in den skandinavischen Norden, um den unterschiedlichen Konzepten pragmatischen Gehalt zu verleihen.

Allein dass in „Northbound“ das Hauptaugenmerk auf das 18. Jahrhundert gelegt wird, ist an dem Sammelband bemerkenswert. Denn damit fällt das Interesse vor die Zeit der wohlbekannten (national)romantischen Konzeptionen des Nordens im frühen 19. Jahrhundert, und so werden tiefer liegende, vermeintlich unbekanntere Vorstellungen freigelegt. Wie auch die deutschen Forschungsprojekte zum Norden zeigen – das „Projekt Norden“ am Berliner Nordeuropainstitut (seit 2002, im Band mit Beiträgen von Bernd Henningsen, Hendriette Kliemann-Geisinger und Antja Wischmann vertreten) oder das interdisziplinäre Graduiertenkolleg *Imaginatio borealis* der Universität Kiel (2001–2009) –, stellt die Zeit zwischen 1750 und 1800 eine zentrale Konstruktions- und Umwertungsphase für die Vorstellungen und Bilder vom Norden dar, in der die wichtigsten Weichen für die weiteren Imagologien gestellt werden. Allerdings wird auch in „Northbound“ jener Zeitrahmen nicht streng eingehalten, sondern es wird bis in das 17. Jahrhundert zurückgegangen (Jesper Hede, Peter Stadius) und darüber hinaus wird ein Einblick in die Konstruktionen und Bilder des Nordens im 20. Jahrhundert gegeben (Peter Fjågesund).

Jesper Hede eröffnet den Band mit der Frage, was der Süden (Italien, Spanien) über den Norden (Skandinavien) im 17. und 18. Jahrhundert wissen konnte, und verfolgt die Verbreitung nordischer Literatur und deren Rezeption im südlichen Europa. In politischer Perspektive blickt auch Peter Stadius aus dem Süden auf den Norden, namentlich auf Gustav Adolf von Schweden, der in Spanien einerseits als nordisch-heldenhaft, andererseits als nordisch-monströs eingestuft wird.

Eine ebenso zwiespaltene Wahrnehmung des Nordens führt Karen Langgård anhand von Reiseberichten über Grönland vor, in denen der „hohe Norden“ zum einen als „Hort des Wilden“ wahrgenommen wird, zum anderen können in ihnen aber zivilisatorische Anzeichen ausgemacht werden, wie die christianisierten Inuit und grönländischen Dänen.

Den Wandel in der Bewertung jener ambivalenten „Natur“ und Beschaffenheit des Nordens sowie seiner Bewohner zeigt Sumarlidi R. Isleifsson in seinem Beitrag. Er macht deutlich, dass sich das Bild Islands und der Isländer nach ca. 1750 vom peripheren, rückständigen Barbarentum zugunsten eines arkadischen „Hellenentums des Nordens“ verändert. Pär Eliasson macht eine ähnlich gewandelte Prägung für das Bild der schwedischen Hauptstadt Stockholm und der Universitätsstadt Uppsala anhand von deutschen Reiseberichten aus, die sich an der intellektuellen Aufgeklärtheit des dortigen Geisteslebens bemisst. Auch Antje Wischmanns Beitrag über die schwedische Industriesiedlung Löfstabruk, die in einem scheinbar kulturellen „Niemandland“ über eine bedeutende „aufgeklärte“ Bibliothek verfügt, bewegt sich in jenem Spannungsfeld.

Im Zusammenhang von politischen Beziehungen betrachtet Sylwia Schwab polnische Reiseberichte des Nordens und macht darin Differenzen in der Wahrnehmung Schwedens und Dänemarks durch die Polen aus. Anja Ryall hingegen begleitet englische und italienische Lapplandreisende, deren Beschreibungen sie unter dem Genderaspekt betrachtet: Der Norden wird als Raum maskuliner Herausforderung wahrgenommen. Auch der Beitrag

von Stephanie Buus über das mysteriöse Verschwinden eines Reisenden in Norwegen lässt sich in jenen Kontext einordnen, während Bjarne Rogans pragmatischer Überblick über die schwierigen Reisebedingungen im Norwegen des 18./19. Jahrhunderts die literarischen Verarbeitungen jener Reisen ab- und einschätzbarer macht.

Die Beiträge zeigen dabei immer wieder, dass das semantisch wandelbare Feld des Nordens als Bestimmungsgröße für die Fremd- und implizit auch die Eigenwahrnehmung dient: Nordische Sitten, nationale Charaktereigenschaften, Stadt- und Landbilder werden beschrieben, mit den heimatlichen verglichen, als Stereotyp entlarvt, revidiert oder bestätigt und Diskurse über Identität und Alterität etabliert. Politische Implikationen beeinflussen die Bilder und Einschätzungen der Reisenden, aber ebenso gehen philosophische, anthroposophische und kulturelle Konzepte in die Beurteilungen und Konstruktionen des Nordens ein.

Marianne Raakilde Jespersen verfolgt die bekannten und wirkmächtigen Reiseberichte der Mme de Staël, deren „mapping“ und Darstellung des – englischen – Nordens im semantischen Gegensatz zu einem südlichen Paradigma und unter dem Nimbus „des Erhabenen“ steht. Karen Klitgaard Povlsen umreißt in ihrem Beitrag den geistigen Nährboden für die europäische Rezeption altnordischer (eddischer) Mythologie, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einsetzt, und deutet dabei gleich mehrere bedeutende Konzepte für den Komplex „Norden“ an: Neben dem Paradigma des Sublimen wirken Montesquieus klimatheoretische Überlegungen, Rousseaus Begriff vom Naturzustand des Menschen und Herders Vorstellung von einer nordischen Wiege des „Volksgeistes“ katalysatorisch auf die Rezeption ein und verbinden sich mit Macphersons Ossian, dem „Homer des Nordens“ und Prototyp des romantischen Geniebegriffs. In Skandinavien selbst beflügeln daneben auch archäologische Funde die (Re)Konstruktion einer eigenen, selbstbewussten nordischen Vergangenheit, wie Karin Sanders am Beispiel Dänemark verdeutlicht. Von der einsetzenden dänischen Nationalromantik mythisch überformt, wandeln sich jene Funde zu identitätsstiftenden Symbolen.

Kirsten Gomard und Bernd Henningsen thematisieren in ihren Beiträgen, dass das nordische literarische und mythologische Gestrüpp jedoch auch von den Deutschen für sich in Anspruch genommen wird. Gomards leicht provokatives „Were the languages in the Nordic Countries Nordic?“ verfolgt den Disput zwischen dem Dänen Rasmus Rask und den Deutschen Jacob und Wilhelm Grimm um die sprachgenealogische Hegemonie des Deutschen gegenüber dem Dänischen, Schwedischen und Isländischen. Henningsen deutet in seinem umfangreichen Artikel an, dass die geistigen Einflüsse Skandinaviens auf Europa (vgl. Klitgaard Povlsen) und insbesondere auf Herder auch eine entgegengesetzte Dimension aufweisen. Er legt vielfältige Spuren für Herders Einwirken auf das skandinavische Geistesleben (Grundtvig) frei.

Dass nicht nur das spätere Deutschland im 18. Jahrhundert durchaus zum Norden gerechnet wurde, belegt der umfassende Beitrag von Hendriette Kliemann-Geisinger deutlich: Historische Geschichtsbücher, Atlanten, Enzyklopädien und Lexika (z.B. Schlözer) zeugen von einem sehr viel breiteren Begriff des Nordens, zu dem selbstverständlich auch England und insbesondere Russland mit Katharina der Großen als „Stern des Nordens“ gehörten.

Obwohl Kliemann-Geisinger und andere Arbeiten (vgl. u.a. Hans Lemberg in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 33 [1985], S. 48-91) zeigen, dass der Norden bis weit in das 19. Jahrhundert keine rein skandinavische Angelegenheit war, werden in den Beiträgen in „Northbound“ jedoch ausschließlich Vorstellungen von Norwegen, Dänemark, Schweden,

Island und auch Finnland verhandelt. Damit wird der heutigen eurozentristischen Konstruktion vom Norden gefolgt, zugleich wird der Band um einige weitere interessante inhaltliche Aspekte und Arbeitsbereiche zum Norden zwischen 1700 und 1830 gebracht.

Auch wäre es wünschenswert gewesen, was aber in Sammelbänden nie ganz gelingen kann, die angesprochenen Konzepte zum Norden weiter auszuführen. Denn im Gegenzug wirken die in den Reiseberichten beschriebenen Fremdbilder, wie Klitgaard Povlsen in der Einleitung zu „Northbound“ selbst anmerkt, trotz ihrer Vielfalt zum Teil redundant.

Dass gerade die imagologischen, philosophischen, politischen und mentalen Konzepte, ihre Umwertungen und Dekonstruktionen die Komplexität und Variabilität des nordischen Paradigmas indexieren, zeigt der letzte, überaus spannende Beitrag des Bandes von Peter Fjågesund. Er verfolgt am Beispiel des norwegischen Ortes Rjukan, wie jener durch verschiedene, gar widerstreitende „nordische Konzeptionen“ durchkonjugiert wird: vom urtümlich Erhabenen des 18. Jahrhunderts über das Fortschrittsmodell im Zeitalter der Industrialisierung bis hin zur dystopischen Legende im Zweiten Weltkrieg. Fjågesund verweist damit wieder zurück auf die Ausgangsthese in „Northbound“ und auf die Zeit der Aufklärung, in der gerade die erste Nahtstelle zwischen nordischer Dystopie und Utopie gezogen wird.

Katja Wiebe, München

**Olga Kurilo (Hrsg.): Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert, München: Martin Meidenbauer 2009, 295 S.**

In den letzten Jahren hat das Themenfeld „Tourismus“ in der Geschichtsforschung merklich an Gewicht gewonnen, bündelt es doch mentale, soziale, ökonomische und politische Prozesse wie in einem Brennglas. In regionalbezogenen Studien aus deutscher Feder stehen dabei die Alpen, der Rhein und die Seebäder im Vordergrund. Zu letzteren liegt schon seit dem Kaiserreich Heimathistorisches und Populärwissenschaftliches vor: oft informative, ansprechend bebilderte Bände, die das Amüsante und Kuriose des „Badelebens anno dazumal“ feiern. Hinzu kommen nun auch fachwissenschaftliche Studien zu Seebädern, meist im Kontext der Konsum-, Sozial- oder Kulturgeschichte sowie der Architekturgeschichte.

Hier reiht sich auch der vorliegende Band ein, der auf eine Tagung in Greifswald zurückgeht und in der Reihe „Colloquia Baltica“ erscheint. Wobei das Attribut „Baltica“ vielleicht zu Missverständnissen einlädt, geht es doch in dieser Reihe nicht um den Ostseeraum, sondern um die „Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas“. Entsprechend fehlen Beiträge zu Skandinavien, auch Schleswig-Holstein kommt nur am Rande vor. Dies schmälert keineswegs den Verdienst, dass hier einmal Studien aus mehreren Ländern zusammengestellt wurden, ist doch der internationale und verflechtungshistorische Blick in der historischen Tourismusforschung ansonsten schwach entwickelt.

In ihrem Vorwort betont die Herausgeberin zu Recht die „transnationalen Beziehungen(n)“ und „Erscheinungen“ in der Seebäderentwicklung im Ostseeraum. Die konsequente Wortwahl ‚transnational‘ anstelle von ‚international‘ unterstreicht dabei den Willen zur Anschlussfähigkeit an ein derzeitiges Leitthema der Forschung. Gegliedert ist der Band in vier Teile: 1. „Sozialer und kultureller Wandel“, 2. „Tourismus“, 3. „Alltag und Badewesen“ und 4. „Ostseebäder als Kulturerbe“. (Sinn und Namen der ersten beiden Teile sind nicht



ganz einleuchtend, geht es doch stets um Wandel und Tourismus.) Im Einzelnen werden folgende Themen behandelt:

Zum Auftakt unternimmt Wiebke Kolbe den überfälligen Versuch, die Besucherfrequenzen an der deutschen Ostsee um 1900 zu quantifizieren. Wohl gibt es zeitgenössische Daten dazu, allerdings ist deren Reliabilität problematisch. Insbesondere ist es schwer, zwischen Tagesgästen („Passanten“ etc.) und länger am Ort Urlaubenden zu unterscheiden. Dennoch können aus dem Beitrag wertvolle Anhaltspunkte gewonnen werden. Die Herausgeberin Olga Kurilo untersucht im anschließenden Beitrag die Seebäder in den russischen Ostseeprovinzen zu jener Zeit als „Schauplätze der Transnationalität“, die sich zumeist als schlichte, naturverbundene Alternative zu den eleganten deutschen Bädern anboten. Frank Bajohr ergänzt im folgenden Beitrag seine vorzügliche Studie zum „Bäder-Antisemitismus“ um Facetten aus deutschen Ostseebädern; ein Vergleich mit der Situation in osteuropäischen Bädern bleibt künftigen Arbeiten vorbehalten.

Der zweite Teil beginnt mit einer überzeugenden Untersuchung von Hans-Christian Bresgott über die Genese der romantischen „Landschaftsbilder“ von Rügen und Usedom in den Dezennien um 1800; die Naturbegeisterung der Maler und Dichter, die sich mit dem Nordlandmythos mischte („Deutschlands Thule“), war der Gründung von Seebädern selbstredend zuträglich. Die beiden folgenden Beiträge behandeln die Kurische Nehrung: Nijolė Strakauskaitė und Anja Peleikis beschreiben in zwei Artikeln anschaulich die Entwicklung von Schwarzort und Nidden seit dem 19. Jahrhundert, wobei die touristischen Ortsmythen den vielen politisch-ethnischen Brüchen trotzen.

Im dritten Teil wird der Wandel der „Badekulturen“ in Nordosteuropa aufschlussreich dargestellt. Zunächst in Zoppot, einem eleganten Badeort bei Danzig, durch Małgorzata Buchholz-Todorska. Anja Wilhelmi untersucht die (geschlechtsspezifischen) Badepraktiken um 1900 im zaristischen Russland, Anu Järs dasselbe in Estland. Hinzu kommt eine kaum druckreife Skizze von Inga Sarma zu Jūrmala, dem Strandareal bei Riga.

Der vierte und letzte Teil behandelt architektonische und museale Aspekte. Małgorzata Omilanowska gibt eine kundige Darstellung der Bäderarchitektur im polnisch-zaristischen Polangen, das heute zu Litauen gehört. Aus dem heute russischen Ostpreußen stellt Ēl'vira Jurčenko Gebäude aus den samländischen Bädern vor. Rihards Petersons behandelt die neuere Entwicklung in Jūrmala, Dimitri Spivak die des Ostsee-Kurorts Sestroretsk bei St. Petersburg.

Der Band wird abgerundet durch eine Bibliografie, deren Auswahlkriterien allerdings recht willkürlich sind.

Fazit: Der Band überrascht nicht mit grundstürzend neuen Einsichten; seine Stärke liegt vielmehr darin, die bei allen lokalen Besonderheiten doch beeindruckende Universalität und Transnationalität der nördlichen Seebädereultur vor Augen zu führen. Diese soziokulturelle Gemeinsamkeit kommt bei der Lektüre der regionalen Einzelstudien – von denen viele vorzüglich, einige eher läppisch sind – gleichsam von selbst zum Vorschein. Ein Desiderat bleibt es mithin, die Resultate stärker theoretisch zu reflektieren, um den Vergleich systematischer herzustellen und zum Beispiel in den Kontext der Herausbildung von europäischer „Bürgerlichkeit“ zu stellen.

Eine Schlussbemerkung: Elf Beiträge werden in Deutsch abgedruckt, drei jedoch in Englisch. Mir ist solcher Sprachmix aus ästhetischen Gründen ein Gräuel, doch dies ist Geschmackssache. Was schwerer wiegt: Die partielle Anglizisierung des Wissens in deutsch-

sprachigen Sammelbänden signalisiert potentiellen Interessenten: „Dieses Buch ist nichts für Euch Laien!“ Zusammen mit den technisch eher mäßigen Abbildungen wirkt der Band somit nicht sehr einladend für alle, die keine Experten auf dem Gebiet der Seebäderforschung im östlichen Ostseeraum sind. Manch ein populärwissenschaftliches Werk ist ihm da voraus. Dies ist bedauerlich, enthält der Band doch Beiträge, denen eine weite Verbreitung zu wünschen wäre.

Hasso Spode, Hannover u. Berlin

**Olga Kurilo: Zoppot, Cranz, Rigascher Strand. Ostseebäder im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin-Brandenburg: be.bra wissenschaft verlag 2011, 158 S.**

„Strände sind auf den ersten Blick die geschichtsfremden Orte, die sich denken lassen“, schreibt Karl Schlögel in seinem Vorwort zu dieser kleinen Studie, die im Zusammenhang mit einem Ausstellungsprojekt entstand, dessen Ergebnis im Oktober 2010 im Herder-Institut Marburg der Öffentlichkeit präsentiert wurde. „Jede Spur wird gelöscht von der ersten Welle, die über den Sand hinwegrollt. [...] Aber wie immer stellt sich beim zweiten Blick schnell heraus, [...] dass noch an den einsamsten Stränden die Geschichte ihre Spur hinterlassen hat“ (S. 8). Nun geht es der Autorin nicht um eine Einsamkeitgeschichte, sondern im Gegenteil um die Entwicklung, die sommers dazu führt, dass Ostseebäder geradezu zu Ballungszentren der Sonnenanbeter werden konnten. Exemplarisch hat sich Kurilo zu diesem Zweck mit Zoppot/Sopot, Cranz/Zelenogradsk und Riga Strand/Jūrmala drei Orte herausgesucht, die alle das Schicksal teilen, im 20. Jahrhundert zum Teil mehrfach von Krieg überzogen und neuen Staaten zugeschlagen worden zu sein.

Der Aufbau des Buches ist sicher der Ausstellungenkonzeption geschuldet. Nach einer Einführung in das etwas altbacken formulierte Thema der „Ostseebäder im geschichtlichen Wandel“ folgen drei Kapitel zu den drei Orten, die indes nicht ohne Redundanzen auskommen. Für einen analytisch interessierten Leser wäre eine thematisch vorgehende Konzeption sicher anregender gewesen, da so auch direkte Vergleiche möglich geworden wären. Der „Kulturgeschichte der Ostseebäder als ein Gesamtphänomen“ (S. 42) kommt man so zumindest nicht auf direktem Wege näher. Ein Vorteil der Verbindung des visuell ansprechenden Themas Ostseebad mit der Ausstellung im Herder-Institut ist die reiche Illustrierung des Bandes, die man sich freilich farbig gewünscht hätte. Leider aber kann der knappe Text kaum einmal in einen wirklichen Dialog mit den Bildern treten, auch wenn die Zusammenstellung meistens stimmig ist. Hierfür hätte der Autorin mehr Platz eingeräumt werden und sie selbst viel intensiver auf z.B. Architektur- und Alltagsgeschichte eingehen müssen. Dies hätte aber eine intensivere Beschäftigung vorausgesetzt, die für die Ausstellung wohl leider nicht intendiert war, weshalb dieser Band in erster Linie als knappe Überblicksdarstellung anzusehen ist.

Die wesentlichen Themen werden aber durchaus angesprochen und bieten Ansätze für weitergehende Forschungen: die Gründung des jeweiligen Kurorts und der Ausbau seiner medizinisch-touristischen Infrastruktur; die Entwicklung der Besucherzahlen und deren soziale Zusammensetzung; Urbanisierung und Industrialisierung; internationales Leben am Strand (die Autorin spricht sogar vom Ostseebad als „Mikrokosmos Europas“, [S. 35]); Krieg, Wiederaufbau in der Zwischenkriegszeit und wieder Krieg (hier hätte dem Aspekt

der Nationalisierung des Tourismus vielleicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden können); Tendenzen des sozialistischen Tourismus in der VR Polen und der UdSSR sowie ein Ausblick in die Nachwendezeit. Das alles ist auch deshalb entspannt zu lesen (und daher durchaus als Reiselektüre geeignet), weil immer wieder Zeitzeugenberichte zitiert werden. Hierzu zählt z.B. der Theologe Hans Brandenburg, der in seiner Beschreibung der Atmosphäre am Rigaschen Strand von den Fischern und alten Hökerweibern berichtet, von den russischen Gemüsegärtnern, den italienischen Hausierern und Tataren sowie den „Chinesen mit langen Zöpfen auf dicken Schuhsohlen“, die alle ihre Waren feilboten (S. 142 f.). Da sage noch einer, Globalisierung sei erst eine Erfindung der Spätmoderne.

Einige kleinere Ungenauigkeiten seien an dieser Stelle aber doch erwähnt: Das Kurbad Hapsal/Haapsalu wurde nach neuesten Forschungen wohl schon 1805 gegründet,<sup>1</sup> Reval/Tallinn, wo spätestens 1815 eine ständige Badeanstalt eingerichtet worden war, fehlt in dieser Liste der wichtigsten estnischen Kurorte, obgleich es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der eigentliche Publikumsmagnet des Gouvernements Estland war (S. 16). Auf S. 20 wird der Eindruck erweckt, Dr. Leonid Arbusow jr. sei ein Arzt, doch war Arbusow tatsächlich Historiker. Während manche Formulierungen prägnant sind – Zoppot sei in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vom „Ort der Millionäre zum Ort der Millionen“ geworden (S. 72) –, sind einige andere etwas unglücklich. Es ist zwar nicht falsch, dass Sowjetbürger in den 1920er Jahren ein Visum benötigten, um die Ostseebäder zu besuchen, doch erweckt diese Formulierung den irrigen Eindruck, ein Reisewilliger hätte einfach nur in ein Konsulat gehen müssen, um sich die Fahrkarte an die Ostsee zu sichern (S. 120). Wissenschaftssemantisch amüsant ist die Vorstellung des männlichen „Guckers“, der den Frauen beim Baden zuschaut, als ein „transnationales, europäisches Phänomen“ – womit wir wieder auf dem „geschichtslosen“ Strand wären, der einen zweiten Blick verdient hat. Aber wo war die Transnationalität, wenn ein deutscher „Gucker“ z.B. „nur“ einer deutschen Badenixe zusah? Ich überlasse die Deutung der Phantasie der Leser.

Karsten Brüggemann, Tallinn

1 Kalev Jaago: Haapsalu kuurordi mitu algust [Mehrere Anfänge des Kurortes Hapsal/Haapsalu], in: Anu Lepp (Hrsg.): Haapsalu kuurort 185 / Haapsalu Resort 185, Haapsalu 2011, S. 9-15.

**Natalia Baschmakoff, Mari Ristolainen (Hrsg.): The Dacha Kingdom: Summer Dwellers and Dwellings in the Baltic Area, Helsinki: Aleksanteri Institute 2009, 503 S.**

Dem „Ferienreich“ der Ostseeregion, seinen Bewohnern auf Zeit und den dort üblichen sozialen und kulturellen Praktiken widmete sich im Sommer 2006 im kulturträchtigen Datschenort Repino (Kuokkala) eine vom finnischen Aleksanteri Institute, Helsinki, veranstaltete internationale Konferenz. Die Ergebnisse der Tagung wurden nun von Natalia Baschmakoff und Mari Ristolainen unter teilweiser Beibehaltung eines sommerlich-impressionistischen Duktus zusammengestellt.

Im Fokus des Tagungsbandes steht *das* Emblem der russischen exurbanen Freizeitkultur, die Datscha. Sie dient den Herausgeberinnen als Sammelbegriff für ein Spektrum unterschiedlicher Konzepte von sommerlicher Erholung im kulturellen Bewusstsein der Region sowie für exemplarische Formen, in denen Städter ihren Sommer im 20. und 21. Jahrhun-

dert jenseits des urbanen Raums erleben und gestalten. Hatte 2003 Stephen Lovell in einer grundlegenden Studie zur Datscha diesen Aspekt russischer Sozial- und Alltagsgeschichte erst noch aus seiner vorgeblichen Marginalität befreien müssen und als prominente Besonderheit Russlands markiert,<sup>1</sup> wird in den 33 Beiträgen des vorliegenden englisch-russischen Bandes das Phänomen nun an den Rändern der russischen Welt untersucht. Doch ist mit dem griffigen Titel „The Datcha Kingdom“ nicht nur eine Kontaktzone Russlands mit anderen europäischen Kulturen rund um das Baltische Meer beschrieben. Die vielversprechende Systemmetapher deutet auch auf den Facettenreichtum dieses kulturellen Raums der Sommerfrische hin, untersucht man ihn in mehr als einer fachlichen Perspektive. Die disziplinäre Bandbreite sei hier kurz umrissen, um einen ersten Eindruck zu vermitteln, was der Band zu bieten hat.

Sein Gegenstand ist ein temporäres „Ferienreich“, das sich seit dem späten 19. Jahrhundert während der Sommermonate die Ostseeküste entlang erstreckt, von der Karelischen Landenge mit ihren finnischen Feriensiedlungen über die suburbanen Vergnügungsorte des zaristischen Petersburgs, den Seebädern und exurbanen Rekreationszonen im Binnenland der baltischen Staaten bis hin zu den deutschen Kurorten: Teils für größere Abschnitte der Ostseeregion, teils in lokal fokussierten Fallstudien zu einzelnen Feriensiedlungen oder Erholungssuchenden, wird mit historischer Fragestellung die wechselhafte (Kultur-)Geschichte dieses Reiches mit einem deutlichen Schwerpunkt in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts untersucht. In soziologischen, ethnologischen und kultursemiotischen Studien wird des Weiteren die Binnenstruktur dieses „Reiches“ zu unterschiedlichen Zeiten und an verschiedenen Orten in den Blick genommen. In ihnen werden differenzierte Bilder der Datscha bzw. der Ferienkultur entworfen und es wird aufgezeigt, wie sich lokale und historisch gewachsene Gegebenheiten und russische bzw. später dann sowjetische Vorstellungen in diesem Datschen-Reich verflochten haben. Geht es in ersteren um lokale oder historische Spezifika, werden in den Untersuchungen aus kultursemiotischer Perspektive einzelne Bedeutungsaspekte des kulturellen Konzepts – z.B. Idylle, Kindheitsort, Liebesnest – zu einem Gesamtbild einer „russischen“ Sommerfrische zusammengefügt. Diese kann gleich zweimal als Distinktionsmerkmal fungieren: Einmal unterscheidet sie die russischen Sommergäste und ihre Praktiken von den „anderen“ Kulturen der Ostseeanrainer und, chronologisch betrachtet, kennzeichnet sie die sowjetischen Menschen im Unterschied zu den Vertretern postsozialistischer Gesellschaften, für die bereits neue Formen einer internationalen Freizeitkultur kennzeichnend sind. Außerdem wird in literaturwissenschaftlichen Studien nach den Bildern gefragt, die die Datscha als „Reich der Imagination“ generiert, nach dem russischen „Datscha-Text“ und seinen Filiationen in Literatur und Theater und in einer ästhetisch überformten Lebensführung der sich in diesem Reich ebenfalls tummelnden schöpferischen Eliten.

Die unterschiedlichen Erkundungsgänge in das „Reich der Datscha“ werden in vier Abschnitten präsentiert. Der erste unter dem Titel „The Dacha Space / Dačnoe prostranstvo“ eröffnet mit zwei programmatischen Überblicksartikeln. Zum Auftakt lotet die Kultursemiotikerin Tat'jana Civ'jan die mythologische Dimension des kulturellen Konzepts „Datscha“ als Teil eines russischen Weltbilds aus. Als Indikator hierfür dienen ihr Beschreibungen und Definitionen der Datscha durch Laien im russischen Internet, die deutlich machen,

1 Stephan Lovell: *Summerfolk. A History of the Dacha, 1710–2000*, Ithaca 2003.

wie die Vorstellung von einer russischen Unikalität der Datscha in Identitätsdiskursen als Alteritätsindikator dient. Nur auf den ersten Blick erscheint die Datscha im kollektiven Bewusstsein als reines Arkadien, als einfaches, positiv besetztes Gegenkonzept zum horriblen, urbanen Lebensraum der Städter. Bei genauerer Hinsicht erweist sich das Phänomen als komplexes Merkmalbündel, zu dem auch Konnotationen eines schrecklichen Ortes zählen. Charakteristisch ist hierbei die spannungsreiche Relation, ja Amalgamierung ambivalenter Bedeutungen. Denn als temporärer Ort einer akkulturierten Natur ist der Datscha-Raum eingespannt zwischen die Pole Stadt und Land und in die zeitliche Folge von Sommer und Winter, was ein beständiges, auch innersaisonales Pendeln zwischen den Räumen und ein Wechsel ihrer Wertigkeiten notwendig macht. Die Datscha versinnbildlicht nicht zuletzt auch deswegen keinen Gegen-, sondern einen Doppelgänger-Ort der Stadt, weil sie voller Doppelgänger-Dinge ist, die – da in der Stadt nicht mehr gebraucht – ihr zweites Leben auf der Datscha leben. Wie Civ'jan an ihrem aktuellen Material zeigen kann, ist das Konzept „Datscha“ zwar ein ambivalenter mythogener Sehnsuchtsort, der aber in der Wahrnehmung der eigenen Kultur spezifisch russisch ist und entsprechende Emotionen und ästhetische Reaktionen provoziert.

Während Civ'jan das innerkulturelle Sinnpotential der Datscha für das russische Selbstverständnis herausstellt, unterstreicht Stephen Lovell in seinem sozialgeschichtlichen Abriss ihr Erkenntnispotential für den wissenschaftlichen Blick von außen, sei dies nun ein historischer, kulturologischer, anthropologischer oder sozialgeografischer. Auch für Lovell lässt sich die Datscha als temporärer Ort und in ihrer Wechselbeziehung zur Stadt fassen, als sozioökonomisches Phänomen ist sie für ihn ein zentraler Bestandteil russischer Modernitätserfahrung. Als Sammelbegriff mit wechsellagerter Geschichte bezeichnet „Datscha“ eine Vielzahl von exurbanen Wohn- und Lebensformen und stellt für Lovell ein „extrem sensibles Barometer“ (S. 35) für die komplexen sozialen und kulturellen Prozesse im neuzeitlichen Russland dar. Dieser Wandel lässt sich für Lovell am Beispiel von drei Binarismen (Fremd/Eigen, Männlich/Weiblich, Rural/Urban) beschreiben, die für die Datscha Bedeutung gewinnen, wobei seine Befunde mit dem von Civ'jan konstatierten Konzeptkern aus Dichotomien korrespondieren. Allerdings unterstreicht der Historiker die Historizität des Phänomens, in dem er das Wechselspiel der Bedeutungszuschreibungen entlang einer bald 200-jährigen Zeitachse verfolgt. Die historische Vielgesichtigkeit einer für Russland typischen exurbanen Freizeit- und Erholungskultur ist dem Verfasser nicht zuletzt Anlass, davor zu warnen, die angebliche „russkost“ der Datscha, also ihre a-historische mythologische Aufladung, überzustrapazieren. Der komparatistische Ansatz des Bandes verspricht, so Lovells Erwartung, auch jenseits der russischen Seele ein „Königreich der Datscha“ als Teil eines circumbaltischen Kulturraums zu finden.

Mit diesen beiden Positionen ist die Spannweite des ersten Blocks von Artikeln vorgegeben – kultursemiotisch und historisch angelegte Untersuchungen wechseln sich im Folgenden ab. Das Konzept der Datscha wird als Ort des Spiels beschrieben, an dem allgemeine kulturelle Stereotypen und soziokulturelle Konventionen unterlaufen werden und eine eigene lokale Mythologie entsteht (Natalia Zlydneva). Die Datscha gilt zudem als Kindheitsraum und Kindheitstraum, die in Memoiren und literarischen Zeugnissen als *locus amoenus* zur Darstellung von Transgressionen in die Erwachsenenwelt ebenso wie zurück zu einer kindlich unverstellten Sicht auf die Welt dienen (Patrizia Deotto). Dieser spezifisch arkadische *genius loci* prädestiniert die Datscha zum Ort für erotische Imaginationen, wie sich an Bei-

spielen aus der Populärliteratur um 1900 sowie an (– wie der Autor feststellt – ziemlich unspektakulären) pornografischen Texten des Ru-Net zeigen lässt (Ugo Persi). Mit Hilfe eines literarischen Artefakts, dem Datschenalbum Kornej Čukovskijs, lässt sich sowohl ein Bild vom Inselcharakter der russischen Datscha als einem spielerischen, vom politischen Kontext losgelösten Imaginationsraum gewinnen, als auch die wechselhafte Geschichte der Datschenkultur des karelischen Isthmus erzählen (Elena Hellberg-Hirn).

Besonders hervorgehoben sei hier Richard Stites' inspirierende Studie zur Entstehung einer sommerlichen Erholungskultur in der russischen Ostseeregion. Ausgehend von der im späten 18. Jahrhundert zu datierenden Entdeckung des Sommers als Saison gesellschaftlicher Vergnügungen für die städtischen und suburbanen Eliten, beschreibt Stites das Aufkommen von *Vauxhalls*, von Vergnügungsgärten in den Vororten Sankt Petersburgs, eine Entwicklung, die eng verknüpft war mit der verkehrstechnischen Erschließung des städtischen Umlands. Am Beispiel des 1838 als Kur- und Musikhalle konzipierten Pavlovsker Bahnhofsgebäudes stellt Stites die Vorgeschichte der Sommerkolonien des 20. Jahrhunderts auf überaus anschauliche Weise dar. Mit diesem Kapitel der russischen Popularkultur zeigt er, wie neben den Herrenhäusern, Adelsklubs, aber auch der Dorfstraße im Russland des 19. Jahrhunderts alternative Räume entstanden, in denen sich das Publikum zu mischen begann, die strengen ständischen Codes gelockert und mit Hilfe eines gehobenen Kulturbetriebs bislang elitäre Unterhaltung für breitere Schichten zugänglich wurden – Effekte, die sich in der Freizeit- und Ferienkultur des folgenden Jahrhunderts weiter dynamisieren.

Der zweite Block von Texten „Dachas in Literature and Arts / Dači v literature i iskusstve“ präsentiert Untersuchungen, die sich mit dem Bild der Datscha im literarischen Werk von Paustovskij, Remizov, Elena Guro und Josif Brodskij (Aleksandr Belousov, Sergei Dotsenko, Natalia Baschmakoff, Maija Könönen) beschäftigen, aber auch mit dem Blick des „Anderen“ auf die russische Ferienkultur in der Kindheitstrilogie des finnlandschwedischen Autors Oskar Parland (Katja Wiebe). Hier finden sich zudem Ausführungen zum saisonalen Theaterleben in Gungerburg-Ust'-Narva in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts (Tatiana Shor) und zwei ertragreiche Aufsätze, die den Alltag der russischen Sommerferienorte um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert mit Hilfe der speziellen Periodika für Datschenbewohner und Feriengäste und der dort verzeichneten Ratschläge, Nachrichten und Sensationen (Valentina Gavrishina) oder der „Datscha-Texte“ (Elena Dushechkina), einem Subgenre der saisonalen Unterhaltungsblätter, im Sinne einer „humoresken Enzyklopädie des Datschenlebens der mittelständigen Petersburger“ (S. 111) rekonstruieren.

Im dritten Abschnitt „Dacha Locuses in the Baltic Area / Dačnye lokusy v cirkumbaltijskom areale“ wird mit neun Untersuchungen zu einzelnen Erholungsorten ein Mapping der Ostseeküste von Finnland bis Deutschland (unter Aussparung lettischer und polnischer Beispiele) vorgenommen. Dabei wird deutlich, dass die Ferien-Region längst nicht nur für ein russisches Datscha- oder Ferien-Konzept das landschaftliche Setting bieten kann. Annelore Engel-Braunschmidt zeigt an Beispielen aus 200 Jahren deutscher Literatur, dass sich auch ein auf die deutsche Sommerfrische an der Baltischen See bezogenes, enger an die Seebäder und an kürzere Ferienaufenthalte gebundenes Konzept mit dieser Region, nicht zuletzt mit der Kurischen Nehrung, verbindet. Gleich fünf Studien widmen sich estnischen Rekreationsorten (Sergej Isakov, Irina Belobrovtsseva, Aurika Meimre, Galina Ponomareva, Liubov Kiseleva), und in ihnen werden Formen des Sommerurlaubs und die tourismusgeschichtliche Entwicklung untersucht, Schicksal und Funktion der Seebäder und Ferienkolonien während

des Ersten, insbesondere aber des Zweiten Weltkriegs, u.a. im Vergleich der Sommermonate 1940 und 1941, als aus den Datschenkolonien Ferienlager zur sozialistischen Umerziehung wurden, bevor sie dann der Brandschatzung durch die deutsche Wehrmacht zum Opfer fielen. Außerdem werden Fragen der Interkulturalität aufgeworfen, die Kontakte der Gäste zur estnischen Kultur untersucht sowie dem besonderen Stellenwert der baltischen Kulturen im sowjetischen kollektiven Bewusstsein und einem bis heute fortgeschriebenen „estnischen Datschen-Text“ in der russischen Literatur nachgegangen.

Der letzte thematische Block „Changing Forms of Summer Dwelling / Menjajuščiesja formy dačničestva“ schließt den Band mit einigen wenigen Aufsätzen, deren Schwerpunkt auf der Datscha als Teil der sowjetischen Kultur und auf ihren postsozialistischen Metamorphosen liegt. Für die Ferien- und Freizeitkultur auf der Kola-Halbinsel z.B., die lange Zeit durch hohe Mobilität (u.a. in südliche Gefilde) gekennzeichnet war, wurde die Datscha erst in der Transformationszeit relevant. Dies liegt, so Mariia Nakhishina und Irina Razumova, an der Notwendigkeit von Subsistenzwirtschaft in Zeiten sinkenden Lebensstandards, der Kompensationsfunktion für fehlende oder verlorengegangene Reisemöglichkeiten und der Etablierung einer neuen lokalen Identität ehemaliger russländischer Arbeitsmigranten über Besitz und Arbeit auf einem eigenen Stück Land. Hier drängen sich direkt Rückschlüsse auf die Gründe für die wichtige Rolle der Datscha in der sowjetischen Kultur auf, was allerdings Inna Kopoteva in einer herausragend systematischen Darstellung von Ergebnissen ihrer in den 1990er Jahren durchgeführten Feldstudie zu den „600 m<sup>2</sup>“, dem Land, das den Sowjetbürgern als Datschengrundstück zugebilligt wurde, sehr viel differenzierter erklären kann. So wurde der Besitz einer Datscha vor allem als Investition von Arbeit in etwas Eigenes geschätzt und diente nicht primär ökonomischen Zielen. Ihre rekreative Funktion, die auch Teil einer Gesundheitsideologie der Sowjetunion war, wurde hingegen längst nicht von allen Respondenten positiv gesehen, die Datscha konnte sich vielmehr auch als „Zerstörer des kulturellen Raums“ (S. 454) erweisen, da sie jegliche freie Zeit besetzte. Und ihre sozio-kulturelle Funktion konnte ganz unterschiedlich ausfallen, je nachdem ob es sich um ein Haus in einer Dorfgemeinschaft oder um eine Datscha in einem Kooperativ handelte. Heute, 20 Jahre später, scheinen die Funktionen der Datscha auseinanderzudriften und an Bedeutung zu verlieren. Unklar bleibt noch, was aus der soziokulturellen Funktion in Bezug auf die umgebende Gemeinschaft wird – da können sich die Datschniki heute als Entwicklungsmotoren für die Dörfer ebenso wie als konservative Bewahrer von sowjetischen Alltagspraktiken im Umgang mit den Dorfbewohnern erweisen, so die Sozialwissenschaftlerin.

Wie unterschiedlich „Datscha“ verstanden werden kann – als Sammelbegriff für die Sommerfrische am Baltischen Meer, als spezifische russische Ferienpraxis, als konkrete temporäre Wohnform, als konzeptioneller Teil eines russisch-sowjetischen kulturellen Bewusstseins oder als Motiv und Motivation künstlerischer Praktiken –, dokumentiert der vorliegende Band, der auch ein Beispiel der Vielfalt möglicher disziplinärer Zugriffe, Diskurseigenheiten unterschiedlicher Disziplinen und nationaler oder idiosynkratischer Wissenschaftsstile ist. Allerdings wäre dem über 500 Seiten starken Band zu wünschen gewesen, dass seine Herausgeberinnen die Adressaten mit mehr als nur einem Minimum an konzeptionellem Handgepäck und mit einer orientierenden „Karte“ für die Reise in das „Königreich der Datscha“ ausgestattet hätten. So wird es dem Zufall überlassen, ob die Leser trotz anderslautender Ankündigung hier nach lohnenden Studien zur circumbaltischen Tourismusgeschichte und Freizeitkultur für das ausgehende 19. Jahrhundert suchen (Lovell,

Stites, Issakov, Ryzhakova) oder auf versteckte Artikel stoßen werden, die in unerwartete Nachbarschaft geraten sind – wie zum Beispiel die spannende Fallstudie von Marina Vitukhnovskaia-Kaupala zum politischen Mord an Michail Jakovlev Gercenštejn 1909 in Torioki, die den schon den Zeitgenossen suspekten Illusionscharakter einer idyllischen Datschenkultur am finnischen Meerbusen entlarvt (nachzulesen unter der Rubrik „Literatur und Kunst“). Eine stärkere redaktionelle Verknüpfung der unterschiedlichen, auch widersprüchliche Positionen – besonders in den kultursemiotisch argumentierenden Artikeln –, eine Reduktion auf direkt mit dem Thema befasste Untersuchungen und ihre einsichtigeren Anordnungen hätte aus dem Aneinanderreihen der oft doch heterogenen Beiträge eine kleine Freizeitkulturgeschichte der Region werden lassen können. So liefert der Band zuallererst einmal exemplarisch den Beweis, dass die weitere Beschäftigung mit dem Ferien-Reich der Ostsee-Region nicht nur unter russischer, sondern auch unter transnationaler Perspektive für eine Reihe von Disziplinen auch in der Zukunft lohnend sein kann und welches reichhaltige Quellenmaterial sich für Detailstudien bietet. Auf eine synthetisierende Arbeit zum Thema bleibt allerdings noch zu hoffen.

Christine Gözl, Leipzig

**Michel Espagne, Thomas Serrier (Hrsg.): Villes baltiques. Une mémoire partagée, Themenheft der Revue germanique internationale 11 (2010), 249 S.**

In jüngster Zeit sind einige Bücher in französischer Sprache erschienen, die sich mit dem Baltikum befassen und die dazu beitragen sollen, diese Region dem französischsprachigen Leser vertrauter zu machen.<sup>1</sup> Der vorliegende Band über die baltischen Städte und ihre geteilte Erinnerung nimmt in diesem Zusammenhang einen besonderen Platz ein. Hier wurden 13 Beiträge von Germanisten und Historikern zusammengestellt, in denen, der Zielsetzung der „Revue germanique internationale“ folgend, ein für die Germanistik relevantes Thema unter einem fachübergreifenden Standpunkt untersucht wird. Der Sammelband setzt eine Reihe von Veröffentlichungen fort, die der Herausgeber Thomas Serrier bisher vorgelegt hat.<sup>2</sup> Die Besonderheit besteht darin, dass es sich um ausgewählte Städte handelt, wie in der Einleitung von Michel Espagne und Thomas Serrier betont wird, die, wenn sie auch „keine deutschen Kulturhauptstädte waren“, so doch „eine starke Ausstrahlungskraft in der deutschen Geistesgeschichte besaßen“ (S. 5). Die Präsenz deutscher Kultur sei zwar in diesen urbanen Milieus eine „Beherrschungsform“ gewesen, doch habe sie andere

1 Hier seien die beiden folgenden, sehr sorgfältig recherchierten Reportagen erwähnt: Antoine Jacob: *Les Pays baltes. Un voyage découverte*, Paris 2009 (eine erweiterte Ausgabe des 2004 erschienenen Buchs *Les Pays baltes. Indépendance et intégrations*, Paris); sowie das im Ton und Stil persönlichere *Courlande* von Jean-Paul Kauffmann, Paris 2009.

2 Vgl. Formen kultureller Aneignung: Städtische Meistererzählungen in Nordosteuropa zwischen Nationalisierung und Pluralisierung (S. 13-23) sowie das Editorial (S. 9-11) zu dem von Thomas Serrier herausgegebenen Heft der Zeitschrift *Nordost-Archiv* NF XV (2006): Die Aneignung fremder Vergangenheiten in Nordosteuropa am Beispiel plurikultureller Städte (20. Jahrhundert); sowie Serriers Beitrag über Danzig/Gdańsk: *L'Europe du XX<sup>e</sup> siècle au prisme des confins germano-polonais*, in: Delphine Bechtel, Xavier Galmiche (Hrsg.): *Les Villes multiculturelles en Europe centrale*, Paris 2008, S. 221-247.



Kulturformen an ihrer Entwicklung und Selbstdefinition nicht gehindert (S. 6). Programmatisch wird dementsprechend in der Einleitung der Frage nach dem wirklichen Inhalt des Nebeneinanders unterschiedlicher Kulturen in diesem Raum gefolgt. Auch wird die Frage aufgeworfen, ob es sich dabei um eine bloße Reihe von an sich geschlossenen Gesellschaften gehandelt oder ob es auch gelegentliche Wechselspiele, Verschränkungen und Mischungen gegeben habe.

Jeder Beitrag liefert dazu eine Teilantwort, in ihnen werden Beispiele herangezogen und aus einem jeweils anderen Blickwinkel untersucht: Jörg Hackmann behandelt im ersten Artikel die geohistorischen Grundzüge in Nordosteuropa und geht dabei der grundsätzlichen Frage nach, ob es in Nordosteuropa in der Vielfalt der Kulturen auch einigende Elemente gegeben habe. Sein zum Teil theoretisch angelegter Beitrag bietet einen fundierten Querschnitt durch die historiografischen Schulen, die sich mit dieser Frage befasst haben. Der Multikulturalismus sei in diesem Raum kein Ziel an sich gewesen, sondern eine Gegebenheit, von der man sich durch verstärktes Gemeinschaftsleben zu befreien suchte. Erst in der letzten Zeit sei ein verstärktes, über die eigene kulturelle Identität hinausgehendes Interesse für die anderen städtischen Kulturen aufgekommen. Jahrhundertlang habe ein Antagonismus zwischen herrschenden „Deutschen“ und sozial beherrschten „Undeutschen“ bestanden, der auch heute noch andauere, etwa in der mitunter immer noch negativen Bewertung der russischsprachigen Einwanderung zu sowjetischen Zeiten. Zugleich lassen sich auch lokale Beispiele anführen, die gegen den allgemeinen Trend zur Bestimmung nationaler Identitäten sprächen. Diese Annahme wird durch die verschiedenen Beiträge des Sammelbandes bekräftigt.

Jean-François Battail konzentriert sich in seiner Abhandlung „Als Schweden die östliche Ostsee beherrschte“ auf den Kontext und die Formen der schwedischen Präsenz im östlichen baltischen Raum des 17. Jahrhunderts. Riga wird in diesem Kontext mit seinen 30 000 Einwohnern als die größte Stadt im schwedischen Imperium präsentiert. Die Geschichte von Dorpat als dem intellektuellen Zentrum dieses schwedischen Raumes seit der Gründung der dortigen Universität durch Gustav Adolf II. im Jahr 1632 wird ebenfalls dargestellt. Stipendien für Studenten aus Schweden und Finnland, um in Dorpat zu studieren, zeugen von der Attraktivität dieser Bildungsinstitution. Hier habe keine erzwungene Akkulturation durch einen staatlich vorgegebenen Sprachzwang des Schwedischen stattgefunden, im Gegenteil – hier seien die Gesetze von der lokalen Verwaltung ins Deutsche übersetzt worden. Nicht die sprachliche, sondern die konfessionelle Vielfalt wurde als Gefahr empfunden. Heutzutage erscheine diese Epoche in der estnischen Erinnerung als die „gute alte schwedische Zeit“, versinnbildlicht durch die Statuen König Gustav Adolfs II., der in Schweden hingegen wegen seiner Eroberungspolitik einer schonungslosen Kritik unterzogen werde.

Drei litauische Historiker, Dangira Mačiulis, Alvydas Nikžentaitis und Vasilijus Saffronovas, beleuchten die symbolischen Aneignungen dreier multikultureller Städte: Kaunas, Klaipėda und Vilnius. Die Autoren bemängeln fehlende Studien über die mentale Aneignung der Kultur in multikulturellen Städten, während ausreichend Arbeiten über konkurrierende Erinnerungskulturen im städtischen Raum vorlägen. Gerade diese räumliche Dimension kommt in diesen und allen nachfolgenden Beiträgen besonders zum Ausdruck. Mikrotopografische Analysen zeigen, wie Orte nationalisiert und aufgrund einer kulturellen Dominanz anderer Gruppen verändert wurden. Als Beispiel wird das Kriegsmuseum in der damaligen Hauptstadt des litauischen Staates, Kaunas, benannt. Weiterhin werden Spannungen

um neue Toponyme im von Deutschen und Litauern umkämpften Memel/Klaipėda in der Zwischenkriegszeit genau nachgezeichnet. Wie sich die Erinnerungskulturen auf polnischer und litauischer Seite in Vilnius herausbildeten, wird eingehend an Fällen von Straßennamenumbenennungen und Kulturprojekten aufgezeigt. Hier lasse sich keine Spur von einer bewussten Politik der Multikulturalität finden, mit Ausnahme von einigen jüdischen Namen, die in den Toponymen geehrt worden seien.

Das jüdische Vilnius ist Thema der Abhandlung von Jean Baumgarten „Zwischen Ultraorthodoxie und Modernität“. Der Autor beschreibt eine komplexe Situation innerhalb der jüdischen Bevölkerung. Es habe sich eine Gruppe absichtlich gelöst, während ein anderer Teil eine Anknüpfung an moderne Strömungen angestrebt habe. Hier würden sich die neuen Identitäten zur Zeit der (jüdischen) Aufklärung widerspiegeln. Die Entwicklung der Vielfalt und die damit verbundenen Konflikte innerhalb einer kulturellen Gemeinschaft werden in diesem Beitrag überzeugend dargestellt. Der amerikanische Historiker Theodore R. Weeks wirft in seiner „Studie über parallele Kulturen und den unsichtbaren ‚Anderen‘“ einen weiteren Blick auf das „Vilna, Wilno, Vilnius“ in der Zeit von 1863 bis 1939. Der Autor will zeigen, wie sich im Raum die Sprachen und Kulturen mischen bzw. nicht mischen konnten, wobei er sich auf statistische Daten stützt, die er jedoch kritiklos übernimmt (S. 81). Letztendlich belegt er anhand dieser Zahlen die fehlende Vielfalt bzw. Mischung der Ethnien.

Anne Sommerlat, ausgewiesene Kennerin der kulturellen Verhältnisse im Kurland des ausgehenden 18. Jahrhunderts,<sup>3</sup> liefert in ihrer Abhandlung unter dem Titel „Das nationale Element in den Beschreibungen von Mitau um 1800“ einen eindrucksvollen Querschnitt durch die kurländische Hauptstadt. Anhand von Reiseberichten weist sie sehr plastisch die vielen wissenschaftlichen Netzwerke sowie diplomatische Fäden nach, die sich in der demografisch gesehen kleinen Stadt kreuzten; sie ergänzt diese mit all ihren weiteren Verästelungen nach Moskau, Berlin und Paris. Die Zusammensetzung der Bevölkerung mit einer deutschen Mehrheit in einer sonst lettischen Umgebung sowie mit einer verhältnismäßig hohen Zahl von Juden und Russen habe Mitau eine besondere Stellung innerhalb des Herzogtums Kurland verliehen. Sommerlat hebt des Weiteren die sozialen Aspekte hervor, die etwa bei der Pflege deutscher Traditionen in Form einer nicht standardisierten Sprache permanenter Veränderung unterlegen seien. Umgekehrt seien von den Letten deutsche Gepflogenheiten übernommen worden und die Gruppe der „deutschen Leute“, eine sozial-ethnische und nationale Mischung entstanden, die zwischen Deutschen und Letten verkehrt und vermittelt habe, wobei eine Hierarchie je nach kultureller und sprachlicher Zugehörigkeit erhalten geblieben sei. Sommerlat spricht hier von einer Multikulturalität *sui generis* – „en filigrane“ (S. 104), da sie zum Teil verwirklicht, aber unausgesprochen geblieben sei.

Ulrike von Hirschhausen berichtet über Vereine in Riga um die Jahrhundertwende und präsentiert der französischsprachigen Leserschaft die Resultate ihrer größtenteils auf Deutsch publizierten Forschungsergebnisse, in denen ethnische und konfessionelle Dimensionen innerhalb dieser Institutionen unterstrichen werden. Yves Plasseraud gibt in „Riga: Zusammenleben von rivalisierenden Gesellschaften“ eine knappe und informationsreiche Darstellung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen der Stadt, von der deutschen über die sowjetische Zeit bis hin zur lettischen Metropole.

3 Anne Sommerlat: *La Courlande et les Lumières*, Paris 2010.

Eine methodologisch sehr interessante Untersuchung liefert Michel Espagne in seinem Artikel „Von Lotman bis Parrot. Für eine regressive Geschichte von Tartu-Dorpat“. Die Universitätsstadt wird hier als ein Beispiel von besonders intensivem Transfer herangezogen. Mit der bekannten Person des Semiotikers Juri Lotman, der einen spezifischen Strukturalismus entwickelte, „der zugleich eine Alternative zur politischeren Interpretation der Kulturphänomene in Russland bot“ (S. 163), wird eine Transfersgeschichte rekonstruiert. Ausgehend vom 20. Jahrhundert werden Konstellationen von sich kreuzenden Wegen verschiedenster Kulturvermittler aufgezeigt (Wassili Schukowski, Friedrich Reinhold Kreutzwald, Maximilian Klinge). Dorpat als der Ort, über den „deutsche“ Wissenschaft in das russische Zarenreich gelangen konnte, gewinnt nach Espagne noch eine zusätzliche Dimension mit der Person des weniger bekannten Georg Friedrich Parrot, eines Franzosen aus Montbéliard, einer württembergischen Enklave im Königreich Frankreich. Parrot gelangte über Stuttgart und Offenbach nach Dorpat, stieg hier zum Rektor der Universität auf, an der er zuvor bereits ab 1801 als Professor für Mathematik tätig war. In Russland verfasste er französischsprachige Abhandlungen, deutschsprachig waren seine Veranstaltungen. Bilanzierend stellt er fest, dass die Universität Dorpat in verschiedenen Kontexten als Vermittlungsort funktioniert habe, der sich mehrere Male neu definieren und etablieren habe müssen.

Céline Trautmann-Waller beleuchtet die Geschichte der Universität Dorpat unter Einbeziehung verschiedener historiografischer Traditionen, die „zwischen Zugehörigkeitsforderung und Transnationalität“ dazu gedient habe, ein Stück kollektiver Identität zu vermitteln.

Zwei Artikel befassen sich mit russischen Fallbeispielen: Ekaterina Dmitrieva liefert mit „Pskov und die langfristigen deutsch-russischen Transfers“ ein fakten- sowie gedankenreiches Fresko vom Mittelalter bis zum Zweiten Weltkrieg, der Belagerung und Besetzung der Stadt durch deutsche Truppen. Diese letzte Zeitspanne der kulturellen und konfessionellen Interferenz mitten im Krieg, als das religiöse Leben nach dem Verbot im sowjetischen Staat in der Form von Ikonenverehrung mithilfe des deutschen Propagandaapparates wiederaufgenommen wurde, stellt sie in ihrer Widersprüchlichkeit dar. Im zweiten Teil wird die Handelsgeschichte als Kulturgeschichte beleuchtet. In der Schlussfolgerung spricht die Autorin die Instrumentalisierung der Stadtgeschichte und die mythische Dimension von Alexander Nevski an. An diesem Beitrag wird die Relevanz von ausgedehnten historischen Streifzügen deutlich. Die chronologische Breite kombiniert mit ausgewählten Fokussierungen ermöglicht das Aufzeigen von Wiederholungen und Variationen des deutsch-russischen Transfers.

Ewa Bérard behandelt das Thema der „deutschen Botschaft in Sankt Petersburg 1910–1914, die Architektur als *casus belli*“. Ganz im Gegensatz zum vorangehenden Artikel wird hier ein sehr begrenzter (Zeit)raum bearbeitet. Auch diese Analyse liefert wertvolle Einsichten zu kulturell und politisch verursachten Konflikten. Als Spezialistin der russischen Stadt Sankt Petersburg untersucht sie die deutschen und russischen Standpunkte sowie ihre kulturellen und politischen Hintergründe bezüglich der Errichtung eines neuen repräsentativen Gebäudes der deutschen Botschaft inmitten der Hauptstadt des Zarenreiches. Bérard stellt das architektonische Projekt des Berliner Architektenbüros von Peter Behrens bis zur Erstürmung am Anfang des Krieges des wenige Monate früher fertig gestellten Gebäudes dar und rekonstruiert auf diese Weise eine „Semiotik der imperialen Kultur“ (S. 221) im Kreuzfeuer konkurrierender Vorstellungen.

Der Text von Thomas Serrier „Das deutsche Erbe leugnen oder integrieren? An den Beispielen von Danzig, Königsberg und Reval in Gdańsk, Kaliningrad und Tallinn“ rundet

das Dossier ab. Spezifische Traditionen der Städte des baltischen Raums und dazu eigene, lokale Konjunkturen hätten dazu geführt, dass die Erinnerung an eine deutsche Vergangenheit je nach Ort anders gehandhabt worden sei. So habe sich in jeder Stadt ein „Dialekt der Amnesie und der Erinnerung“ (S. 229) herausgebildet. In letzter Zeit habe eine mehr oder minder große Anerkennung des deutschen Erbes seitens der jetzigen Bewohner und der lokalen Behörden eingesetzt, wobei es zu einer selektiven Auseinandersetzung gekommen sei (in Tallinn zum Beispiel würden die Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg, etwa die Errichtung eines Konzentrationslagers oder die Karriere des Stadtsohnes Alfred Rosenberg im Nationalsozialismus verschwiegen).

Alle Fallstudien, von Vilnius bis nach Sankt Petersburg, werden durch die in der Einleitung formulierten Fragestellungen verbunden. Unterschiede sind hingegen bei der methodischen Herangehensweise an das Thema „Erinnerungskulturen“ zu finden. Auch erschweren im Laufe der Lektüre einige Details den Lesefluss. So tauchen Unklarheiten bei den Toponymen auf, wenn auf S. 27 Dūna als Daugava bezeichnet wird, andernorts taucht Pernau auf, das wohl in französischen Texten eher in der estnischen Form Pärnu zu erwarten wäre. Die Sonderzeichen der Ortsnamen in den Sprachen des baltischen Raumes werden zwar übernommen, aber mit einigen Tippfehlern (u.a. Anm. 40, S. 17, 22 f.). Des Weiteren werden bibliografische Hinweise mitunter entstellt wiedergegeben (etwa S. 157 ff.). Wie bei den anderen Bänden der Zeitschrift findet der Leser kein Namens- oder Ortsregister. Immerhin wird die Benutzung des Bandes durch die Zusammenfassungen der Beiträge in französischer, deutscher und englischer Sprache erleichtert.

Abgesehen von diesen seltenen redaktionellen Fehlern gewährt der Band einen willkommenen Einblick in die Forschungsvielfalt zum Thema Kulturtransfer im Baltikum, der durch den interdisziplinären Forschungsansatz bereichert wird. Für eine französischsprachige Leserschaft konzipiert, fallen einige Stellen für das Fachpublikum recht pädagogisch aus, insgesamt jedoch werden vertiefende Analysen von facettenreichen Vorgängen präsentiert. Für Germanisten wird mit diesem Band eine Lücke geschlossen. Darüber hinaus gewährt die Publikation Einblicke in ein bislang noch unbearbeitetes Untersuchungsfeld. Als besonders gelungen kann das Nebeneinander von unterschiedlichen methodischen, einander ergänzenden Ansätzen gelten. Insbesondere für Vilnius und Dorpat ergibt sich aus der Lektüre ein zwar mosaikartiges, aber keinesfalls im Widerspruch mit den Zielsetzungen des Bandes ausfallendes Bild. Dass sich mehrere Autoren mit derselben Stadt befasst haben, führt zwangsläufig gelegentlich zu unterschiedlichen Ergebnissen: Die Frage, ob die schwedische Herrschaftszeit in der Geschichte der Universität Dorpat als weniger ideologisch und politisch belastet in der Geschichtsschreibung gelten kann (S. 180), bleibt letztlich unbeantwortet, zumal J.-F. Battail in seinem Beitrag den Versuch unternimmt, die verschiedenen, auch die konfliktbeladenen Dimensionen dieser Zeit zu beleuchten. Hier zeigt sich, dass „Widersprüche das Interesse an dieser Geschichte ausmachen“ (S. 188). Es entsteht der Blick auf ein attraktives Untersuchungsgebiet, gerade weil die zeitliche Dimension breiter angelegt worden ist. Überaus überzeugend sind die thematisch eng verbundenen, aufeinander folgenden Aufsätze zu Vilnius und Tartu, in denen jeweils aus verschiedenen Perspektiven der Frage nach der Wirklichkeit multikultureller Städte im baltischen Raum nachgegangen wird. Hieraus ergibt sich eine schonungslose Bestandsaufnahme der in der Einleitung aufgeworfenen Fragen. Letztendlich zeichnen sich die Beiträge durch Analysen aus, in denen sowohl Konflikte als auch Zusammenarbeit ins Blickfeld gerückt werden.

Ein Verdienst der Herausgeber ist es, dass diese pauschal angewendeten Kategorien von Konflikt und Zusammenarbeit mitunter ins Schwanken geraten können, wenn Krisen oder gar Kriegshandlungen zu kulturellen Begegnungen führen. Auch in diesen Fällen handelt es sich, wie es im Untertitel des Bandes bereits vorweggenommen wird, um „eine geteilte Erinnerung“.

Daniel Baric, Paris

**Małgorzata Omilanowska: Połaga. Nadbaltyckie Zakopane w czasach Tyszkiewiczów [Polangen. Das Zakopane an der Ostsee zur Zeit der Familie Tyszkiewicz], Warszawa u.a.: Instytut Sztuki Polskiej Akademii Nauk, Muzeum Sopotu 2011, 405 S., zahlr. Abb., engl. Zusammenfassung.**

Die Bäderkultur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts an der südlichen Ostseeküste rückte nach dem Fall des Eisernen Vorhangs in den Fokus der Forschung, sie wird in Bildbänden und Ausstellungen präsentiert.<sup>1</sup> Die historische Architektur der Kurhäuser und Hotels, der Pensionate und Seestege erstrahlt zum Teil in neuem Glanz; doch auch heute noch drohen Verfall und Abriss, viele Objekte gingen im Zweiten Weltkrieg und während der Jahrzehnte kommunistischer Herrschaft verloren.

Palanga (dt. Polangen) an der kurländischen Ostseeküste ist heute der größte Badeort Litauens. Małgorzata Omilanowska, Professorin für Kunstgeschichte an der Universität Danzig/Gdańsk und seit Januar 2012 Vizeministerin der Republik Polen, begibt sich auf Spurensuche nach der Geschichte des Ortes als polnisches Ostseebad Połaga im 19. Jahrhundert bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs. Kurland, ehemals ein Lehen der polnisch-litauischen Adelsrepublik, war damals Teil des russischen Zarenreichs. Als Grenzort zum preußischen Memelland an der Hauptstraße von Königsberg nach Riga und weiter nach St. Petersburg lebte das kleine Städtchen Połaga in erster Linie vom Handel auf dem Landweg; einen größeren Hafen besaß es nie. Seit den 1820er Jahren befand sich die Starosteij Połaga im Besitz der polnischen Adelsfamilie Tyszkiewicz; den Ausbau zum maritimen Erholungsort forcierte insbesondere Feliks Tyszkiewicz (1869–1933) im späten 19. Jahrhundert.

Diese Investitionen hatten, wie die Autorin unterstreicht, nicht zuletzt einen patriotischen Hintergrund: Die antipolnische Politik Bismarcks ließ Polen die deutschen Ostseebäder meiden bzw. boykottieren. Połaga sollte eine Alternative bieten und – ähnlich wie Zakopane im Tatra-Gebirge südlich von Krakau – gesellschaftlicher Treffpunkt für Erholungssuchende aus allen drei Teilungsgebieten werden.

Dem Zeitgeist entsprechend sollte das polnische Seebad auch eine Bebauung in national konnotierten Stilformen erhalten; in diesem Kontext steht der 1901 erteilte Auftrag zur Pla-

1 Zuletzt u.a. Wolfgang Schneider, Torsten Seegert: Pommersche Bäderarchitektur. Entstehung und Entwicklung, dokumentiert am Beispiel des Ostseebades Binz auf Rügen, Gifhorn 2007; Olga Kurilo (Hrsg.): Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert, München 2009 [hierin M. Omilanowska: Das Ostseebad Polangen und seine Bäderarchitektur 1870–1918, S. 201–222]; Olga Kurilo: Zoppot – Cranz – Rigascher Strand – Ostseebäder im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 2011, sowie die zugehörige Ausstellung des Herder-Instituts, Marburg, und des Deutschen Kulturforums östliches Europa, Potsdam.

nung des Kurhauses von Połaga an Stanisław Witkiewicz. Fasziniert von der Holzbauweise der Tatra hatte der Maler und Schriftsteller Witkiewicz Anfang der 1890er Jahre als architektonischer Autodidakt sein eigenes Wohnhaus in Zakopane entworfen („Willa pod Jedłami“) und damit den so genannten Zakopane-Stil kreiert, der in den Folgejahren als Ausdruck urwüchsigen Polentums und als „Nationalstil“ propagiert wurde. Omilanowska dekonstruiert diesen Mythos und verweist auf die deutlichen Anleihen aus der skandinavischen Holzarchitektur – die gleichzeitig auch Kaiser Wilhelm II. faszinierte (Jachtanlegestelle Kognesnaes in Potsdam, Jagdhaus Rominten). Die Villen- und Pensionsbauten Połagas ordnet die Autorin in die internationale Mode der Holzbauweise ein, die, ausgehend von den USA, um 1900 unter anderem in den Fertighäusern der Wolgaster Aktiengesellschaft auf Usedom sichtbar wurde.<sup>2</sup> Die Kataloge der Wolgaster AG scheinen auch die Polanger Architekten inspiriert zu haben.

Für den Neubau ihrer Residenz verpflichtete die Familie Tyszkiewicz 1895/96 den Hofarchitekten Wilhelms II., Franz Schwechten, der ihnen wohl von Verwandten im damaligen Westpreußen empfohlen wurde – ein weiterer Beleg für die transnationalen Verflechtungen der Kunst über nationale Antagonismen hinweg. Schwechtens Bau knüpft an die schlichten Barockformen ostpreußischer und baltischer Herrenhäuser des 18. Jahrhunderts an; heute ist hier ein Bernsteinmuseum untergebracht.

Herausragende Kunstdenkmäler hatte Połaga, wie die Autorin betont, nicht zu bieten. Zu kurz war die Blütezeit des Seebads um 1900, zu beschwerlich die Anfahrt (Połaga besaß keinen Eisenbahnanschluss), zu beschränkt waren vielleicht auch die Mittel des Mäzens Feliks Tyszkiewicz. Das Kurhaus blieb auf dem Papier stehen, weitere ambitionierte Projekte wie das Theater und das Kurbad konnten nur in reduzierter Form realisiert werden. Große Hotels und Restaurants oder Kasinos waren offensichtlich nicht geplant. Im Schlusskapitel gibt die Autorin zu bedenken, dass diese Beschränkung möglicherweise sogar gewollt war, um den idyllischen Charakter des Ortes zu wahren.

Omilanowskas Ausführungen zu den einzelnen Bauten und zu den städtebaulichen Projekten lassen sich mit großem Gewinn lesen, zumal sie jedem Kapitel eine typologische Einführung voranstellt; so erschließt sie nicht nur die Bautradition von Badeanstalten und Seestegen, sondern auch die Geschichte des Badekarrens oder des Strandkorbes.

Die übersichtliche Gliederung des Buches in thematisch abgeschlossene Einheiten ermöglicht es dem Leser quer zu lesen, Kapitel zu überspringen, nach seinen Neigungen auszuwählen. Äußerst anregend sind die Kapitel zur Gesellschaftsgeschichte, die zeigen, dass Tyszkiewiczz Bemühen, einen Treffpunkt der polnischen Eliten zu schaffen, durchaus erfolgreich war. Die Schriftsteller Władysław Reymont („Das gelobte Land“) und Lucjan Rydel gehörten ebenso zu den Gästen wie die Maler Stanisław Witkiewicz und Leon Wyczółkowski, auch der bedeutendste litauische Maler und Komponist der frühen Moderne, Mikalojus Konstantinas Čiurlionis, war bereits mehrfach nach Połaga gekommen, bevor es Teil des neu gegründeten litauischen Staates wurde.

Palangas Geschichte nach 1918 ist nicht mehr Thema des Buches und wird daher nur in einem kurzen Ausblick angedeutet. Die Familie Tyszkiewicz blieb bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges vor Ort; wie der deutschbaltische musste auch der polnische Adel in

2 Małgorzata Omilanowska: Die Holzarchitektur der Ostseebäder und die Wolgaster Actien-Gesellschaft, in: Dies. u. Beate Störkuhl (Hrsg.): Stadtfluchten, Warszawa 2011, S. 129-146.

den neu gegründeten baltischen Staaten der Zwischenkriegszeit seine Güter abgeben, konnte jedoch in seinen Häusern wohnen bleiben.

Omilanowskas Buch ist weder eine konventionelle Ortsmonografie noch eine rein architekturhistorische Studie. Unter Auswertung von Archivalien insbesondere aus lettischen und litauischen Archiven sowie privaten polnischen Sammlungen entwirft die Autorin ein beeindruckendes kulturhistorisches Panorama des Seebads Połaga im Kontext der europäischen Bäderkultur und in der spezifischen Situation des geteilten Polen. Ein Anhang mit literarischen Texten polnischer und litauischer Autoren (u.a. Witkiewicz, Wincenty Pol, Silvestras Valiūnas) über Połaga rundet den Band ab.

Beate Störckuhl, Oldenburg

**Heike Wolter: „Ich harre aus im Land und geh, ihm fremd“. Die Geschichte des Tourismus in der DDR, Frankfurt u.a.: Campus Verlag 2009, 547 S.**

Die Studie Heike Wolters ist dem Tourismus in der DDR gewidmet, einer Form des modernen Tourismus, wie er bereits Ende des 19. Jahrhunderts entstand. Der Tourismus im modernen Sinne entwickelt sich nach Heike Wolter erst „nach der historisch klaren Trennung von Arbeitszeit und Freizeit“ (S. 22). Im Unterschied zu Rüdiger Hachtmann, der in seiner „Tourismus-Geschichte“ die Etablierung des modernen Tourismus auf die technische Entwicklung der Eisenbahn zurückführt, betrachtet Heike Wolter Tourismus vor allem als Teil einer Freizeitkultur, der sich nicht nur vom Alltag unterscheidet, sondern einen „Kontrastbegriff zum Alltag“ (Opaschowski) bildet, da im Urlaub ein nichtalltägliches Verhältnis zur Zeit dominiert. Dementsprechend wird der Tourismus in der DDR vor allem als Erholungsphänomen dargestellt, worauf auch die Beschäftigung der Verfasserin mit Thematiken wie „Tourismus und Urlaub“ und „Erholungswesen“ deutet. Diese Auffassung stößt jedoch auf Bedenken, da gerade der Tourismus in der DDR vom Alltag der DDR-Bürger schwer zu trennen ist. Und dies vor allem deswegen, weil er vom Staat gelenkt und reglementiert war und Angebot, Service und Konsum in den Erholungsorten der DDR kaum anders aussahen als irgendwo sonst im Land. In diesem Zusammenhang ist auch zu fragen, ob eine organisierte und ideologisch gesteuerte Reise den DDR-Bürgern tatsächlich Erholung brachte und wie Urlaubsreisen der DDR-Bürger in der DDR und im Ausland wahrgenommen wurden.

Obwohl die Verfasserin methodische Zugänge wie Mentalitätsgeschichte und Alltagsgeschichte erwähnt und sich mit der Wahrnehmung der Urlauber (Kapitel VI) beschäftigt, wird deren Beurteilung der touristischen Reisen nicht gründlich untersucht; so bleiben manche Fragen offen: Wie haben die DDR-Bürger auf die für Urlauber geschlossenen Militärzonen an der Ostseeküste reagiert? Haben Auslandsreisen der DDR-Bürger, z.B. Reisen nach Ungarn, ihre politischen Einstellungen auf irgendeine Weise beeinflusst, und was wussten sie über die Urlaubsreisen der DDR-Prominenz, die die Verfasserin in ihrer Studie kaum erwähnt.

Die Studie beschäftigt sich mit der Tourismusgeschichte der DDR in den 1970er und 1980er Jahren, wobei der Schwerpunkt auf der Organisation der Touristenreisen liegt. In verschiedenen Kapiteln werden touristische Entwicklungen in der DDR (Kapitel II), institutionell und individuell organisierte Reisen der DDR-Bürger (Kapitel III), Reiseveranstalter und Leistungsanbieter (Kapitel IV und V) gründlich beschrieben. Für ihre systematische

Darstellung nutzt die Verfasserin zahlreiche Quellen, darunter statistische Daten (Statistisches Jahrbuch der DDR zu Erholung, Urlaub und Tourismus, Statistische Jahresberichte über den Stand und die Entwicklung des Tourismus und Erholungswesens in der DDR), Brigadebücher, Reisetagebücher, Briefe, Erinnerungen, Dokumente (z.B. Dokumente des Bundesarchivs, des Sächsischen Hauptstaatsarchivs Dresden, des Dokumentationszentrums Alltagskultur der DDR in Eisenhüttenstadt, des Historischen Archivs zum Tourismus in Berlin), ferner Plakate, Kataloge, Fotoalben, Postkarten, Kalender und Werbematerialien. Außerdem hat die Verfasserin einige Interviews (7) mit Urlaubern und Organisatoren von Urlaubsreisen geführt. Die Lektüre der ersten sieben Kapitel bietet dem Leser einen guten Überblick darüber, wie das Tourismus-System in der DDR funktionierte.

Allerdings wird erst im Kapitel VIII „Tourismusgeschichte als Spiegel der DDR-Geschichte“, in dem die Verfasserin den theoretischen Rahmen der Forschung absteckt, die zentrale Fragestellung der vorliegenden Studie deutlich: Welche Rolle spielte der Tourismus für die Behauptung des politischen und gesellschaftlichen Systems der DDR? Und genauer: Trug er zur Stabilisierung oder zum Zerfall des Systems bei? Ihre Überlegungen zu dieser Frage leitet die Verfasserin mit der Charakterisierung des DDR-Systems ein, wofür sie verschiedene theoretische Konzepte nutzt, die allerdings ein wenig beliebig angeordnet sind: „Totalitarismustheorien“ (Arendt, Friedrich, Brzesinski, Linz, Meuschel, Todorov), „Modernisierungstheorien“ (Kocka, Zapf, Geißler), „Typen legitimer Herrschaft nach Max Weber“, „Handlungstheoretische Mikrotheorien“ (Lüdtke, Lindenberg) und „soziologische und touristische Ansätze“ (Turner, Morin, Bourdieu, Spode).

Ein nachvollziehbares Fazit der Studie lautet: Es gibt keine eindimensionale Theorie, mit der sich der DDR-Tourismus beschreiben lässt, verschiedene Theorien vermitteln ein wissenschaftliches Verständnis des Systems und des Tourismus in der DDR. Zu diesem Verständnis zählt zum Beispiel die Ambivalenz der Haltung des DDR-Systems gegenüber den DDR-Bürgern, die von der Verfasserin auf folgende Weise charakterisiert wird: Dass „die totalitären Züge des Systems nicht gleich waren, sondern sich im Laufe der Jahre veränderten“ (S. 400), „die Bürger haben mithin dem Staat immer wieder Zugeständnisse abgerungen, oder dieser hat aus Eigeninitiative meist in kompensatorischer Absicht derartige Möglichkeiten erweitert“ (S. 402), „Modernisierung scheint mithin in der DDR vor allem auf der Ebene der inneren Bewusstheit der Bürger stattgefunden zu haben [...], der Plananspruch des sozialistischen Staates jedoch war unmodern“ (S. 408). Ohne auf einzelne Aussagen der Verfasserin einzugehen, ist hier ein wichtiges Ergebnis der Arbeit festzuhalten: Die Tourismuskultur der DDR lässt sich nicht schwarz-weiß zeichnen, sie war ein komplexes Phänomen. Andererseits wird auch deutlich, dass für die Beantwortung der Frage, welche Rolle der Tourismus bei der Stabilisierung oder beim Zerfall des gesellschaftlichen und politischen Systems der DDR spielte, nicht nur eine Systemanalyse wichtig ist, sondern auch eine gründliche Analyse der Einstellungen der Bürger zum DDR-Tourismus, zu seinen Unfreiheiten, Einschränkungen, Mängeln und Doppelstandards. Sie aber ist in der Arbeit wenig präsent.

Bemerkenswert ist der Versuch der Verfasserin, in einem weiteren Kapitel den Tourismus in der DDR aus vergleichender Perspektive zu beleuchten, wofür sie „komparatistische Ansätze“ (von Kocka, Kaelble, Spode, Espagne) nutzt. Die Vergleiche – diachrone (DDR – Weimarer Republik, DDR – Nationalsozialismus) und synchrone (DDR – BRD, DDR – Osteuropäische Länder) – sind allerdings nur angedeutet bzw. kurz skizziert. Für das Ver-



ständnis des Phänomens Tourismus in der DDR wäre es viel wichtiger, den Hauptakzent auf „synchrone Vergleiche“ zu legen und dabei der Sowjetunion besondere Aufmerksamkeit zu schenken, da, wie die Verfasserin richtig bemerkt, das politische System der DDR bestimmte Anforderungen an die Tourismuspolitik stellte, die von der Lehre des Marxismus-Leninismus und dem „Vorbild“ der Sowjetunion geprägt war.

Die Leitfrage der Studie, ob der Tourismus in der DDR vor der so genannten „posttouristischen Depression“ im Sommer 1989 eine systemstabilisierende Rolle spielte, beantwortet die Verfasserin positiv. Nach ihrer Forschung wurde Reisefreiheit, gemeint als temporäre Urlaubsreisefreiheit und nicht Ausreisefreiheit, als ein zentrales Grundrecht empfunden (S. 454, 456), und die „DDR-Bürger [hatten, ...] gemessen an den Voraussetzungen Urlaubszeit und frei verfügbare Einkommen, umfangreiche Möglichkeiten zu reisen. Beschränkungen erfuhren sie vor allem in der Wahl der Reiseziele“ (S. 451). Allerdings stellt Heike Wolter auch fest, dass die Gesellschaft sich trotz der Trennung von Konsum, Preis, Lohn und Leistung in Richtung einer Konsumgesellschaft entwickelte, und dass die Machthaber den Punkt verpasst hatten, „ab dem es den meisten DDR-Bürgern nicht mehr um die touristische Grundsicherung, sondern um qualitative Verbesserung und Distinktionen ging“ (S. 453).

Diese Behauptung stellt das Ergebnis einer Arbeit dar, in der das Tourismus-Phänomen in der DDR aus der Perspektive „von oben“ betrachtet wird. Ob jedoch der Tourismus eine stabilisierende oder destabilisierende Rolle für das DDR-System spielte, sollten noch weitere Forschungen verdeutlichen, in denen der Tourismus vor allem „von unten“ in den Blick genommen wird.

Olga Kurilo, Berlin

**Hannes Grandits, Karin Taylor (Hrsg.): Yugoslavia's Sunny Side. A History of Tourism in Socialism (1950s–1980), Budapest u.a.: Central European University Press 2010, 415 S.**

Man verbindet Jugoslawien heutzutage mit negativen Begriffen wie z.B. Krieg, Gewalt oder ethnischer Säuberung. Wenn man dann ein Buch mit dem Titel „Yugoslavia's Sunny Side“ sieht, ist man zuerst verwirrt, weil so ein Titel auf etwas Positives hindeutet. Der Untertitel dieses Buches zeigt uns dann, dass es sich um eine Geschichte des Tourismus handelt, und gerade Tourismus ist etwas, das fast ausschließlich positive Erinnerungen an Jugoslawien hervorruft, nicht nur im Westen, sondern auch in den jugoslawischen Nachfolgestaaten. Eine Geschichte des Tourismus in Jugoslawien zu schreiben, ist keine einfache Aufgabe, weil Jugoslawien zwar sozialistisch war, aber weder zum Westblock noch zum Ostblock gehörte. Im Vorfeld ergab sich daher sofort die Frage, wo der jugoslawische Tourismus hingehört? War er ein Bestandteil der westlichen Welt oder der sozialistischen Welt? Wurde Tourismus zu ideologischen und politischen Zwecken benutzt? Welche Rolle spielte Tourismus im Wirtschaftssystem Jugoslawiens? Steckten hinter der Förderung der Entwicklung des Tourismus seitens des Staates hauptsächlich wirtschaftliche oder politische und ideologische Interessen? Das sind nur einige von vielen Fragen, auf die das Buch Antworten gibt.

Es handelt sich um einen Sammelband, der insgesamt 13 Aufsätze umfasst. Der Sammelband ist eine interdisziplinäre Studie: Anthropologen, Ethnologen und Historiker haben, jeder aus seiner eigenen Perspektive, hier mitgewirkt. (S. 21)

Technisch ist das Buch sehr gut gestaltet. Nach jedem Aufsatz folgt eine Bibliografie, in der alle benutzten Quellen und Literatur aufgelistet sind. Auch eine Liste der Autoren mit einem kurzen Lebenslauf ist am Ende des Buches vorhanden. Dies ist insbesondere bei einer interdisziplinären Studie hilfreich, in der die Autoren aus verschiedenen Fachbereichen stammen. Es gibt auch einen Index, in dem alle wichtigen Orts- und Personennamen sowie Begriffe aufgelistet sind.

John K. Walton ist der Meinung, dass dieser Sammelband eines der besten Bücher über die Geschichte des Tourismus in Jugoslawien sei und darüber hinaus ein gutes Modell für weitere Wissenschaftler darstelle, die sich mit der Geschichte des Tourismus beschäftigen. Besonders wertvoll erachtet er die Einbeziehung von vielen Quellengattungen, insbesondere die der „oralen“ Quellen. (S. IX-XIX)

In dem von Karin Taylor und Hannes Grandits verfassten Einleitungsaufsatz „Tourism and the Making of Socialist Yugoslavia: An Introduction“ kommt sehr deutlich die Rolle des Tourismus in der jugoslawischen Gesellschaft und seine Entwicklung nach 1945 zum Tragen. Der Hauptteil des Buches umfasst drei Teile. Jeder Teil bildet eine Einheit, in der eine Phase der Entwicklung des Tourismus in Jugoslawien aus verschiedenen Perspektiven thematisiert wird: Teil I: „Holidays on Command“, Teil II: „Tourism and the ‚Yugoslav Dream‘“ und Teil III: „Tourism Economies in Transformation“. Diese zusammen ergeben wiederum eine Einheit, in der die Geschichte des Tourismus in Jugoslawien nach 1945 geschildert wird.

Teil I beinhaltet drei Aufsätze. Der erste Aufsatz stammt von Igor Duda „Workers into Tourist: Entitlements, Desires, and the Realities of Social Tourism under Yugoslav Socialism“. Hier wird die Einführung des bezahlten Urlaubs und seine rasante Entwicklung hin zum Massentourismus geschildert, wie er auch in Jugoslawien nach 1945 stattfand. Er schildert den Versuch des Staates, Bauern zu Touristen zu machen, und die sich daraus ergebenden Probleme. Zudem wird die Entstehung von Erholungsorten für Arbeiter und ihre Rolle untersucht. Rory Yeomans konzentriert sich im folgenden Beitrag „From Comrades to Consumers. Holidays, Leisure Time, and Ideology in Communist Yugoslavia“ auf die 50er und 60er Jahre und auf den Einfluss der politischen Ideologie bei der Entwicklung des Tourismus in Jugoslawien. Bis zum Anfang der 60er Jahre versuchte die sozialistische Regierung mittels des Tourismus einen neuen „Jugoslawen“, mit starkem sozialistischem und jugoslawischem Bewusstsein und befreit von ethnischen Animositäten, zu schaffen. Seit den 60er Jahren dann diente der Tourismus der Etablierung von Konsumgesellschaft und Marktwirtschaft und wurde vor allem als wichtiger Wirtschaftsfaktor gesehen. (S. 102) Der erste Teil des Buches endet mit dem Aufsatz von Igor Tchoukarine „The Yugoslav Road to International Tourism. Opening, Decentralisation, and Propaganda in the early 1950s“, in dem der Autor eine direkte Verbindung zwischen der Entwicklung des Tourismus und der jugoslawischen Außenpolitik zieht. Besonders interessant ist hier der Prozess der Dezentralisierung des Tourismus, der schon am Anfang der 50er Jahre stattfand, und die daraus folgenden Probleme, u.a. dass Jugoslawien im Ausland nicht mehr als staatliche Einheit präsentiert wurde, sondern jede Republik sich selbst darstellte. (S. 129-132) Durch den Vergleich mit der Entwicklung des internationalen Tourismus ist zu sehen, dass sich der jugoslawische Tourismus parallel entwickelte, allmählich ein Teil des internationalen Tourismus wurde und so die politische Entwicklung in Jugoslawien beeinflusste.

Teil II ist dem „jugoslawischen Traum“ gewidmet, in ihm wird das Alltagsleben be-

handelt. Nevena Škrbić Alempijević und Petra Kelemen untersuchen in „Travelling to the Birthplace of ‚the Greatest Son of Yugoslav Nations‘: The Construction of Kumrovec as a Political Tourism Destination“ den Geburtsort Titos – Kumrovec – unter dem Aspekt seiner Bedeutung für die jugoslawische Gesellschaft. Jedes Jahr kamen Hunderttausende Jugoslawen, um das dort eingerichtete Freilichtmuseum zu besuchen. Handelte sich bei diesen Reisenden um Touristen oder um Pilger eines ideologischen Wallfahrtsortes? Dies ist die Frage, der anhand von mehr als 250 Besucherbüchern nachgegangen wird. Im Aufsatz von Karin Taylor „My Own Vikendica. Holiday Cottages as Idyll and Investment“ werden Ferienhäuser untersucht. Waren noch zu Beginn ihrer Entstehung Ferienhäuser eine Privileg der politischen Elite, wurden sie spätestens ab den 70er Jahren zum Bestandteil der festen Urlaubskultur für alle Bevölkerungsteile. Der letzte Aufsatz dieses Teils stammt von Maja Mikula „Highways of Desire. Cross-Border Shopping in Former Yugoslavia, 1960s–1980s“. Obwohl Jugoslawien national heterogen war, gab es etwas, was zum gemeinsamen Symbol des jugoslawischen sozialistischen Selbstverwaltungssystems wurde – „Shopping“ im Ausland. „Shopping“ im Ausland und die Tatsache, dass die Jugoslawen kein Visum dafür brauchten, unterschied Jugoslawien von den anderen sozialistischen Ländern und machte es einzigartig. Konsum wurde zum wichtigen Teil des „jugoslawischen Traumes“. Die Entwicklung von Konsumkultur hatte in den 70er Jahren zudem eine enorme Bedeutung bei der Konsolidierung und Integration der jugoslawischen Gesellschaft. Die Autorin fragt sich, ob nicht gerade die Konsumkultur mit zur Delegitimierung des Selbstverwaltungssystems und zur Desintegration des Staates in den 80er Jahren führte.

Das Thema des dritten Teils ist die Transformation des Tourismus. Als erste von vier Autoren widmet sich Karin Taylor „Fishing for Tourist. Tourism and Household Enterprise in Biograd na Moru“. Unter Zuhilfenahme von Methoden aus der Ethnografie wird anhand von mündlichen Quellen die Entwicklung von Biograd na moru, eines kleinen Ortes an der Adria, aus der Perspektive und am Beispiel von Menschen analysiert, die ihre Zimmer privat an Touristen vermieteten. In diesem Beitrag sind alle Phasen der Entwicklung des Tourismus in Jugoslawien zwischen 1930 und 1990 zu erkennen. Zudem wird eine Antwort auf die Frage gegeben, wie und warum es überhaupt dazu kam, dass der Staat die private Vermietung zuerst duldete und später sogar unterstützte. Dragan Popović beschäftigt sich in seinem Aufsatz „Youth Labor Action (ORA) as Ideological Holiday-Making“ mit der Rolle und Entwicklung von Jugendarbeit-Aktionen (Omladinska radna akcija) im Zeitraum zwischen 1942 und 1990: die Umwandlung von Jugendarbeit-Aktionen von stark ideologisch geprägter, schwerer Arbeit beim Aufbau der Industrie und Infrastruktur des Landes bis zur Nutzung von Jugendarbeit-Aktionen als Sommerurlaub für Schüler. Der Autor zeigt anschaulich, wie sich die Motivation von Teilnehmern an Jugendarbeit-Aktionen mit der Zeit änderte und am Ende weit entfernt von ideologischen Interessen lag. (S. 299 f.) Im Aufsatz von Igor Duda „What To Do at the Weekend? Leisure for Happy Consumers, Refreshed Workers, and Good Citizens“ wird untersucht, wann das Wochenende als soziales Phänomen entstand und was es für das Alltagsleben eines Menschen bedeutete, denn als im Jahr 1965 (auch) in Jugoslawien das Wochenende eingeführt wurde, führte dies auch zu Veränderungen in den Gewohnheiten der dortigen Menschen. (S. 311) Duda zieht für seine Untersuchung das Wochenmagazin „Vikend“ heran, das als Freizeitratgeber diente. In „Yugoslav Unity and Olympic Ideology at the 1984 Sarajevo Winter Olympic Games“ zeigt Kate Meehan Pedrotty am Beispiel der Olympischen Winterspiele in Sarajevo, wie gespalten die jugoslawische

Gesellschaft war: Die Streitereien zwischen den Republiken über die Finanzierung der Winterspiele dauerte bis Ende 1983, obwohl SR Bosnien sich bereit erklärte, 85% der Kosten selbst zu übernehmen. (S. 352) Am Ende waren die Olympischen Winterspiele in Sarajevo 1984 ein wirtschaftlicher Erfolg, aber auch sie konnten die jugoslawische Wirtschaft, die tief in der Krise steckte, nicht retten.

Der Sammelband endet mit einem Resümee von Patrick Hyder Patterson „Yugoslavia as It Once Was. What Tourism and Leisure Meant for the History of the Socialist Federation“.

Anders als über die Geschichte des Tourismus in Europa und der UdSSR, wurde über die Geschichte des Tourismus in Jugoslawien bisher sehr wenig geschrieben. Es waren meistens wissenschaftliche Arbeiten, in denen das Thema Tourismus aus der wirtschaftlichen Perspektive betrachtet wurde.<sup>1</sup> Gerade deswegen ist dieses Buch etwas Neues, weil die Sozialgeschichte des jugoslawischen Tourismus im Vordergrund steht. Eine besondere Qualität erhält dieses Buch zudem durch seine Interdisziplinarität. So konnten verschiedene Aspekte der Geschichte des Tourismus in Jugoslawien sehr erfolgreich beleuchtet werden. Die Erkenntnisse sind nicht nur für die Geschichte des Tourismus von Bedeutung, sondern auch für die Geschichte Jugoslawiens nach 1945 im Allgemeinen. Insbesondere die Erkenntnis, dass der Tourismus schon Anfang der 50er Jahre dezentralisiert wurde, und dass die Republiken in diesem Bereich auch im Ausland mit ausländischen Reiseunternehmern selbstständig verhandeln und den Tourismus selbst bestimmen konnten, ist sehr wichtig, weil nach bisherigem Wissen die Republiken erst seit Anfang der 70er Jahre autonom politische und wirtschaftliche Beziehungen mit dem Ausland führen konnten. Dieses Buch bietet des Weiteren viele Erkenntnisse, die zur allgemeinen Geschichte des Tourismus gehören, wie z.B. wann der bezahlte Urlaub als Voraussetzung für die Massentourismus eingeführt wurde, oder wann und wie das Wochenende entstand. Dadurch wird das Buch auch für diejenigen, die sich nicht speziell für Jugoslawien, sondern für Tourismus allgemein interessieren, von Wert sein.

Dieser Sammelband ist als ein erster impulsgebender Schritt zu verstehen für weitere wissenschaftliche Arbeiten zum Tourismus in Jugoslawien – auch wenn wir auf eine vollständige Monografie zur Geschichte des Tourismus in Jugoslawien noch werden warten müssen.

Das Buch ist sehr gut konzipiert, nur wenige Verbesserungsmöglichkeiten seien an dieser Stelle angemerkt: So wurde z.B. Montenegro im Buch fast überhaupt nicht und Slowenien nur am Rande thematisiert. Der Akzent wurde auf Kroatien gesetzt, obwohl die Herausgeber versuchten, ein Buch über den Tourismus in Jugoslawien zu verfassen. Darüber hinaus lässt sich bemängeln, dass im Buch der wirtschaftliche Aspekt fehlt, ein Aufsatz mit einer wirtschaftlichen Perspektive würde den Sammelband vervollständigen.

Trotz dieser kleineren Beanstandungen ist das Buch „Yugoslavia's Sunny Side“ als sehr gut gelungen zu bewerten, und alle diejenigen, die sich für die Geschichte Jugoslawiens und für die Geschichte des Tourismus interessieren, werden an der Lektüre dieses Buches nicht vorbeikommen.

Danijel Kežić, Kiel

1 Z.B. das Buch von Anton Ogorelc: Die gesamtwirtschaftliche Bedeutung des Dienstleistungssektors für Jugoslawien: eine handels- und entwicklungspolitische Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung der Tourismuswirtschaft, Aachen 1993.

**Anne E. Gorsuch: *All this is Your World. Soviet Tourism at Home and Abroad after Stalin*, Oxford: Oxford University Press 2011, 222 S., 18 Abb.**

Um es gleich vorwegzunehmen: Dieses Buch erzählt nicht vom „Soviet Tourism“ im Allgemeinen, d.h. es liefert keine Geschichte davon, wo und wie Sowjetbürger ihren Urlaub verbracht haben. Man wird in ihm wenig Zahlenmaterial finden, ebenfalls keine Strukturgeschichte der touristischen Organisationen „Intourist“ und „Sputnik“. Auch geht es weniger um die normative Seite der Regelung von Touristenströmen; die von vielen Historikern gern zitierten Akten der politischen Entscheidungsträger und -organe kommen in diesem Buch nicht vor. Stattdessen geht es der an der University of British Columbia in Vancouver lehrenden Kulturhistorikerin Anne Gorsuch eher um das komplexe Verhältnis eines sowjetischen „Wir“ zu einem un- bzw. weniger sowjetischen „Anderen“, das durch Reisen „at home and abroad“ im wahrsten Sinne erfahren wurde. So versucht die Autorin ihre Leser mit dem Reisen als soziale Praxis im sowjetischen Kontext bekannt zu machen, wobei sie sich im Wesentlichen auf die Zeit unter Nikita S. Chruščev beschränkt. Wie sie selbst weiß, waren diese Jahre eine Übergangsperiode, deren – nicht nur von der Ideologie eingeforderter, sondern von vielen Menschen auch empfundener – Optimismus sich in der Zeit von Sputnik und Gagarin erheblich von der Atmosphäre der Angst unter Stalin unterschied. Im Nachhinein betrachtet, war es wohl genau dieser hoffungsvolle Optimismus, der das Erwachen in den resignativen und restriktiveren 1970er Jahren als „Stagnation“ erfahren ließ.

Wenn Gorsuch ihren zeitlichen Fokus somit auf die ungefähr zehn Jahre zwischen Iosif V. Stalins Tod und Leonid I. Brežnevs Machtübernahme einstellt, weitet sie ihn sogleich aus auf die diversen Räume, in denen sich sowjetische Touristen bewegten bzw. bewegen durften. Diese diversen erreichbaren Räume, die sie behandelt – die Sowjetunion, das „Soviet ‚Abroad““ am Beispiel der Estnischen SSR, das sozialistische Osteuropa und das kapitalistische Westeuropa –, werden in je einem Kapitel behandelt. Nur dem systemfremden Ausland wird noch ein zweites Kapitel gewidmet, in welchem die „performance“ des sowjetischen Touristen in der Fremde angesichts der Verlockungen und Gefahren des Kapitalismus betrachtet wird. Damit liegt ein Schwerpunkt auf dieser spezifischen Zone des Kontakts zwischen der Sowjetunion und ihren ideologischen Gegnern jenseits des „Eisernen Vorhangs“, wodurch in dem Buch auch eine besondere Seite der Kulturgeschichte des „Kalten Krieges“ beleuchtet wird. Zum Schluss fügt die Autorin eine recht knapp geratene Skizze über das Thema Reisen im sowjetischen Film der Tauwetterperiode an, womit sie ihre Leser wieder in die sowjetische Heimat führt. Leider fällt der genretypische Filmklassiker „Brillantenhand“ (Brilliantovaja ruka) über die Abenteuer sowjetischer Touristen im Westen von 1968 aus der von ihr betrachteten Periode heraus.

Im Kapitel über den sowjetischen Binnentourismus werden die letzten Jahre unter Stalin behandelt, als jeglicher Kontakt mit einem „Außen“ als schädlich galt. Hier geht es vor allem um solche Aspekte wie die ideologische Ausrichtung der Reisesströme auf die an Zahl zunehmenden Museen des „Großen Vaterländischen Kriegs“ oder auf die sowjetische Kapitale Moskau, um die eigenen Bürger zum Patriotismus zu erziehen. Reisen, um das eigene Land zu erkunden, wurde in Gorsuchs Interpretation zu einem „rite of reassurance“ (S. 48) in der spätstalinistischen Sowjetunion. Interessant wird es, wenn die Autorin mit den Grenzüberschreitungen beginnt, die der Sowjetbürger als Tourist unternehmen konnte. Je weiter sich der Tourist dabei vom sowjetischen Zentrum entfernte, desto seltener war

er anzutreffen, zu viel an Kontakt außerhalb der eigenen Grenzen war ohnehin nicht gern gesehen. Wer jedoch das Glück hatte, ins kapitalistische Ausland reisen zu dürfen, gehörte zu den Auserwählten. Demgegenüber war die imperiale Peripherie an der Ostsee das erreichbare, imaginierte eigene Ausland, das Gorsuch zufolge zu einem „place of renewal and transformation“ (S. 38) wurde. Darunter versteht sie nicht nur, dass der individuelle Reisende sein Dasein als Sowjetbürger womöglich neu erfuhr, sondern auch, dass Tourismus ein Faktor war, mit dessen Hilfe den erst kürzlich eroberten Territorien „Soviet significance“ zugewiesen werden sollte (S. 40). Für viele Besucher Tallinns blieb allerdings der Eindruck haften, dass die Estnische SSR doch eine andere Sowjetunion verkörperte – sowohl im positiven als auch im negativen Sinne –, denn während die einen sich im „space of savely Sovietized Western difference“ (S. 55) labten, den der Besucher in den auch in der zentralen Presse gelobten Cafés genießen konnte, kritisierten manche Reisende die Behandlung von Russen in Estland und echauffierten sich darüber, dass sich die Esten nicht dankbar genug zeigten für all das, was die Sowjetunion für das kleine Land getan hatte (S. 73 f.). Für diese Art Beurteilung zieht Gorsuch in erster Linie Berichte der Reiseleiter heran. Wenngleich sie deren Qualität als Quelle zwar kritisch bäugt, zitiert sie diese immer wieder gerne.

Es ist richtig, dass Schriftsteller wie Vasilij P. Aksenov das Bild dieses erreichbaren „Westens“ an der sowjetischen Ostseeküste mitgeprägt haben. Gerade in seinem „Ticket zu den Sternen“ (*Zvezdnyj bilet*) wird aber diese Grenzerfahrung auf dem eigenen, sowjetischen Territorium in Tallinn zu der ideologisch beabsichtigten Erfahrung „of renewal and transformation“ für den Helden, der sein Glück schließlich in einer Fischereikolchose nahe der Hauptstadt der Estnischen SSR findet. Gorsuch beschränkt sich in ihrer Darstellung auf die Funktion Tallinns als Marker des Westlichen und gibt zu bedenken, dass das ländliche Estland keineswegs als „window to the west“ gelten konnte, da hier all die Widrigkeiten des sowjetischen Alltags die Urlauber einholten. Dass die Mehrheit der sowjetischen Reisenden in den zahlreichen Strandbädern an der Ostsee – Jürjala, Pärnu, Narva-Jõesuu – wiederum andere Erfahrungen machten, bleibt weitgehend ausgeblendet. Inwieweit der „typische“ sowjetische Tourist einen Unterschied zwischen den baltischen Sowjetrepubliken gemacht haben könnte, bleibt in Gorsuchs Konzentration auf Tallinns mittelalterliches Antlitz ungeklärt. Fraglos war die Tallinner Altstadt ein visuell exotischer Ort, in den der Tourist seine jeweiligen Vorstellungen von einem imaginierten Westen projizieren konnte.<sup>1</sup> Dass dieses „Ausland“ auch in der Vorstellung der meisten Touristen immer noch sowjetisch war, darf dabei nicht vergessen werden. Wie Elena Zubkova gezeigt hat, wurde diese speziell sowjetische Illusion erst nach 1991 durch die Wiedererlangung der Unabhängigkeit der baltischen Staaten zerstört.<sup>2</sup>

Jeder, der sich daran erinnert, wie martialisch die sowjetische Grenze zu den „Freunden“ im so genannten Ostblock befestigt war, wird sich kaum wundern, wenn Gorsuch in Bezug auf die Reisen von Sowjetbürgern in den „Ostblock“ von „friendship at a distance“ spricht

1 Zur visuellen Exotik der Tallinner Altstadt siehe Eva Närpea: *Tourist Gaze as a Strategic Device of Architectural Representation: Tallinn Old Town and Soviet Tourism Marketing in the 1960s and 1970s*, in: Dies. (Hrsg.): *Estonian Cinescapes: Spaces, Places and Sites in Soviet Estonian Cinema (and Beyond)* / *Eesti filmimaastikud. Ruumid, kohad ja paigad Nõukogude Eesti filmis (ning edaspidi)*, Tallinn 2011, S. 137-146.

2 Elena Ju. Zubkova: *Pribaltika i Kreml' 1940–1953* [Das Baltikum und der Kreml 1940–1953], Moskva 2008, S. 5.

(S. 91). Mehr noch als in den baltischen Sowjetrepubliken konnte es hier passieren, dass Reiseführer die präsozialistische Vergangenheit rühmten und – zumindest nach Ansicht mancher Sowjettouristen – die Leistungen beim Aufbau des Sozialismus schlicht unterschlugen. Hierher kamen Sowjetbürger als Kolonisten und waren nicht immer gern gesehene Gäste (ebenda). Aber es gehörte zum Credo der Chruščev-Jahre, dass die Sowjetunion von Erfahrungen des Auslands profitieren konnte, vor allem in den Bereichen der Konsumkultur und des Services. Doch war das ganze Sozialismusprojekt nicht zuletzt dadurch in Gefahr, *ad absurdum* geführt zu werden, weil gerade im formal sozialistischen Osteuropa das Auftreten sowjetischer Touristen, die sich dem Konsum hingaben, die vorherrschende Meinung nur verstärkte, der zufolge die UdSSR in allen Aspekten der Alltagskultur hoffnungslos unterlegen war. Dies wiederum bedrohte nicht nur die kulturelle, sondern auch die politische Autorität des ersten sozialistischen Staats der Welt im eigenen Lager.

Die Ende der 1950er Jahre erstmals möglichen Reisen ins kapitalistische Ausland waren gerade auch für die westlichen Medien eine Sensation. Sie passten zu Chruščevs Charme-Offensive der friedlichen Koexistenz und wurden auch so genutzt – als „theatre of diplomacy“, wie Gorsuch es nennt (S. 106). Für den einzelnen Reisenden, der ein intimstes „screening“ über sich ergehen lassen musste, dafür aber mit erheblichem sozialen Prestige wieder heimkehrte, stellte sich dagegen eher die Frage, wie er in Westeuropa das Heimatland gebührend repräsentieren konnte, ohne sich in den Augen der eigenen Leute zu diskreditieren? Die Linie zwischen einem im sowjetischen Diskurs positiv konnotierten Internationalismus, in dessen Rahmen ästhetische Schönheit, technischer Fortschritt und der Genius der Arbeiterklasse auch im Westen zu schätzen waren, und einem von blinder Bewunderung für alles nicht-Sowjetische gekennzeichneten „Kosmopolitismus“ war äußerst dünn (S. 133). Zugleich macht die Autorin aber deutlich, dass es nicht etwa der westliche Jazz war, an dem die Sowjetunion zugrunde gegangen sei. Vielmehr betont sie die „Soviet agency“, da Jazz unter Chruščev nicht mehr verfeimt war, und sogar nach Möglichkeiten gesucht wurde, die Unterschiede sozusagen zu domestizieren, d.h. ein sowjetisches Äquivalent anzubieten. Modische, an westlichen Stilen orientierte Kleidung war in dieser Sicht nur dann negativ, wenn sie z.B. mit einer Vergötterung westlicher Marken verbunden war, die nur auf dem Schwarzmarkt zu beschaffen waren.

Genau an diesem Punkt der kulturellen Domestizierung westlicher Modelle setzt Gorsuch an, um die Aussage der Tauwetterfilme zu erläutern. „Modern“ und „kultiviert“ zu sein, das Letztere ein übergreifendes Stichwort für den sowjetischen Zivilisierungsprozess seit den 1920er Jahren, maß sich nicht mehr an der Ablehnung westlicher Vorbilder. So zeigte der berühmte Film „Zwischenlandung in Moskau“ (Ja šagaju po Moskve) aus dem Jahr 1963 eine sowjetische Hauptstadt, die vieles von dem besaß, was westliche Städte so attraktiv machte – sogar japanische Touristen (S. 178). Nach Ansicht der Autorin propagierte gerade der Tauwetterfilm diese Alternative der Chruščev-Zeit: Einen kultivierten Weg zu finden, um westlichen Vorbildern auf sowjetische Weise gerecht zu werden, oder – wie es in einer Zwischenüberschrift heißt – „Cultured not capitalist“ (S. 184). Einholen und überholen stand in dieser Perspektive also auch auf dem kulturellen Konfliktfeld des „Kalten Krieges“ auf Chruščevs Programm.

Damit begibt sich Gorsuch allerdings auf ein Terrain, das weitaus größer ist, als es ihr Fokus auf den Tourismus eigentlich erlaubt. Denn die Erfahrung, nach Frankreich, England oder Italien zu reisen (Deutschland und Skandinavien finden bei ihr weniger Berücksich-

tigung), blieb nur einer kleinen Minderheit vergönnt, von der sie selbst schreibt, dass nur die Wenigsten sofort nach ihrer Rückkehr zu Dissidenten wurden oder auch nur von nun an überzeugt waren, im Westen sei es am besten. Wie diese Minderheit ausgewählt wurde, wie genau ihre Überwachung gewährleistet wurde und was konkret nach der Rückkehr mit den Erinnerungen passierte, erhellt diese Studie nur in groben Zügen. Dies mag auch an den von ihr bevorzugten prominenten Augenzeugen liegen: Der von ihr immer wieder als prototypischer sozialistischer Reisender in Rom zitierte Ryszard Kapuściński kam als Pole ohnehin aus einem anderen Kontext. Die nach Ende des „Kalten Krieges“ verfassten Erinnerungen des später emigrierten Regisseurs Andrej S. Končalovskij an seine erste Westreise haben auch eine weniger unmittelbare Aussagekraft, als es etwa Tagebuchaufzeichnungen hätten.

Keine Frage, die jeweils höchst individuelle Erfahrung des Sowjetbürgers mit Tallinn, Prag oder Paris war unvorhersehbar, gerade auch in Hinblick auf die Alternativen, die solch eine Grenzüberschreitung – ob imaginiert oder real – bereithielt. Die Fragen, ob sich diese Alternativen im Laufe der Zeit veränderten und welche Richtung der sowjetische Auslandstourismus in den 1970er Jahren einschlug, bleiben zukünftigen Studien überlassen. Gorsuchs Buch öffnet uns somit den Horizont für einen erweiterten Begriff der Ost-West-Beziehungen und der Geschichte von *leisure* in Zeiten des „Kalten Krieges“. Ihr Buch liefert zwar nicht das letzte Wort zum sowjetischen Tourismus, aber es hilft zu verstehen, wie die Systemgegensätze auf einer individuellen Ebene von Sowjetbürgern verhandelt wurden. Zudem ist es eine meisterhafte Darstellung der Herausforderungen, welche die Berührung mit dem „Anderen“ für die diversen Aspekte einer sowjetischen Identität mit sich bringen konnten.

Karsten Brüggemann, Tallinn

**Tiit Kask, Aldur Vunk (Hrsg.): Reis (nõukogude) läände / Journey to the (Soviet) west. Kuurortlinn Pärnu 1940–88. Artiklite kogumik / Resort town of Pärnu 1940–88. Collection of articles, Pärnu: Pärnu Linnavalitsus 2009, 121 S., 97 Abb.**

Gut gewählte Buchtitel zeichnen sich dadurch aus, dass sie komplexe Sachverhalte so stark wie möglich komprimieren und im Idealfall auf wenige Wörter reduzieren. Bei der vorliegenden Publikation ist genau dies mit der Titel-Formulierung „Reis (nõukogude) läände“ – „Reise in den (sowjetischen) Westen“ – geradezu optimal gelungen. Nimmt man im ebenfalls kurz gehaltenen Untertitel nun noch den Ortsnamen „Pärnu“ wahr, so weiß man bereits ziemlich sicher: In dem Buch wird versucht, die sowjetzeitliche Tourismusgeschichte des im Südwesten der Republik Estland bzw. am Nordende der Rigaer Bucht gelegenen Kur- und Seebades zu erfassen, und dies offenkundig unter Akzentuierung der Tatsache, dass Sowjetbürgern, die zur Erholung nach Pärnu kamen, die Stadt wie ein Stück „Westen“ innerhalb der Grenzen der UdSSR anmutete; verkörperte sie doch zumindest partiell vieles von dem, was die meisten mit dem Westlichen schlechthin konnotierten.

Pärnus Entwicklung als Kur- und Ferienort während der Sowjetzeit wird in dem Band in fünf Einzeltexten dargestellt. Der erste und der dritte sind den baulichen, bauplanerischen und infrastrukturellen Voraussetzungen für diese Entwicklung gewidmet, wobei zwischen dem Zeitraum 1940–1955 und dem Zeitraum 1956–1988 unterschieden wird. Autor ist je-



weils der Historiker und Lokalpolitiker Aldur Vunk, der 1998 die Leitung des Museums der Stadt Pärnu übernommen hat. Im zweiten und im vierten der fünf Texte geht es, wiederum auf die beiden genannten Zeiträume bezogen, um den eigentlichen Kur- und Badebetrieb und dessen Organisation. Auch für diese Texte zeichnet ein und derselbe Autor verantwortlich, nämlich Tiit Kask, ein nicht nur durch eigene Forschungen, sondern auch durch Berufserfahrung in der touristischen Vermarktung Pärnus ausgewiesener Kenner der Vergangenheit der Stadt als Kurort und Seebad. Zuletzt thematisiert der Band ganz allgemein Pärnus Sommer- und Strandkultur während der Sowjetzeit. Die Ausführungen hierzu gelten der gesamten Nachkriegszeit bis 1988 und stammen aus der Feder der am Estnischen Volksmuseum tätigen Kulturwissenschaftlerin Anu Järs.

Auf die einzelnen Aufsätze folgen englischsprachige Zusammenfassungen, deren Umfang jeweils etwa einem Zehntel des Originaltextes entspricht. Satz für Satz und damit ohne Informationsverlust für Benutzer, denen die nötigen Estnischkenntnisse fehlen, wurden lediglich ein dreiseitiger Einführungstext, der den fünf Einzelbeiträgen vorausgeht, sowie die Bilderläuterungen übersetzt. Gerade bei Letzteren hätte hierauf auch keinesfalls verzichtet werden dürfen; schließlich gehört die reichhaltige Illustration mit zum Teil bemerkenswerten fotografischen Zeitdokumenten zu den entscheidenden Qualitäten des Bandes.

Vunks Beitrag über die Zeit bis Mitte der 1950er Jahre beginnt mit einer Darstellung des im Zuge der Annexion Estlands durch die UdSSR vonstatten gegangenen Umbaus der Verwaltungsapparate. Der Autor vertieft sich dabei in die Karrieren einer ganzen Reihe von Amtsträgern, ohne dass sogleich der Aussagewert all dieser personenbezogenen Informationen ersichtlich wird. Einige davon erweisen sich im weiteren Textverlauf gleichwohl als aufschlussreich, da Vunk bemüht ist, eine Vorstellung vom jeweiligen Einfluss der verschiedenen Akteure auf das Planungsgeschehen in Pärnu zu vermitteln. Erwähnt werden in diesem Zusammenhang gerade auch Personen, deren faktische Einflussmöglichkeiten geringer waren, als der ihnen verliehene Amtstitel glauben macht. Hierbei ist besonders an Jaagup Linnakivi zu denken, der von 1944 bis 1965 die Funktion des Stadtarchitekten innehatte.

Der bau- und planungsgeschichtliche Überblick, der sodann geboten wird, beschränkt sich keineswegs auf die küstennahen oder allgemein auf die touristisch genutzten Teile der Stadt, sondern betrifft deren gesamtes Territorium. Mochte der Leser sich zuvor gefragt haben, warum in dem vorliegenden Band eine Untergliederung anhand der Jahresmarke 1955/56 erfolgt, so erschließt sich nun der konkretere Sinn dieses Periodisierungsansatzes: Zum Beispiel war tatsächlich erst zu diesem Zeitpunkt die vom Zweiten Weltkrieg zurückgelassene Ruinenlandschaft im Zentrum Pärnus weitgehend verschwunden. Bei ihrer Einebnung war deutlich radikaler vorgegangen worden als in den Planungen der ersten Nachkriegsjahre beabsichtigt; vor allem aber hatte das Beseitigen der Ruinen nahezu sämtliche verfügbaren Arbeitskräfte gebunden, so dass von einem gleichzeitigen Wiederaufbau noch kaum die Rede sein konnte. Dieser kam erst nach 1955/56 sichtbar voran, was vordergründig mit akutem Arbeitskräftemangel zu erklären ist, gleichzeitig jedoch zu der Frage führt: Wäre in Pärnu, sofern dort der andernorts vielfach praktizierte Einsatz von Kriegsgefangenen nicht unterblieben wäre, eine sinnvolle Aufgabenzuteilung an solche zusätzlichen Kräfte überhaupt gewährleistet gewesen? Genau dies erscheint bei näherer Betrachtung der wiederholten Planungsänderungen, die sich während des ersten Nachkriegsjahrzehnts vollzogen, zweifelhaft. Auch und gerade daran, dass Maßnahmen, die eben noch auf der Dringlichkeitsliste gestanden hatten, plötzlich verworfen wurden, waren etwaige Bauaktivitäten in

zentralen Bereichen der Stadt letztlich gescheitert. Verunsicherung darüber, wie gehandelt werden soll, bestand nach Auffassung des Autors allerdings nicht nur auf den potenziellen Baustellen, sondern kennzeichnete ebenso schon im Vorfeld das Verhalten der Entscheidungsgremien und Planungsstäbe: Vunk zufolge haben deren teilweise Umbesetzung und insgesamt linientreuere Ausrichtung in der Phase um 1950 das Planungschaos zunächst noch verschärft – bedingt durch die Furcht jedes Einzelnen, infolge politisch inopportuner Ideen und Beschlüsse selbst zum Opfer einer möglichen nächsten Welle personeller Veränderungen zu werden.

Breiten Raum nimmt in Vunks Ausführungen das Schicksal der im Krieg ausgebrannten mittelalterlichen Nikolaikirche ein, deren Wiederherstellung anfangs durchaus beabsichtigt war, aufgrund anderer Verwendung der knappen Finanzmittel-Zuweisungen jedoch nicht in Gang kam, so dass die erforderliche Notsicherung zunächst von Jahr zu Jahr verschoben wurde. Der damit in Kauf genommene schleichende Verfall verkehrte sich ab 1949 in bewusste Vernachlässigung, an deren Ende 1954 die Sprengung stand. Als verhängnisvoll für die Nikolaikirche hatte sich erwiesen, dass, nachdem die Planungshoheit über Städte wie Pärnu den örtlichen Behörden entzogen und bei der Architekturverwaltung der Estnischen SSR in Tallinn angesiedelt worden war, ausgerechnet die Erfassung von Baudenkmalern den Exekutivkomitees der Werktätigen-Deputiertenräte auf Stadtebene überlassen blieb; denn damit war, so Vunks Kommentar in Form einer auch im Estnischen gebräuchlichen Redewendung, gleichsam der Bock zum Gärtner gemacht worden. Die Rolle des Exekutivkomitees im Zusammenhang mit der Kirche stößt dem Autor augenscheinlich sogar derart auf, dass innerer Widerwille ihn hindert, den Begriff „Exekutivkomitee“ bzw. dessen estnisches Pendant stets fehlerfrei niederzuschreiben: Nur relativ selten hat in Vunks Text der Druckfehlerteufel zugeschlagen; in dem betreffenden Wort „täitevkomitee“ jedoch ist dies ironischerweise gleich viermal der Fall (S. 15, 19, 22, 26).

Der Exekutivkomitee-Vorsitzende der Jahre 1946–1953, Vilhelm Lombak, ist angesichts der Kirchensprengung zu den Personen mit vergleichsweise viel Einfluss auf die Stadtgestaltung zu rechnen; die abschließende Entscheidung fiel nämlich, wie Vunk im Sinne einer eindeutigen Verantwortungszuweisung klar hervorhebt, noch vor Lombaks Verabschiedung aus seinem Amt. Derweil oblag der allgemeine Planungsprozess – wie erwähnt – der staatlichen Architekturverwaltung in Tallinn, in der vor allem Endel Arman, ein jüngerer Bruder ihres Leiters Harald Arman, mit Detailplanungen für Pärnu betraut war. Obwohl bereits 1947 vorgelegt und gutgeheißen, wurden die Entwürfe des jungen Ingenieurs immer wieder abgewandelt; und was Pärnus künftigen Hauptplatz, einen wesentlichen Bestandteil dieser Entwürfe, betrifft, kam es Ende 1951 sogar zu der Entscheidung, ihn weitab der bis dahin ins Auge gefassten Stelle anzulegen. Dass ab 1952, nun unter persönlicher Federführung Harald Armans, doch wieder die ursprünglich ausersehene Fläche den Vorzug erhielt, resultierte aus einer gleichfalls nur kurzen Episode in der Geschichte Pärnus, nämlich dessen Aufstieg zum Zentrum einer Oblast'. Hauptsächlich die damit verbundene Notwendigkeit großzügiger Verwaltungsgebäude führte in den Planspielen der Architekturverwaltung somit zur Rückverlagerung des Platzes. Kaum war der Bedarf an repräsentativen Bauten für die Oblast'-Verwaltung vollauf erkannt, wurde von der Gliederung Estlands in nurmehr drei administrative Einheiten allerdings bereits wieder abgerückt. Bei der Festlegung des Ortes, an dem sich der Hauptplatz erstrecken sollte, blieb es nun immerhin – was jedoch heißt: Erst 1953 zeichnete sich diese so wichtige Planungssicherheit endgültig ab.

Vunk bringt jenes hektische und lange Zeit unberechenbare Agieren mit mangelnder Ortskundigkeit einiger Verantwortlicher in Verbindung und macht den Umstand, dass die Zuständigkeit für all diese Vorgänge in Tallinn gebündelt war, als eines der Grundübel aus, unter denen Pärnu damals litt. Passend dazu münden Vunks Betrachtungen in einem Resümee mit für die postsowjetische Historiografie im Baltikum charakteristischem Grundtenor – denn ähnlich wie in manch anderer Publikation klingen auch hier die Schlusssätze so, als habe der Autor eigentlich nur eine Fallstudie zur Ineffektivität sowjetischer Organisations- und Verwaltungsstrukturen liefern wollen. Verallgemeinerbar bzw. auf andere baltische Städte übertragbar sind entsprechend auch Vunks Feststellungen dazu, wie sehr die Abwesenheit vieler Deportierter und politisch Gefangener die Probleme der Stadt während des ersten Nachkriegsjahrzehnts zugespitzt hatte und wie unverkennbar die Rückkehr der Überlebenden Mitte der 1950er Jahre eine Revitalisierung Pärnus nach sich zog.

Indem der Autor diese Feststellungen trifft, steuert er in jedem Fall noch eine weitere Rechtfertigung dafür bei, dass beim Einteilen des Bandes eine Zäsur bei den Jahren 1955/56 zugrunde gelegt wurde. Völlig allein steht der Leser allerdings vor der Frage, ob die sinnvollste Anschlusslektüre für ihn nun vorzugsweise der erste Beitrag Kasks sein mag, bei dem der Fokus auf der Zeit bis 1955 verbleibt, oder vielleicht doch eher der zweite Beitrag Vunks, der die schon vertraute Materie weiterverfolgt. Welche Erkenntnisse hinzukommen, wenn man sich zunächst weiter an Vunk hält, sei hier in wenigen Sätzen zusammengefasst:

Prägend für das zweite und dritte Nachkriegsjahrzehnt erscheint dem Autor vor allem, dass übersteigerte städtebauliche Visionen durch realistischere Konzepte ersetzt wurden. Für Pärnus Kurbad-Bereich etwa bedeutete dies – trotz der Tatsache, dass Kriegsschäden hier schneller und erfolgreicher als in anderen Teilen der Stadt beseitigt worden waren – den Verzicht auf einen eigenen Hauptplatz sowie auf breite Verbindungsstraßen mit dem Stadtzentrum. Zu einer gänzlichen Preisgabe der ursprünglichen Visionen kam es insofern nicht, als vieles fortan für provisorisch erklärt wurde: Die äußerst schlichten viergeschossigen Wohnbauten, die allenthalben entstanden, galten nunmehr lediglich als Übergangslösungen bis zum endgültigen Aufbau des Kommunismus. Dies mochte zugleich die geringe planerische Weitsicht entschuldigen, mit der etliche von ihnen mitten in ansonsten eingeschossig bebauten Vierteln platziert wurden. Originelle architektonische Entwürfe bereicherten das Stadtbild erst um 1970 wieder, wobei Materialmängel manchen gewünschten Effekt beeinträchtigten. Ebenfalls aus dieser Zeit datierende Pläne, Pärnus Seebad-Areal in das Gebiet des Vororts Valgerand auszudehnen, zeugten unterdessen von nach wie vor überhöhtem Ehrgeiz und blieben genau deshalb unrealisiert: Die auf massiven Betten-Zuwachs zielende Maßgabe, in Valgerand solle ausschließlich achtgeschossig gebaut werden dürfen, überstieg die Möglichkeiten der als Bauherren auserkorenen Staatsbetriebe und Institutionen – mit dem Resultat, dass anstelle riesiger Ferienheime einstweilen nur ein Campingplatz angelegt wurde. Als eine Zeit, in der im eigentlichen Stadtgebiet der eine oder andere dringend benötigte Neubau schließlich doch noch verwirklicht werden konnte, hebt Vunk abschließend die Perestrojka-Jahre hervor.

Tiit Kask blickt am Anfang des ersten seiner beiden Texte in das Jahr 1939 zurück, das in Estland der von der UdSSR erzwungene Beistandspakt vom 28. September überschattete. Die Lage der als Folge dieses Pakts geschaffenen sowjetischen Militärstützpunkte war besonders für die Kurstädte Kuressaare und Haapsalu fatal und ließ dort jeden Gedanken an eine Sommersaison 1940 schwinden. Pärnu stellte sich angesichts dessen für 1940 auf

eine überdurchschnittliche Inlandsnachfrage ein, die das erwartete Fernbleiben seiner bis dahin meist zahlreichen Gäste aus Finnland und Schweden sogar hätte ausgleichen können. Dass die politischen Umwälzungen ab Juni 1940 dann auch die Saison in Pärnu weitgehend zunichte machten, traf die dortigen Tourismus-Einrichtungen umso überraschender. Kasks Leser mag derweil etwas anderes überraschen, nämlich zu erfahren, dass die Stadt bereits 1942 wieder eine enorme Auslastung erlebte, und dies überwiegend durch Zivilisten. Die 1943 erreichten Rekordwerte bei den Heilbehandlungen erklären sich hingegen – wiederum weniger überraschend – mit der Vielzahl an Militärangehörigen, die in jenem Sommer in Pärnu kuriert wurden. Daneben wurde 1943 auch zu einem Jahr hochfliegender Zukunftspläne, was den möglichen Ausbau der Stadt innerhalb eines bis hierhin reichenden Groß-Deutschlands anbetraf. Die zügige Wiederaufnahme des Kurbetriebs nach 1945 ging mit der Neuerung einher, dass dieser von nun an auch während der Wintermonate weiterlief. Seine Eckpfeiler bildeten seit 1947 vier Sanatorien, die mit der Zeit immer mehr auch als bedeutende Zentren der Kurmittel-Forschung fungieren sollten; in der Anfangsphase allerdings bereitete zunächst noch gelegentlicher Mangel an Arzneien und sogar an Möbeln erhebliche Schwierigkeiten, wie Kask anmerkt. Mit Blick auf die frühen 1950er Jahre erscheint dem Autor betonenswert, dass für das als Kurstadt bekannt gewordene Pärnu spätestens jetzt die gleichzeitige Eigenschaft als Seebad immer prägender wurde. Schon in jenen Jahren seien deshalb auch Teile der Moskauer und Leningrader Intelligenz, die in der Folgezeit immer öfter und zahlreicher anzureisen pflegte, hier anzutreffen gewesen.

Die Hauptstadt-Intellektuellen zählen letztlich mit zu der großen Gruppe der Individualreisenden, auf die insbesondere in Kasks Anschluss text über die Zeit ab 1956 eingegangen wird: Mag der Autor landläufige Vorstellungen von gelenktem Tourismus in der Sowjetunion einerseits bestätigen können, so hat er andererseits doch zu konstatieren, dass in Pärnu über viele Sommer hinweg innersowjetischer Individualreiseverkehr zahlenmäßig das offiziell kontingentierte Touristenaufkommen merklich übertraf. Selbst das Fehlen verlässlicher Gesamtzahlen und der Verdacht, dass in sowjetischer Zeit lancierte Angaben dazu, welche Touristenanstürme Pärnu während einer jeweiligen Saison bewältigt hatte, Übertreibungen enthalten dürften, schwächen diesen grundsätzlichen Befund kaum ab. Überhaupt denkbar wird die Dominanz der Individualreisenden freilich nur, wenn man um die immense Menge der Privatquartiere weiß, die die Stadtbewohner zur Verfügung stellten. Dass Ortsansässige Quartiere vermieteten, lag in allseitigem – das heißt: auch staatlichem – Interesse, da die erwirtschafteten Einnahmen ihnen über Versorgungsengpässe hinweghalfen, die wiederum mit den Bedürfnissen und der Einkaufsfreudigkeit der Fremden zusammenhingen. Streng dirigistisch war demgegenüber nur der eigentliche Kurbetrieb durchorganisiert; hier allerdings waren es zeitweise nicht bloß Tallinner, sondern sogar Moskauer Stellen, die die Aufsicht ausübten. Forderungen, ihn in kommunale Zuständigkeit zurückzuführen, mehrten sich in der Zeit um 1988, als Pärnu – noch im Rahmen des sowjetischen Herrschaftsgefüges – seinen 150. Geburtstag als Heilbad begehen konnte. Schon damals wurden die neuartigen Herausforderungen der 1990er Jahre absehbar; auch sie sind Kask zum Abschluss noch einige Erläuterungen wert.

Mehrere der Aspekte, die bereits bei Kask angeschnitten sind, beschäftigen unter anderem Blickwinkel auch Anu Järs im fünften und letzten der Buchtexte: Der Stellenwert von Individualreisenden und Privatquartieren oder Pärnus besondere Anziehungskraft auf gebildete Moskauer und Leningrader Kreise kommen bei ihr ebenso noch einmal zur Spra-

che wie der Umgang mit den typischerweise während der Hochsaison aufgetretenen Versorgungskrisen. Järs ergänzt dieses Spektrum um Themenfelder wie Bademoden im Wandel der Zeit und die damit verbundene Etikette: In den ersten Jahrzehnten unter Sowjetherrschaft sei beispielsweise unerwünscht gewesen, dass Urlauber in leichter Strandbekleidung durch die Innenstadt flanierten oder sich abends ohne angemessene Garderobe im Strandrestaurant einfanden. Wer dort ohne Fliege erschien, konnte sich diese vor Ort immerhin ausleihen. Von einigem Interesse sind daneben Järs' einleitende Bemerkungen zu der Frage, mit welchen Wörtern die Fremden in Pärnu überhaupt bezeichnet wurden: Jenseits des offiziellen Sprachgebrauchs, für den „puhkajad“, die deutsche Entsprechung von „Feriengäste“ bzw. „Urlaubsgäste“, favorisiert wurde, kursierte unter Einheimischen demnach der Begriff „Juden“, da bei vergleichsweise vielen Besuchern Pärnus ein jüdischer Familienhintergrund bestand oder jedenfalls vermutet wurde. Eingehender als die beiden anderen Autoren wendet Järs sich schließlich noch dem im Buchtitel apostrophierten Charme Pärnus als einer Art „inneres Ausland“ zu und versucht zu ergründen, was Menschen aus anderen Sowjetrepubliken so sehr hierhin lockte: Trug die den Strand säumende Vorkriegsarchitektur in besonderer Weise zu diesem Reiz bei oder ergab er sich ganz einfach aus dem bloßen Kontrast, der sich zwischen üblichem Sowjetalltag und der Atmosphäre in Pärnu auftat?

Leser, die sich in erster Linie hierauf Antworten erhofft haben, werden bedauern, dass der letzte zugleich der kürzeste der fünf Buchttexte ist, und dies eventuell als Missverhältnis gegenüber der Länge der Beiträge Vunks empfinden. Vertritt man im Sinne einer Erwartung, was „Tourismusgeschichte“ zu leisten hat, indes den Standpunkt, dass diese stets auch vieles zur Geschichte ihrer Schauplätze begreiflich machen sollte, so darf man den vorliegenden Band wohl als rundum geglückt ansehen.

Andreas Fülberth, Kiel

**Robert Schweitzer (Hrsg.): Zweihundert Jahre deutsche Finnlandbegeisterung, Berlin: Berliner Wissenschaftsverlag 2010, 273 S.**

Der vorliegende Sammelband geht zurück auf ein internationales Symposium zur deutschen Kultur und Geschichte im europäischen Nordosten, das im November 2008 von der Aue-Stiftung und dem Finnland-Institut in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte der Universität Greifswald und der Academia Balitica aus Lübeck in Berlin durchgeführt wurde. Robert Schweitzer, der für die Organisation des Symposiums verantwortlich zeichnete, nahm das 200-jährige Jubiläum von August Thiemes Gedicht „Finnland“ zum Anlass, die weitere Entwicklung des deutschen Blicks auf den Staat an der Ostsee bis in die Gegenwart wissenschaftlich zu beleuchten.

Thieme, das heute kaum noch bekannte Mitglied des Weimarer Dichterkreises, war von 1805 bis 1811 als Schulinspektor an der Universität Dorpat (heute Tartu) tätig und verfasste in dieser Funktion die wortgewaltige Lobeshymne auf das zu diesem Zeitpunkt noch zwischen Schweden und Russischem Reich geteilte Finnland. Thieme ist mithin einer der frühesten und prominentesten Vertreter von deutscher „Finnlandbegeisterung“. Dennoch ist der Titel des Sammelbandes „Zweihundert Jahre deutsche Finnlandbegeisterung“ etwas irreführend, denn das hier vertretene Anliegen ist es doch eigentlich, das Finnlandbild der Deutschen seit dem frühen 19. Jahrhundert auszudifferenzieren und zu hinterfragen. Von

„Begeisterung“ ist dabei eher selten die Rede. Stattdessen drängen sich bei der in weiten Teilen anregenden Lektüre zwei andere Leitfäden auf, die das Verhältnis von Deutschen und Finnen in den letzten beiden Jahrhunderten bestimmen: Da ist zum einen die Romantisierung der finnischen Natur und seiner Bewohner, die Finnland zu einem Sehnsuchtsort deutscher Romantiker im 19. Jahrhundert machte und bis heute zur touristischen Attraktivität des „Landes der tausend Seen“ beiträgt. Zum anderen zeigt sich, dass Finnland schon während seiner Existenz als Großfürstentum innerhalb des Russischen Reiches auf der *mental map* der Deutschen immer weiter Richtung (Nord-)Westen rückte. Dazu trugen auch die langfristigen und mit viel Aufwand betriebenen Bemühungen der Finnen bei, sich nach außen als „Kulturnation“ zu präsentieren. Im vorliegenden Band wird dieser „lange Weg nach Westen“ in fünf thematischen Abschnitten nachgezeichnet, beginnend mit zwei kurzen, einführenden Aufsätzen:

Jörg Hackmann erläutert zum Auftakt die traditionelle finnische Staatsräson, sich bewusst als „kleines Land“ unter den Großmächten Europas zu positionieren. Auf diese Weise sei es gelungen, im Russischen Reich das Vertrauen der Zaren als loyales Großfürstentum – gerade auch angesichts der polnisch-litauischen Aufstände von 1830/31 und 1863/64 – zu gewinnen. Der finnische Nationalismus habe sich so lange Zeit nicht in Abgrenzung vom russischen Imperium, sondern gewissermaßen unter dessen Protektion entwickelt. Nach der Erlangung der Unabhängigkeit im 20. Jahrhundert habe Finnland dann nicht auf eine klar festgelegte Bündnispolitik, sondern auf eine neutrale, ausgleichende Außenpolitik gesetzt und sei damit auch während des Kalten Krieges sehr gut gefahren.

Robert Schweitzer geht seinerseits näher auf den Dichter August Thieme als Teil der einflussreichen deutschen Geisteswelt auf finnischem Boden im 18. und 19. Jahrhundert ein und erklärt, wie sich das „Finnland“, auf das sich der Dichter 1808 bezog, politisch und geografisch zusammensetzte. Es handelte sich dabei um das Gouvernement von Wiborg, das auch als „Altes Finnland“ bezeichnet wurde und schon im frühen 18. Jahrhundert an das Russische Reich gefallen war. 1812 wurde dieses Gebiet mit dem im Russisch-Schwedischen Krieg gewonnenen Großfürstentum Finnland vereinigt. Anna Järvinen und Frank Nesemann beschreiben in ihren Beiträgen, wie diese Zusammenführung der finnischen Gebiete den Schlusspunkt einer jahrzehntelangen Auseinandersetzung innerhalb der russischen Regierungskreise über angemessene Verwaltungs- und Rechtsformen im „Alten Finnland“ setzte. Während dort im Verlauf des 18. Jahrhunderts formal weiterhin die schwedischen Gesetze in Kraft blieben, hatten sich in der Praxis viele russische Gepflogenheiten durchgesetzt, so dass am Ende eine Mischform entstanden war, die zu einem Abschwung des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens führte. Alexander I., der sich dieser Missstände bewusst war, ließ in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts gleich mehrere Reformvorschläge für das „Alte Finnland“ ausarbeiten, und zum Zeitpunkt des Erwerbs des Großfürstentums Finnland lag der Gedanke nahe, dessen intaktes Verwaltungs- und Rechtssystem flächendeckend auf alle finnischen Gebiete unter russischer Herrschaft zu übertragen. Als „Modellregion“, so Järvinen, habe das neu vereinigte Großfürstentum dann sogar mehr Autonomierechte als unter schwedischer Krone genossen; ein Grund, warum russische Nationalisten noch Jahrzehnte später mit Ablehnung auf die Zusammenführung zurückgeschaut hätten.

Während Järvinens Darstellung detailliert und historisch tief ist, beschreibt Nesemann vor allem die Ereignisse, die sich in den Jahren vor der Vereinigung des Großfürstentums

mit dem „Alten Finnland“ abspielten. Da sich ihre Kapitel an einigen Stellen überschneiden und keine konträren Thesen aufweisen, wäre es naheliegend gewesen, sie zu einem Aufsatz zusammenzufassen.

Anders sieht es bei den folgenden beiden essayartigen Anmerkungen von Robert Schweitzer und Hans Peter Neureuter aus, die eine Interpretation von Thiemes „Finnland“-Poem liefern und sich in einigen Kernpunkten widersprechen. Schweitzer sieht Thieme als Person, die Aufklärung und Nationalromantik in sich vereinte, und damit als Wegbereiter des finnischen Nationalismus. Neureuter verortet Thieme hingegen im Biedermeier und statt Romantik spricht für ihn aus dessen Zeilen eher ein „durchdringender Utilitarismus“ (S. 86). Amüsant liest sich zudem Neureuters augenzwinkernde Sprachkritik an der zuweilen etwas bemühten Wortakrobatik des nach antiker Perfektion strebenden Dichters.

Unterhaltsam ist auch Outi Tuomi-Nikulas Auseinandersetzung mit dem Stereotyp des „wortkargen Finnen“. Anhand von Karikaturen, Reiseberichten und Zeitungsartikeln weist die finnische Professorin nach, dass das Bild vom „schweigsamen Volk“ schon seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert kolportiert und mit der Zeit von den Finnen selbst adaptiert wurde. Bis in die Gegenwart fänden sich in Werbung und Witzen Anspielungen auf diesen Topos, was auf die Langlebigkeit von populären Stereotypen verweise. Dass das Bild vom wenig gesprächigen Finnen einen wahren – kulturell begründeten – Kern enthalte, trage umso mehr zu dessen Persistenz bei.

Im letzten und größten thematischen Abschnitt des Sammelbandes werden die Stationen der Entwicklung des deutschen Finnlandbildes behandelt. Diese werden in neun Kapiteln chronologisch thematisiert, angefangen vom Mittelalter bis in die Gegenwart:

Detlev Pleiss trägt in seinem enzyklopädieartigen Beitrag detailliert und kenntnisreich das Wissen zusammen, das in Europa vor 1809 über Finnland kursierte. War die Region an der Ostsee und ihre Einwohner vor 1630 nur in dort verkehrenden Kaufmannskreisen bekannt, sorgte die Teilnahme finnischer Soldaten am Dreißigjährigen Krieg für zahlreiche persönliche Kontakte mit Bürgern des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Mit Ende des Krieges verblasste das Bild der Finnen in Europa wieder; wobei es im deutschsprachigen Raum dank des kulturellen Einflusses im „Alten Finnland“ noch eine vergleichsweise gute Kenntnis dieser Region gab. Auch im 19. Jahrhundert spielte der intellektuelle Einfluss aus Deutschland im Großfürstentum Finnland eine wichtige Rolle, wie Carola Häntsch in ihrem Aufsatz über den Finnlandbezug der deutschen Philosophen aufzeigt. „Impulse der Romantik“ (S. 141) hätten dafür gesorgt, dass in Deutschland die finnische Volkspoesie und Volkskultur entdeckt und erste historische Betrachtungen über das Land angestellt worden seien. Ab Mitte des Jahrhunderts habe sich das Verhältnis allerdings gewandelt – nun entstand in Finnland selbst ein reger Literaturbetrieb, der im Deutschen Reich aufmerksam registriert worden sei. Das volkswundlich-philologische Interesse, so Häntsch, wick eine historisch-politischen Perspektive auf das Großfürstentum, das nun als potentiell eigenständiger Nationalstaat und nicht nur als Bestandteil des Russischen Reiches wahrgenommen wurde. Mehr noch: Bei demokratisch gesinnten Freigeistern wie dem Schriftsteller Theodor Mügge vermochte der Blick nach Finnland romantische und revolutionäre Gefühle auszulösen, was Dieter Hermann Schmitz am Beispiel von Mügges Finnland-Roman aufzeigt.

Die Entwicklung des Großfürstentums wurde in der deutschen Öffentlichkeit mit steigender Aufmerksamkeit verfolgt; wie vielschichtig sich dabei das Finnlandbild von der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg darstellte, beschreibt Manfred Menger in sei-

nem Beitrag. Als Faustregel lässt sich formulieren, dass das Verständnis für eine harte Politik des Zaren gegenüber den Finnen ab 1899 in dem Maße stieg, in dem ein Interesse an stabilen wirtschaftlichen Beziehungen und geregelten politischen Verhältnissen mit dem Russischen Reich bestand. Generell war Finnland um die Jahrhundertwende in Europa präsenter als je zuvor, was laut Menger neben den politisch turbulenten Zeiten sowie der Erschließung des Landes für den Tourismus daran lag, dass die Finnen sich in dieser Zeit verstärkt darum bemühten, im Ausland als Kulturnation wahrgenommen zu werden. Finnische Architekten, Komponisten und Schriftsteller reüssierten in dieser Zeit auf der internationalen Bühne. Und nicht zuletzt diese Entwicklung habe mit dazu beigetragen, dass das Land im Westen immer mehr als „europäische“ Nation wahrgenommen worden sei. Hannes Saarinen beschreibt, wie in der Weimarer Republik Finnland auf den Schulatlanten seinen Platz unter den skandinavischen Völkern erhielt und in den Ausführungen von Ethnologen und Kulturwissenschaftlern in Bezug auf die „rassische Zugehörigkeit“ nicht mehr wie im 19. Jahrhundert die Rede von der „asiatischen Herkunft“ der Finnen war, sondern eine Verbindung zum „Germanentum“ hergestellt wurde (S. 187 f.). Unter diesen Vorzeichen gestaltete sich auch im Nationalsozialismus das Verhältnis zu den Finnen bis zum Kriegsbeginn vorwiegend positiv, wie Risto Peltovuori anhand von Presseberichten aus dieser Zeit nachweist. Solange der Hitler-Stalin-Pakt in Kraft gewesen sei, sei die Berichterstattung über Finnland in der gleichgeschalteten deutschen Presse verstummt, ohne dass eine negative Kampagne veranlasst worden sei. Goebbels habe es angesichts einer „absolut profinnischen“ Stimmung vorgezogen, das Thema „nicht allzu hoch kommen [zu] lassen“ (S. 201). Umso bereitwilliger habe die deutsche Presse die militärische Zusammenarbeit von 1941 bis 1944 zur Ursache genommen, den ursprünglichen affirmativen Kurs gegenüber Finnland mit noch größerer Intensität wieder aufzunehmen.

Auch in der Nachkriegszeit blieb die offizielle Haltung gegenüber Finnland in beiden deutschen Staaten geprägt von diplomatischen Erwägungen. Erkki Teräväinen, Hanna Rieck und Dörte Putensen beschreiben in ihren Beiträgen, wie die diplomatische Neutralität Finnlands dazu führte, dass dem Staat eine Sonderrolle im Kalten Krieg zukam. In der BRD bestand fortwährend die Befürchtung, Finnland könne als westlicher Vorposten unter den sowjetischen Einflussbereich fallen. Der 1970 von Franz Joseph Strauß popularisierte Begriff der „Finnlandisierung“ brachte derartige Bedenken auf den Punkt und verlor erst im Zeichen der Entspannungspolitik in der politischen Debatte an Bedeutung.

In der DDR besaß Finnland aufgrund seiner diplomatischen Neutralität gegenüber der Bundesrepublik einen Sonderstatus. Wie Putensen anhand von Presseberichten nachweist, wurde die Tatsache, dass man auf Augenhöhe mit den westlichen Staaten behandelt wurde, hier bei jeder Gelegenheit hervorgehoben. Die Aufmerksamkeit, die finnischen Staatsbesuchen in den Medien gewidmet wurde, sei im Verhältnis zu der eher bescheidenen Bedeutung der wirtschaftlichen Beziehungen enorm gewesen.

Hervorzuheben an dem Sammelband „Zweihundert Jahre deutsche Finnlandbegeisterung“ ist die Vielfalt an methodischen und disziplinären Herangehensweisen. Dadurch bietet die Publikation nicht nur für Historiker zahlreiche Anregungen, in bestimmte Teilaspekte der Thematik tiefer einzusteigen. Die Behauptung, dass dieser Band an eine „systematische Einführung in die Entwicklung des deutschen Finnlandbildes“ heranreiche, wie Robert Schweitzer in seinem Vorwort schreibt, ist dennoch wohl etwas hoch gegriffen. Dafür sind die einzelnen Kapitel, die aus Vorträgen entstanden sind, in vielen Fällen in der themati-



tischen Fokussierung und der Qualität der Beiträge zu heterogen; es fehlt außerdem ein ernstgemeinter Versuch, die finnisch-deutschen Beziehungen in der *longue durée* zu deuten. Lediglich Jörg Hackmann und Robert Schweitzer stellen dazu in ihren einführenden Kapiteln Überlegungen an, die aber wesentlich ausführlicher diskutiert werden müssten. Der Begleitband zur Ausstellung „Unsere Russen – Unsere Deutschen. Bilder vom Anderen 1800–2000“, die von Dezember 2007 bis zum März 2008 im Berliner Schloss Charlottenburg stattfand, zeigt in dieser Hinsicht auf, wie sich lange historische Zeiträume der gegenseitigen Wahrnehmung pointiert zusammenfassen lassen.<sup>1</sup> Eine systematische Einführung würde insgesamt wohl auch umfangreicher ausfallen müssen, denn immerhin finden 200 Jahre finnisch-deutscher Geschichte hier auf 243 großzügig formatierten und teils bebilderten Seiten Platz.

Dessen ungeachtet sind in „Zweihundert Jahre deutsche Finnlandbegeisterung“ viele originelle und erhellende Perspektiven auf ein noch wenig beachtetes Thema versammelt; schon daher lohnt der Blick in diesen Band für einschlägig interessierte Leser in jedem Fall. Und wer nachvollziehen möchte, wie Finnlandbegeisterung vor 200 Jahren schriftlich umgesetzt wurde, der findet eine kommentierte Version von August Thiemes Finnland-Gedicht im Anhang des Buches.

Benedikt Tondera, Hannover

1 Deutsch-Russisches Museum Berlin-Karlshorst e.V. (Hrsg.): Unsere Russen – Unsere Deutschen. Bilder vom Anderen 1800–2000, Berlin 2007.

**Karsten Brüggemann, Ralph Tuchtenhagen: Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt, Köln u.a.: Böhlau Verlag 2011, 362 S., Abb.**

Rechtzeitig zur Verleihung des Titels einer „Europäischen Kulturhauptstadt 2011“ ist eine neue Geschichte Tallinns erschienen, die sich bescheiden eine „kleine Geschichte der Stadt“ nennt. Der Verlag hat sich bereits darum verdient gemacht, dem deutschsprachigen Lesepublikum die Geschichte von ostmitteleuropäischen Städten wie Vilnius, Braşov oder Pécs vertraut zu machen. Verfasser sind Karsten Brüggemann, Professor für Estnische und Allgemeine Geschichte in Tallinn, und Ralph Tuchtenhagen, Professor für Geschichte und Kultur Nordeuropas in Berlin, die beide bereits umfangreich mit Arbeiten zur baltischen Geschichte hervorgetreten sind. Da zwar recht viel Literatur zu einzelnen Aspekten von Tallinns Geschichte vorliegt, aber eine neuere Gesamtdarstellung bisher fehlt, erscheint es als spannend zu sehen, wie das Ergebnis ausfällt.

Vorneweg gesagt: Insgesamt haben die Autoren die gestellte Aufgabe gut gelöst, auch der Leser mit Vorwissen wird in diesem Buch viel Neues erfahren und Tallinn aus anderen Blickwinkeln kennen lernen. Adressat des Werks ist ein Leser mit soliden historischen Kenntnissen, aber sicherlich kein gewöhnlicher Tourist, der auf eine leichte und unterhaltende Lektüre über sein Urlaubsziel abzielt, oder ein ausgesprochener Spezialist.

Aus der Feder Tuchtenhagens stammen die Kapitel zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit, Brüggemann schreibt über das 19. und 20. Jahrhundert, und die übrigen Epochen werden von beiden Autoren gemeinsam behandelt. Während Tuchtenhagen mitunter seine Themen recht traditionell angeht – über weite Strecken liefert er ein klassisches Geschichts-

narrativ, in dem Politik und Recht im Mittelpunkt stehen –, behandelt Brüggemann etwas stärker Fragen von Kultur und Alltag wie beispielsweise Unterhaltungsmusik, ohne jedoch den politischen Kontext aus dem Auge zu verlieren.

Das Buch ist in vier umfangreichere Kapitel gegliedert, und diese werden durch eine Chronologie, eine Bibliografie, ein Orts- und Straßenverzeichnis sowie ein Personenregister sinnvoll ergänzt. Mit Sicherheit haben die Verfasser aber deutlich mehr Literatur verarbeitet, als sie anführen. Leider fehlen Anmerkungen, weshalb ein Historiker oder Student nicht immer nachvollziehen kann, auf welchen Autor oder welches Werk sich die Verfasser an einer bestimmten Stelle beziehen. Doch dies ist offenbar der Konzeption der Reihe geschuldet und für einen normalen Leser noch kein Mangel. Der Stil ist gut lesbar, aber mitunter recht akademisch, besonders im Falle Tuchtenhagens. Somit wäre ein Glossar notwendig, um schwierigere Fremdwörter und Fachbegriffe zu erklären, denn auch ein gebildeter Leser muss nicht unbedingt wissen, worum es sich bei einem *Suffragan* (S. 32) oder einem *Portorium* (S. 123) handelt. Ob mittelniederdeutsche Zitate von allen verstanden werden, erscheint ebenso als fraglich (beispielsweise S. 74). Eine gewisse Zahl von Druck- und Sachfehlern tritt leider auf, so starb Aleksandr Menšikov offenbar bereits vor seiner Geburt (S. 113), und manchmal erfolgen schlichte Rechenfehler bei statistischen Angaben (beispielsweise S. 185, 238). Doch diese kleinen Unstimmigkeiten lassen sich leicht für eine spätere Neuauflage korrigieren. Sehr positiv sind die Textboxen, mit denen interessante Themen wie „das Tallinn-Bild in der Sowjetunion“ (S. 293 f.) und Syphilis in der Stadt (S. 153 f.) vertieft werden oder aus Quellentexten und Memoiren zitiert wird. Hier geben die Verfasser auch genauere Literaturhinweise. Besonders Brüggemann nutzt Lebenserinnerungen, um der Darstellung eine menschliche Note zu geben. Passend gewählte Abbildungen und Fotos runden den insgesamt positiven Eindruck ab.

Der Text weist eine unterschiedliche Dichte auf, besonders gut gelungen sind jene Passagen, welche die eigenen Forschungen der Verfasser berühren, beispielsweise die nordische Dimension im Falle Tuchtenhagens und der russische Blick aufs Baltikum bei Brüggemann. Eine Stärke liegt sicherlich auch in der breiteren Kontextualisierung der historischen Vorgänge und Entwicklungen. Die Vorgeschichte Tallinns, die besonders von Archäologen erarbeitet wurde, hätte vielleicht etwas mehr Raum erfordert. Baugeschichte und Architektur werden dagegen ausführlich behandelt. Wir treffen auch auf einige „übliche Verdächtige“, so auf Tacitus und die mythenumwobenen Aesti, den Chronisten Balthasar Rüssow oder den Dramatiker August von Kotzebue. Das Mittelalter wird – soweit der Rezensent dies beurteilen kann – solide, aber recht traditionell behandelt. Eine Ausnahme bilden Passagen zum Alltag, zu Festen, Nahrung, Kleidung und Wohnung, die weitgehend auf den Arbeiten von Tallinner Mediävisten beruhen. Es überrascht jedoch, dass die Reformation erst dann gründlicher thematisiert wird, nachdem die politische Geschichte bis 1783 bereits behandelt worden ist.

In einer Rezension kann und soll nicht der Inhalt nacherzählt werden, darum beschränke ich mich hier auf weitere Eindrücke. Für die spätere Zeit steigt der Anteil von Sozial-, Alltags- und Kulturgeschichte deutlich an, doch dies ist sicherlich auch der Verfügbarkeit von Quellen, der Forschungslage und den Interessen der Verfasser geschuldet. Die Darstellung der späten Zarenzeit hat den Rezensenten hochgradig überzeugt. Die deutsche Okkupation während des Ersten Weltkrieges bleibt jedoch blass und benötigt zumindest einen Hinweis darauf, dass es sich nicht nur um „deutsche Ordnung“ oder besser „Unordnung“ handelte, sondern auch um ein recht hartes Besatzungsregime in einer Region, die in Zu-

kunft germanisiert und annektiert werden sollte. Von Soldatenräten in der deutschen Armee im Frühjahr 1918 hört der Rezensent allerdings zum ersten Mal (S. 226), wahrscheinlich hat sich Brüggemann hier bei der Datierung getäuscht. Die Zwischenkriegszeit wird solide dargestellt einschließlich des kommunistischen Umsturzversuches 1924 und des autoritären Staatsstreichs 1934. Der Rezensent vermisst hingegen einen deutlicheren Hinweis darauf, welchen erheblichen Entwicklungssprung Estland und besonders seine Hauptstadt in dieser Zeit der nachholenden Modernisierung gemacht haben.

Zweiter Weltkrieg und Sowjetisierung kommen nicht zu kurz und werden auf dem neuesten Stand behandelt. Allerdings räumt Brüggemann dem Nazi-Terror doppelt so viel Raum ein wie dem Stalin-Terror (vier gegenüber zwei Seiten) und stellt damit die realen Verhältnisse bezüglich der Dauer und der Intensität der Gewalt aus der Perspektive der Einheimischen auf den Kopf. Während der zehn Jahre stalinistischer Herrschaft kamen nämlich rund fünfmal so viele Einwohner Estlands ums Leben als während der drei Jahre deutscher Okkupation. Die soziale Katastrophe der Nachkriegszeit wird gänzlich ignoriert, als die Lebensumstände in den estnischen Städten noch schlimmer waren als während des Krieges und gerade die Stadtbewohner massenhaft an Unterernährung litten. Für die Zeit nach dem Tode Stalins geht Brüggemann weniger auf politische Ereignisse als auf die Kultur oder die Stadtplanung ein, besonders die Abschnitte zum Jazz oder den Olympischen Spielen 1980 sind höchst informativ. Natürlich darf die „Singende Revolution“ am Ende der Sowjetzeit nicht fehlen.

Die Entwicklung seit 1991 fällt mit nur neun Seiten für zwei Jahrzehnte viel zu knapp aus, sie ist sogar kürzer als der Abschnitt zur deutschen Okkupation! Hat sich in den letzten 20 Jahren wirklich so wenig in dieser Stadt getan oder ist Demokratie für Historiker einfach zu langweilig? Tatsächlich wies Estland während der post-sozialistischen Transformation das größte Wirtschaftswachstum aller ehemals sozialistischen Staaten auf, und dieses konzentrierte sich zu einem beträchtlichen Teil auf die Hauptstadt. Mit Fug und Recht lässt sich behaupten, dass Tallinn sich seit 1991 stärker verändert hat als je zuvor in einem so kurzen Zeitraum. Darüber erfahren wir leider bei Brüggemann kaum etwas. Dagegen geht er berechtigterweise gründlich auf die Situation der russischsprachigen Einwohner ein.

Insgesamt handelt es sich um ein empfehlenswertes Buch, wenn es auch einige Schwachstellen zu verzeichnen gibt. Angesichts der Fülle an verarbeiteten Themen und Materialien wäre es jedoch sicherlich unfair, kleinere Fehler oder Unstimmigkeiten besonders scharf zu kritisieren. Der Rezensent hat jedenfalls bei der Lektüre etwas hinzu gelernt und wurde mit einigen spannenden, überraschenden oder auch unterhaltenden Passagen belohnt.

Olaf Mertelsmann, Tartu

**Matthias Asche, Werner Buchholz, Anton Schindling (Hrsg.): Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721, Tl. 2, Münster: Aschendorff Verlag 2010, 217 S.**

Der zweite der vier Teilbände dieser Buchfolge ist der Übermittlung von kulturgeschichtlichen Fakten gewidmet und stellt einen lesenswerten Band mit den Schwerpunkten in der Sprach- und Kunstgeschichte dar.

Im ersten Beitrag, von zwei Sprachwissenschaftlern estnischer (Raimo Raag, Uppsala) und lettischer (Peteris Vanags, Stockholm und Riga) Herkunft verfasst, wird der Ursprung christlicher Terminologie und die Verbreitung christlicher Personennamen im Estnischen und Lettischen in der Weise untersucht, wie sie im Zeitalter von Reformation und Konfessionalisierung des 16./17. Jahrhunderts historisch fassbar werden und Rückschlüsse auf die Zeit der Christianisierung dieser Gebiete im Mittelalter zulassen. In den östlichen Teilgebieten sind ostkirchliche Einflüsse (besonders bei den Setukesen in Südost-Estland und in Lettgallen) festzustellen, und zwar im lettländischen Bereich stärker als im estländischen (S.18 f.).

Die Entlehnungen christlicher Wörter sind im Estnischen zumeist dem Mittelhochdeutschen oder Mittelniederdeutschen, vereinzelt auch dem Altrussischen und Alt- oder Frühneuschwedischen entnommen. „Die Schöpfer der estnischen christlichen Terminologie waren bemüht, sich auf einheimischen Wortschatz zu stützen“ (S. 21 u. 23). Aufschlussreich sind hier besonders die christlichen Personen-(Tauf-)namen.

Für die lettische Terminologie sind Entlehnungen aus dem Alt-Russischen des 11. und 12. Jahrhunderts nachzuweisen (S. 30), ferner Entlehnungen aus dem Niederdeutschen. Unter den Taufnamen sind sowohl solche dem Niederdeutschen als auch (in Ost-Lettland) der russischen Sprache zuzuordnen.

Der größte Teil des Buches ist in Wort und Bild sowohl den vom Luthertum übernommenen oder von ihm geprägten Zeugnissen kirchlicher Kunst und Architektur des 16. und 17. Jahrhunderts in estnischen und lettischen Gebieten gewidmet:

Die estnische Kunsthistorikerin Krista Kodres (Tallinn) gibt eine detaillierte Darstellung kirchlicher Kunst in den vorwiegend von Esten bewohnten Gebieten: mittelalterliche Kirchen und das Nachleben ihrer Kirchenkunst, die von zugewanderten Meistern geschaffenen lutherischen Bildprogramme und der evangelische Kirchenbau (S. 43-55), die Kirchenkunst der russisch-orthodoxen Nikolaikirche in Reval (S. 56 f.) und die für die Esten der damaligen Epoche typische Bilderverehrung. Diese Verehrung entsprach zwar nicht der lutherischen Kirchenpolitik der schwedischen Krone, die Bilder waren jedoch ein wertvolles katechetisches Mittel für die christliche Unterweisung (S. 57-59).

Die 15 abgebildeten und erklärten Beispiele kirchlicher Kunst gehören geografisch zeitentsprechend in das Gebiet des heute nördlichen Estland samt Inseln (S. 67). Die von Krista Kodres und Magnus von Hirschheydt erstellte Karte der Kirchspiele und Kapellen umgreift auch die estnischsprachigen, nordlivländischen Gebiete (S. 98-103).

Der Rigaer Kunsthistoriker Ojārs Spārītis führt zunächst ein in die vor allem von der deutschsprachigen Bürgerschaft geprägte Geschichte der städtischen, lutherischen Reformation und in die polnisch-litauische Gegenreformation mit ihren jeweiligen kunstgeschichtlichen Wirkungen und benennt die konfessionellen Konflikte (S. 103-127 u. 111-113). Als Darstellungsgebiete wählt er Riga und Kurland/Semgallen, mit besonderem Schwerpunkt die im Zweiten Weltkrieg zerstörte St. Trinitatiskirche in Mitau/Jelgava. Am Beispiel des Rigaer Stadtbaumeisters niederländischer Herkunft, Joris Jorisen Frese, beschreibt er insbesondere die nordeuropäische Renaissance des 16. Jahrhunderts, wie sie in der genannten Kirche in Mitau/Jelgava und in der St. Johanniskirche in Riga als lutherische Kirchen verwirklicht wurde. Auf den 19 vorgestellten Abbildungen (S. 130-165) sind dementsprechend sowohl zentrale Kunstobjekte Rigas als auch besonders ausführlich die Trinitatiskirche in Mitau/Jelgava zu sehen. Aus dem lettischen Teil Livlands wird lediglich ein Renaissance-Wandgrab in der St. Johanniskirche in Wenden/Cēsis vorgestellt. Die zusammen mit Magnus

von Hirschheydt erstellte Karte der Kirchspiele und Kapellen beschränkt sich konsequenterweise auf Kurland und Semgallen (S. 171-175).

Das kunstgeschichtlich gleichermaßen bedeutsame Süd-Livland wird in diesem Band nicht thematisiert, Nord-Livland wurde im Beitrag von Krista Kodres erwähnt. Den Herausgebern des Buches kam es nicht darauf an, alle lettländischen Gebiete überblicksweise oder ihrer historischen Gewichtung gemäß vorzustellen. Wie schon im ersten Band dieser Reihe geht es ihnen darum, den Lesern an Beispielen die „lebhaftige Teilhabe der baltischen Lande an den gelehrten, kulturellen und künstlerischen Bewegungen des lateinischen Europa“ vertraut zu machen (Vorwort, S. 7). Die Jahrzehnte der sowjetrussischen Besetzung haben den Eindruck entstehen lassen, es handle sich bei den baltischen Ländern um „randständige“ Gebiete. Es ist das erklärte Ziel der Herausgeber, diese Auffassung zu widerlegen.

Der Beitrag von Vilis Kolms, des Beauftragten der lettischen lutherischen Kirchenleitung für die Kirchenmusik, über „Das Rigaer Gesangbuch und die Kirchendienstordnung von 1530“ (S. 175-190) entspricht insofern den Beiträgen von Krista Kodres und Ojārs Spārītis, als in ihm ebenfalls an die Anfänge der lutherischen Reformation in den „baltischen Landen“ erinnert wird. Die lutherische Kirchendienstordnung des Johannes Briesmann von 1530 ist als „Grundlage der liturgischen und hymnologischen, ja sogar überhaupt der evangelisch-kirchlichen Entwicklung sowohl der deutsch-baltischen als auch der lettischen Kirche“ zu werten (S. 188), obschon im 16. Jahrhundert zunächst nur für die wichtigsten Städte des Ordenslandes. Die (hochdeutsche) Gottesdienstordnung Briesmanns folgt Martin Luthers „Formula missae“, konkret dem Vorbild Königsbergs, und entspricht den Bemühungen Luthers um regional möglichst einheitliche Gottesdienstordnungen.

Der zweite Teil der Briesmann'schen Ausgabe enthält (niederdeutsch) das der Liturgie zugeordnete Gesangbuch mit Psalmen und Gebetstexten und 53 Liedern, von denen 22 von Martin Luther verfasst sind, diese noch ohne Noten, die erst in der zweiten Ausgabe von 1537 hinzugefügt wurden. Vilis Kolms bringt exemplarisch Abbildungen der ursprünglichen Textfassungen und beschreibt die Vorgänger des Rigaer Gesangbuchs (in Rostock und Königsberg) und die weitere Entwicklung bis 1615. Von Anfang an waren Luthers Gesangbuchlieder ins Lettische übersetzt worden, 1587 wurde in Königsberg die erste lettische Ausgabe des Gesangbuchs und der Gottesdienstordnung gedruckt.

Jens Olesen, Professor für Nordische Geschichte in Greifswald, nimmt die unter dänischer Herrschaft stehenden „Hochstifte Ösel und Kurland-Pilten“ im 16. Jahrhundert in den Blick, kleine politische Einheiten an der Ostsee inmitten der Kämpfe zwischen den Mächten jener Zeit. Hinsichtlich der politischen Verhältnisse sind die Konflikte zwischen Dänen und Schweden in den 1560er Jahren für Ösel (Saaremaa) besonders gravierend. Unter den dänischen Königen Frederik II. und Christian IV. vollzieht sich dennoch die allmähliche Einführung der lutherischen Reformation. 1585 wird Kurland-Pilten in das Herzogtum Kurland-Semgallen inkorporiert. Bemühungen Dänemarks um die Entstehung eines Schulwesens und um die Ausbildung von estnisch sprechenden (deutschen) Pfarrern in Ösel-Wiek war ein nur geringer Erfolg beschieden. Dennoch blieb die Zeit der dänischen Herrschaft nicht nur eine Episode. Auch nach dem Übergang von Ösel-Wiek an Schweden 1645 „wurzelte das dänische Luthertum im Leben der Gesellschaft fest ein“ (S. 212).

Dieser zweite Band hat gegenüber dem ersten Band insofern ein eigenes Gewicht, als er sich besonders eingehend mit den unmittelbaren Wirkungen der lutherischen Reformation im 16. Jahrhundert in den estländischen und lettländischen Gebieten beschäftigt. Wie die

Texte und Literaturverzeichnisse (dieses besonders ausführlich von Krista Kodres) zeigen, sind hierzu sämtliche Forschungsergebnisse aus der Untersuchungsregion gebührend berücksichtigt worden. Das Buch vermittelt durch seine sechs Autoren den Lesern vielfältige und wertvolle Einblicke in die Sprach- und Kunstgeschichte der estländischen und lettländischen Gebiete des 16./17. Jahrhunderts mit ihren bis in die Gegenwart reichenden Möglichkeiten einer aufmerksamen Wahrnehmung.

Heinrich Wittram, Hemmingen b. Hannover

**Yvonne Kleinmann (Hrsg.): Kommunikation durch symbolische Akte. Religiöse Heterogenität und politische Herrschaft in Polen-Litauen, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2010, 305 S.**

Die große Welle der Multi-Geschichten des polnisch-litauischen Doppelreiches ist bereits vor einiger Zeit auf den geschichtswissenschaftlichen Markt geschwemmt worden. Multiethnische, multireligiöse und auch multiregionale Perspektiven haben in den letzten Jahren schon in verdienstvoller Weise traditionelle Interpretationslinien der polnischen – wie auch anderer ost(-mittel)europäischer Historiografien – aufgebrochen. Auch der vorliegende Sammelband ordnet sich explizit in diese inzwischen gut, wenn nicht gar dominant etablierte Lesart ein. Auffällig ist hingegen eine inhaltliche Schwerpunktsetzung, die nicht zuletzt aus dem Entstehungskontext des Bandes aus einem Kolloquium am Simon-Dubnow-Institut heraus erklärbar scheint: Es überwiegen Überlegungen zum katholisch-jüdischen Verhältnis, ergänzt durch einige Untersuchungen zu Unierten, Orthodoxie und Katholizismus. Bei solcher Behandlung „religiöser Heterogenität“ fällt jedoch der Protestantismus weitgehend unter den Tisch. Dies mag darüber hinaus der multi-geschichtlichen Perspektive geschuldet sein, die schließlich einen Bruch mit der herkömmlichen, auf reformationsgeschichtliche Fragen zentrierten Religionsgeschichte Polen-Litauens impliziert. Es ist allerdings schade, dass in diesem Zusammenhang gleich neuere reformationsgeschichtliche Ansätze, die für Polen-Litauen fruchtbar gemacht worden sind, außen vor bleiben. Eine Ausnahme bildet hier nur der Beitrag von Michael G. Müller über Religionsfriedenskonzepte in Ostmitteleuropa. In diesem enger gesteckten Rahmen vereint der Band interessante Illustrationen der multiperspektivischen Grundthese. Die theoretischen Grundüberlegungen und die Bandstruktur können hingegen nicht völlig überzeugen.

Stutzen lässt den Leser auf den ersten Blick die Kapitelgliederung, trägt der letzte Abschnitt mit der Bezeichnung „Kommunikation durch symbolische Akte“ doch den gleichen Titel wie der Sammelband an sich. In welcher Weise ist denn dann die allgemeine theoretische Konzeptionalisierung von „Kommunikation“ und „symbolischen Akten“ im Verhältnis zur Abschnittsuntergliederung zu verstehen? Dies ist weder in Bezug auf die vorgeschalteten theoretischen Aufsätze noch in Bezug auf die Zuordnung einzelner Aufsätze zu den jeweiligen Abschnitten („Religiöse Heterogenität und Herrschaftspraxis“, „Grenzkonstruktionen“, „Kommunikation durch symbolische Akte“) vollkommen einleuchtend. Dass die Kapitelzuordnung durch starke inhaltliche Überschneidungen der Aufsätze nicht ohne Weiteres einleuchtet, spricht dabei einerseits für einen deutlichen roten Faden in den interpretatorischen Ansätzen aller Autoren. Andererseits hätte man folgerichtig auf die Kapitelbildung auch weitgehend verzichten können.

Wie die Herausgeberin in ihrer Einleitung zu Recht anmerkt, besteht dabei der methodische Minimalkonsens aller Beiträge in der Schlögel'schen Einsicht, dass symbolischen Formen in der Kommunikation und damit in der sozialen Ordnung eine entscheidende Bedeutung zukommt. Angesichts solcher Affirmation eines irgendwie omnipräsenten kulturgeschichtlichen Paradigmas könnte das erneute Werben für Clifford Geertz (Gottowik) oder Niklas Luhmann (Preuße) in den ersten beiden theoretischen Aufsätzen fast als Nachhutgefecht ohne Gegner wirken. Trotzdem ist es sicherlich verdienstvoll, zu Beginn zumindest zu versuchen, zwei theoretische Positionen zu den Komplexen „Kommunikation“ und „symbolische Akte“ zu präzisieren. Es ist vielleicht Geschmacksfrage, inwieweit dabei eine Zusammenfassung der zweifellos fruchtbaren Geertz'schen Ideen oder das Luhmann'sche Konzept tatsächlich zu einer konzeptuellen Präzisierung von „Kommunikation“ und „symbolischen Akten“ beitragen können. Abgesehen von der Frage nach einer möglichen systematischen Operationalisierbarkeit von Geertz, drängt sich dabei in Bezug auf Luhmann unter geschichtswissenschaftlichen Auspizien zusätzlich das ungelöste Problem des Umgangs mit *agency* ebenso auf wie – trotz gegenteiliger Behauptung – dessen mehr oder weniger implizite modernisierungstheoretische Stoßrichtung.

Insgesamt handelt es sich trotz der genannten Einwände um einen lesenswerten Band, der neben Lokalstudien (Augustynowicz zu Sandomierz, Keryk zu L'viv, Węgrzynek zu Lublin, Kleinmann zu Rzeszów) einen religionsgeschichtlichen Blick auf die Themenfelder Kriminalität (Teter), Geschlechterbeziehungen (Kalik), Theologie (Doktór), Recht und Herrschaft (Müller, Kaźmierczyk, Tricoire, Rohdewald, Kleinmann) wirft. Wie erwähnt, überschneiden sich die genannten Bereiche dabei in den meisten Beiträgen, was nicht zuletzt zum Eindruck eines homogenen Ganzen beiträgt. Einzig bei dem für sich gesehen durchaus informativen Beitrag von Grygorieva zum polnischen Diplomatenblick auf das osmanische Hofzeremoniell erschließt sich die thematische Einordnung in den vorliegenden Sammelband nicht ohne weiteres.

Kolja Lichy, Gießen

**Vladas Sirutavičius, Darius Staliūnas (Hrsg.): A Pragmatic Alliance. Jewish-Lithuanian Political Cooperation at the Beginning of the 20<sup>th</sup> Century, Budapest u.a.: Central European University Press 2011, 274 S.**

Die litauisch-jüdischen Beziehungen im 20. Jahrhundert werden oft im Focus der Ereignisse der Jahre 1941–1944 interpretiert und geschildert. Die Beteiligung von Litauern am Holocaust und die vollständige Auslöschung der jüdischen Gemeinden in Litauen verstellen in gewisser Weise den Blick darauf, dass die Beziehungen zwischen den beiden Ethnien am Beginn des Jahrhunderts einen anderen Charakter trugen. Es ist das Verdienst der beiden Herausgeber, in dem anzuzeigenden Buch die bislang wenig erforschte politische Zusammenarbeit zwischen Juden und Litauern einer größeren Öffentlichkeit vorzustellen.

Der erste der insgesamt sieben Aufsätze geht auf die Haltung der litauischen Judenheit gegenüber der litauischen Nationalbewegung in den letzten Jahrzehnten des Zarenreiches ein (Mordechai Zalkin, S. 21–44). Tatsächlich hatten beide Seiten zunächst wenig Notiz voneinander genommen, und erst allmählich setzte sich auf jüdischer Seite eine vorsichtige Zusammenarbeit durch, die der Autor als „limited partnership accompanied by preserving

their Jewish identity and interests, not only in the cultural and religious realms, but also in the civil one“ (S. 37) charakterisiert. Darius Staliūnas beschäftigt sich anschließend mit den jüdischen und litauischen Abgeordneten in der ersten und zweiten Duma (S. 45-75). Die beiden politischen Gruppierungen bildeten zwar einen Wahlblock, doch warnt der Autor davor, diese Kooperation überzubewerten, denn die Basis der Zusammenarbeit habe vor allem in den gemeinsamen antipolnischen Empfindungen bestanden. Kernfragen wie die zukünftige Ausgestaltung der litauischen Autonomie nach innen und nach außen blieben dagegen während der kurzen parlamentarischen Periode im Zarenreich offen, später sollte sich zeigen, dass die Vorstellungen keineswegs deckungsgleich waren. Auch der folgende Aufsatz bezieht sich auf die Endzeit des zarischen Russland. Vladimir Levin untersucht die litauische Rolle in der jüdischen Politik (S. 77-118). Sein Ergebnis unterscheidet sich von den skeptischeren Schlussfolgerungen von Staliūnas im vorhergehenden Aufsatz: „the alliance against Russian *ancien régime* and Polish nationalism – was perfectly effective. Together with the absence of a Jewish-Lithuanian political conflict, like the Jewish-Polish one, it served as a firm basis, from which the Jewish-Lithuanian relations could develop in the next historical period, when Lithuanian independence suddenly became a reality.“ (S. 108) Die Überlegungen von Marcos Silber, der sich mit der Einstellung der jüdischen Elite gegenüber einem litauischen Nationalstaat beschäftigt, zeigen im folgenden Beitrag jedoch, dass der Weg ein weit schwieriger und verschlungenerer war, denn zunächst stellte aus jüdischer Sicht ein föderales Litauen die zu bevorzugende Lösung dar. Erst nach und nach freundeten sich Zionisten und Bundisten mit einem litauischen Nationalstaat an, der als *conditio sine qua non* die Rechte seiner Minderheiten zu achten hatte. Der Titel des Beitrages von Silber „Lithuania? But which?“ (S. 119-157) gibt den jüdischen Zwiespalt treffend wieder. Auch Eglė Bendikaitė beschäftigt sich mit den politischen Einschätzungen am Ende des Ersten Weltkrieges („The Zionist Priorities in the Struggle for Lite“, 1916–1918, S. 159-180). Ihre Analyse zeigt, dass die zionistischen Aspirationen auf kulturelle Autonomie und jüdische Repräsentanz in kommunalen Behörden und Gremien in keinem unauflösbaren Widerspruch mit den litauischen Vorstellungen über den zukünftigen Staat standen. Der Eintritt und die Aufnahme jüdischer Zionisten in den litauischen Staatsrat, die Taryba, war daher ein logischer Schritt von beiden Seiten. Vladas Sirutavičius greift indirekt eines der eben angeschnittenen Themen auf, indem er sich mit der litauischen Verwaltung und der Beteiligung von Juden an den Wahlen zur Nationalversammlung beschäftigt (S. 181-205). Auf litauischer Seite bestand die Befürchtung, die politisch und gesellschaftlich gut organisierten Juden würden ihre Vertreter geschlossen unterstützen und damit den Delegierten der Minderheiten einen (zu) großen Einfluss auf die endgültige Ausgestaltung des litauischen Nationalstaates verschaffen. Die Judenheit in Vilnius geriet darüber hinaus in eine besondere Situation, denn in dieser Stadt prallten der polnische und litauische Nationalismus in unversöhnlicher Wiese aufeinander, da beide Nationalbewegungen die territoriale Zugehörigkeit von Vilnius für ihre zukünftigen Staaten beanspruchten. Theodore R. Weeks bringt in seinem Beitrag (S. 207-227) die Wahl zwischen Scylla und Charybdis deutlich zum Ausdruck: „In the end, between 1918 and 1925, the Jews of Vilnius found themselves in the uncomfortable position of having to choose between two mutually exclusive national programs, neither of which was their own.“ (S. 222)

Ein Dokumentenanhang beschließt den Band: Versehen mit historischen Einführungen in die Archivalien von Darius Staliūnas, Šarūnas Liekis und Eglė Bedikaitė geht es um den



litauisch-jüdischen Dialog in Petrograd im Jahre 1917, den jüdischen Litauischen Rat von 1918 und die litauische zionistische Konferenz in Vilnius vom 5. bis 8. Dezember 1918.

Das vorliegende Buch öffnet einen faszinierenden und anregenden Einblick in die jüdischen und litauischen politischen Aspirationen zwischen 1900 und 1925. Wer sich mit dem Thema in Zukunft beschäftigt, sollte diese Publikation als Referenz und kritischen Einstieg benutzen. Dazu trägt nicht zuletzt die überzeugende Einleitung (S. 1-18) der beiden Herausgeber bei, deren treffendes Fazit am Ende dieser Besprechung stehen soll (S. 15): „in the early twentieth century, the Lithuanian-Jewish political contacts and even the reached agreements [...] were reminiscent of a pragmatic, that is convenient alliance, rather than a firm union based on common principles“.

Joachim Tauber, Lüneburg

**Anders Henriksson: *Vassals and Citizens. The Baltic Germans in Constitutional Russia, 1905–1914*, Marburg: Verlag Herder-Institut 2009, 228 S.**

Nach der Doktorarbeit des Amerikaners Michael Haltzel, die auf Deutsch unter dem Titel „Der Abbau der deutschen ständischen Selbstverwaltung in den Ostseeprovinzen Rußlands 1855–1905“ im Jahr 1977 in der Reihe „Marburger Ostforschungen“ als Band 37 erschienen ist, tritt das Herder-Institut nunmehr mit einer zweiten Überblicksdarstellung aus Übersee an die Öffentlichkeit, die wiederum den Deutschbalten gewidmet ist und an Haltzels Darstellung zeitlich anschließt. Diesmal sind die Herausgeber allerdings zu Recht der Meinung, dass heutige Leser nicht mehr auf eine Übersetzung aus dem Englischen angewiesen sind. Der an der Shepherd University, West Virginia, USA, lehrende Autor kann an seine Dissertation an der University of Toronto anknüpfen, die 1983 unter dem Titel „The Tsar’s Loyal Germans. The Riga German Community. Social Change and the Nationality Question, 1855–1905“, in der angesehenen Reihe „East European Monographs“ erschienen ist.<sup>1</sup> Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, dass es zwei Gründe gab, der Gruppe der Deutschbalten zwischen Herbst 1905 und Herbst 1914 besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Einmal trifft die Feststellung völlig zu, dass die Deutschbalten und ihre Rolle im Russischen Reich nach dem Krisenjahr 1905 und vor dem Ersten Weltkrieg kaum jemals nach eigenem Gewicht untersucht worden sind, sieht man von einzelnen Darstellungen zu speziellen Fragestellungen und zu knappen Übersichten in Gesamtdarstellungen einmal ab. Zum anderen war es nach der Wende der frühen 1990er Jahre endlich wieder möglich, umfassende Archivstudien vor Ort zu betreiben: Henriksson hat sich mit viel Engagement vor allem im Staatlichen Historischen Archiv Lettlands in Riga und im Historischen Zentralarchiv Estlands in Tartu, aber auch in zahlreichen westlichen Archiven in New York, im Bundesarchiv in Berlin-Lichterfelde und im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem, im Herder-Institut Marburg, Public Record Office London und in College Park Maryland umgesehen und zahlreiche Dokumente zu Tage gefördert, die bisherige Archivfunde bestätigen und ergänzen, ein dichteres Netz von Primärinformationen ermöglichen und der Darstellung durchgängig zu Gute gekommen sind. Zahlreiche

1 Boulder, Col. 1983 (No. CXXXI); vgl. die Besprechung des Rezensenten, in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums XXXII: 1985 (1984), S. 191-193.

gedruckte Dokumente und archivierte Tageszeitungen aus den Ostseeprovinzen und St. Petersburg in deutscher, lettischer, estnischer und russischer Sprache sind vom Autor darüber hinaus herangezogen, auf Englisch zitiert und in verschiedenen Zusammenhängen ausgewertet worden. Das Ergebnis dieser sorgfältigen, geduldigen und umfassenden Quellenarbeit kann sich sehen lassen. Auch wenn im Folgenden einige kritische Anmerkungen gemacht werden, schmälern sie den positiven Gesamteindruck nicht.

Das gilt nicht ganz für die Einleitung (S. VII-X), in der sich der Leser eine differenziertere Erörterung des Forschungsstandes – auch der Defizite – gewünscht hätte. Es genügt nicht, die Namen derjenigen zu nennen, die sich in letzter Zeit zu einzelnen Aspekten des Themas Vasallen – Angehörige der Ritterschaften – und Teilhabe der deutschbaltischen Bürger an der sich weiter entwickelnden Zivilgesellschaft geäußert haben. Vielmehr kann erwartet werden, dass der Autor seine zentralen Begriffe „vassals and citizens“ näher erläutert und historisch problematisiert. Die Ritterschaften konnten sich im beginnenden 20. Jahrhundert bei aller Bemühung um Anerkennung ihrer Privilegien seit 1710, ihrer Traditionen und ihrer Loyalität in jeder Hinsicht nicht mehr als Inhaber des *status provincialis* sehen, wie ihre Vorväter im 18. und frühen 19. Jahrhundert das mit Selbstverständlichkeit taten: Dazu hatten sie zu viel „Abbau der deutschen ständischen Selbstverwaltung“ (Michael Haltzel) nicht erst seit dem Beginn der staatlichen Reformpolitik der späten 1880er Jahre – „Russifizierung“ – selbst erlebt oder aus Erzählungen und Darstellungen ihrer Altvorderen erfahren. Das gilt auch trotz des Diktums von Eduard Baron Dellingshausen, des letzten Ritterschaftshauptmanns in Estland, wonach die Angehörigen der Ritterschaft „wie kleine Könige“ gelebt hätten (S. 9). Ein „Vasall“ im 20. Jahrhundert litt unter dem Entzug von Aufgaben und ist mit einem ritterschaftlichen Amtsträger im frühen 19. Jahrhundert kaum gleichzusetzen: Selbstbehauptungswille und Skepsis überwogen bereits vor 1905 in weiten Kreisen der Ritterschaften die positiven Gefühle gegenüber dem Herrscherhaus und den wenigen deutschfreundlichen Spitzenbeamten. Das weiß natürlich auch der Autor, doch hätte hier eine differenzierende Erörterung des ersten Leitbegriffs aufklärend gewirkt.

Ebenso bleibt zunächst unklar, was sich der Leser unter einem deutschbaltischen Bürger – „citizen“ – vorzustellen habe. Der Verfasser räumt zwar bescheiden ein, dass noch viel zu tun sei (Einleitung, S. IX), nennt die Defizite jedoch nicht beim Namen.

Auch nach Lektüre dieser gründlichen Studie wissen wir kaum etwas Neues über die überwiegend erfreulichen wirtschaftlichen Verhältnisse, in denen die gebildeten deutschbaltischen Stadtbürger vor 1914 zumeist lebten; die Macht des Börsencomités bleibt ebenso weitgehend im Dunkeln wie die ökonomische Präsenz und das wirtschaftliche und soziale Prestige der deutschbaltischen Spitzenvertreter in den Ämtern des Bürgermeisters – George Armitstead (1847–1912) und Wilhelm Robert von Bulmerincq (1862–1953) – und der Kaufmannschaft und der Handwerkerschaft. In diesem Buch ist der citizen der bewusst agierende Wahlbürger und der in den Deutschen Vereinen tätige bildungs- und heimatbewusste Deutsche konservativer oder auch liberaler Ausrichtung. Die Darstellung bewegt sich also auf einer politischen Entscheidungsebene in Auseinandersetzung mit konkurrierenden lettischen, estnischen, jüdischen und vor allem auch russischen Gruppen; die sozio-ökonomische Einordnung der deutschen Gruppe, die nicht mehr ohne weiteres als Oberschicht begriffen werden kann, kommt hingegen immer noch zu kurz. Werke von Adolph Agthe (1909) und Georg F. Schlingensiepen (1959) als Belegstellen für Besitzverhältnisse um 1900 sind nicht gerade überzeugend. War die deutschbaltische Gesellschaft nach

1905 eine Bürger-Gesellschaft oder blieben die Angehörigen der Ritterschaften die prägende Kraft? Die Antwort des Verfassers ist nicht eindeutig. Die vielfältigen Belege gerade auch aus ungedruckten Quellen hätten es m.E. allerdings nahegelegt, dass der Autor mutig die dominierende und prägende Rolle der Ritterschaft nach 1905 trotz des machtvollen Auftretens einzelner Adelige – Alexander Baron Meyendorff (1869–1964) als Abgeordneter der 3. und 4. Reichsduma – in der Summe deutlicher in Zweifel gezogen hätte. Die noch nicht im Druck vorliegenden Untersuchungen, die Jörg Hackmann zur Geschichte der Vereine begleitet und selbst geschrieben hat, werden verdeutlichen, dass die Zivilgesellschaft ihren Ausdruck in einer wachsenden Vorherrschaft bürgerlicher Gruppen gefunden hat, auch unter den Deutschbalten seit dem späteren 19. Jahrhundert.

Der Leser gewinnt den Eindruck, dass handelnde Personen dem Autor zum Teil deswegen fremd blieben, weil er ein entscheidendes Hilfsmittel – das Deutschbaltische Biographische Lexikon (DBBL) – nicht herangezogen hat, obwohl er es in seiner Dissertation von 1983 in seinem Literaturverzeichnis erwähnt.<sup>2</sup> Das hat z.T. erhebliche Auswirkungen. Manche Figuren – Theodor Schieman (1847–1921) (S. 165 u.a.), „Kurt von“ Stavenhagen, statt Karl St. (1854–1923) (S. 89 f.), Silvio Broedrich (1870–1952) (S. 96) – werden dem Adel zugerechnet, obwohl sie sich gerade als Repräsentanten eines bürgerlichen „Literatentums“ profilieren wollten. Die Tatsache etwa, dass die Zugehörigkeit zu bestimmten studentischen Korporationen ständische Grenzen wie selbstverständlich überbrückte, kommt kaum zur Geltung. Viele der genannten Angehörigen der Ritterschaft hatten in Garderegimentern gedient; die studierten Spitzenvertreter der Deutschbalten gehörten jedoch zumeist entweder der Curonia (gegründet 1808), der Estonia (1821), der Livonia (1822) oder der Fraternitas Rigensis (1823) an, ganz gleich, ob sie sich in der Ritterschaft, den Deutschen Vereinen oder einer der konstitutionellen Parteien Kurlands, Livlands oder Estlands profilierten: Diese Zugehörigkeit überbrückte gewiss manchen Gegensatz – z.B. zwischen den Oettingens und dem vorletzten Livländischen Landmarschall, Adolph Baron Pilar von Pilchau (1851–1925), die alle der „Livonia“ angehörten. Es fehlt nach wie vor die differenzierende und überzeugende Analyse, was wir vor 1914 letztlich unter „Baltic Germans“ – Deutschbalten – zu verstehen haben. Die zahlenmäßig überwiegenden, abhängig arbeitenden deutschen Kleinbürger und Arbeiter sind auch in dieser Darstellung kaum deutlicher in Erscheinung getreten als in den bisherigen Forschungsergebnissen.

Unter der Überschrift „change and continuity“ (S. 1-26) – doch eher Verlegenheitsabstraktionen – gibt der Verfasser im erzählenden Berichtstil einen brauchbaren knappen, gelegentlich etwas feuilletonistischen Überblick über die Verhältnisse in den Ostseeprovinzen Russlands vor 1905, ohne die Diskussion zu rezipieren oder gar zu bereichern, die es seit Jahren zum Begriff der „Russifizierung“, ausgehend von Edward C. Thaden (1922–2008), gegeben hat.<sup>3</sup> Sehr fraglich, ob der Heimatbegriff von August Bielenstein (1826–1907) und des reaktionären, scharf antisemitischen und russlandfeindlichen Chefredakteurs der „Düna-Zeitung“, später (1909–1915) des „Rigaer Tageblatts“, Ernst Seraphim (1862–1945), so stark parallelisiert werden können wie in diesem Buch auf S. 20. Ähnlich

2 Wilhelm Lenz sen. (Hrsg.): Deutschbaltisches Biographisches Lexikon 1710–1960. Köln u.a. 1970; unveränd. Nachdr. Wedemark 1998.

3 Vgl. das „Russification“-Heft des Journals of Baltic Studies (JBS): Special Issue: Finland and the Baltic Provinces in the Russian Empire 15 (1984), No. 2/3, mit zehn einschlägigen Beiträgen.

klingende Zitate verdecken hier den Generations- und Mentalitätsunterschied. Sehr hübsch dargelegt hingegen ist die englische Übersetzung des deutschbaltischen „Heimatliedes“ von Christoph Mickwitz (1850–1924) von 1902 durch den Autor (S. 19).

Auf 20 Seiten (S. 27–46) wird unter dem Stichwort „revolution“ die Krise zwischen Januar und Dezember 1905 v.a. in den Ostseeprovinzen abgehandelt, die unmittelbar zu den Voraussetzungen des eigentlichen Themas der Arbeit – der Phase zwischen dem Duma-Versprechen vom Oktober 1905 und dem Beginn des Ersten Weltkrieges gehört. Auch hier fasst Henriksson die Ergebnisse früherer Forschungen gekonnt und pointiert zusammen und hat sich darüber hinaus die Mühe gemacht, auch die entsprechenden Quellen – v.a. Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes – nochmals durchzusehen und zumeist bestätigend zu verwenden. Mit Recht betont der Verfasser die „Grenzen der Gemeinsamkeit“ (Ulrike von Hirschhausen), ja die Unvereinbarkeit der Standpunkte, auch zwischen den Gemäßigten in unterschiedlichen ethnischen Gruppen. Gemäßigt liberale Deutschbalten traten öffentlich nicht für ein demokratisches Wahlrecht ein, nicht einmal Paul Schiemann als Mitarbeiter der „Revalschen Zeitung“ (RZ).<sup>4</sup> Der Verfasser betont, dass nur wenige Linksliberale ein vierschwänziges Wahlrecht hinnehmen wollten. Eine zu große Zahl von Letten und Esten sei im Krisenjahr 1905 nach Auffassung deutschbaltischer Publizisten auf Agitatoren hereingefallen, denen es in erster Linie um Zerstörung gegangen sei. Es wäre lohnend gewesen, auf manche interne Pressepolemik zwischen deutschbaltischen Zeitungen, aber auch mit estnischen und lettischen konstitutionellen Demokraten während des Krisenjahres 1905 und danach noch genauer einzugehen (vgl. aber S. 59–62): Tönisson forderte z.B. gegen den Widerstand der meisten deutschbaltischen Zeitungen nachdrücklich die Aufhebung des Patronatsrechts, Religionsfreiheit, Einführung der Zivilehe und die Abschaffung aller Privilegien und Standesrechte. Das Leistungsprinzip habe an die Stelle der Standesunterschiede zu treten.<sup>5</sup> Die letzten vier Seiten des Kapitels (S. 43–46) widmet der Verfasser dem dunklen Kapitel der Strafexpeditionen seit dem Januar 1906. Auch hier baut er auf Bekanntem auf, kommt aber in seinem Gesamturteil zu einem ausgewogenen Ergebnis. Die überwiegende Zahl der Deutschbalten habe wie die meisten Letten und Esten die Strafexpeditionen als brutal und ungerecht angesehen, einzelne hingegen nicht. Sehr plastisch wirkt an dieser Stelle die Übersetzung eines Blaumanis-Gedichts über einen Dr. med. Krupp, dem die Prügelorgien der Kosaken offenbar nicht weit genug gingen (S. 45). Es gab unter den Deutschbalten Extremisten, die in ihrer Wut über erlittene Demütigungen und Verluste in Zeitungsdebatten bis über 1906 hinaus maßlose Grausamkeiten befürworteten. Doch auch die knappen Beispiele genügen, um das Urteil zu bestätigen, dass die russischen Strafexpeditionen die Stellung der Deutschbalten in der Region deutlich verschlechtert und die interethnischen Beziehungen in der Region vergiftet haben.

Unter dem Stichwort „new directions“ (S. 47) beginnt die eigentliche Untersuchung. Die Revolution von 1905 habe die Deutschbalten zunächst in eine Schockstarre versetzt. Jeder habe jedoch begriffen, dass sich mit dem Übergang zum russischen Konstitutionalismus nunmehr vordringlich die Aufgabe gestellt habe, das Verhältnis zu den Heimatgenossen und

4 Vgl. Revalsche Zeitung, Nr. 252 vom 17./30.11.1905.

5 Vgl. Revalsche Zeitung, Nr. 89 vom 26.4./9.5.1905, zitiert in dem Aufsatz des Rezensenten: Deutschbaltische Selbsteinschätzung im Krisenjahr 1905 und die Selbstschutzaktivitäten in Dorpat/Tartu, in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums LVI: 2009 (2008), S. 36–63, insbes. S. 47.

zur Regierung in St. Petersburg neu zu überdenken. In vier etwa gleich starken Kapiteln (S. 47-164) schildert Henriksson die Versuche verschiedener deutschbaltischer Gruppen – vor allem der Deutschen Vereine, der Konstitutionellen Parteien, der kommunalen und ritterschaftlichen Amtsträger sowie der deutschen Duma-Abgeordneten in St. Petersburg – diese offenen Fragen nach der Zukunft der Deutschbalten im konstitutionellen Russischen Reich neu zu stellen und zu beantworten. Problematisch bleibt allerdings, ob es Sinn macht, Protagonisten eines aggressiven restaurativen Wandels wie den Redakteur der „Düna-Zeitung“ Ernst Seraphim als Vertreter der „Conservatives“ zu kennzeichnen und einer Gruppe der „Liberals“ gegenüber zu stellen.

Seraphim und manche seiner Gesinnungsgenossen – der Journalist Alexander Stellmacher (1858–1917), der Ritterschafts-Notar und Historiker Astaf von Transehe-Roseneck (1865–1946), der livländische Landrat Max von Sivers-Römershof (1857–1919), dessen Schwager, der estländische Landrat Eduard Baron Stackelberg-Sutlem (1867–1943), und Rechtsanwalt Adalbert Volck aus Dorpat (1868–1948), um nur die hervorstechendsten zu nennen, waren nicht konservativ oder nur standesbewusst: Sie kämpften für die Vorherrschaft einer rassistisch begründeten Elite im Russischen Reich und in Deutschland. Henriksson zitiert und interpretiert Seraphims Artikel „Aristokratie und Demokratie“ vom 10. Mai 1905, wie auch der Rezensent in der Gesamtdarstellung „Baltische Länder“ von 1994 u. 2002, S. 438, was Henriksson unerwähnt lässt, wie überhaupt für den Kenner die Fülle von Literaturverweisen zuweilen die Auseinandersetzung mit einzelnen einschlägigen Forschungsergebnissen (z.B. über Theodor Schiemann, Transehe oder die Anleiheaktion in Deutschland 1906/07) zu verdecken scheint: Bei Seraphim z.B. geht es m.E. weniger um eine ideologische Anknüpfung an ein Schirrensches Konzept von Aristokratie als vielmehr um die konkrete massive Bekämpfung der Demokratieforderungen Tönissons in dessen Zeitung „Postimees“ und den Versuch, Anschluss an die russische Rechte in Russland zu finden. Richtig wird vermerkt, dass im Übrigen nicht alle Konservativen antisemitisch eingestellt waren: jedenfalls aber waren alle hier Genannten zugleich auch Antisemiten und gehören nicht (mehr) in die gleiche Gruppe wie etwa Eduard Baron Dellingshausen (1863–1939) oder der langjährige livländische Landmarschall Friedrich Baron Meyendorff (1839–1911). Das Unterkapitel über die Liberalen bringt aufbauend auf Forschungen von Toomas Karjahärm und Ulrike von Hirschhausen manche Ergänzung und ein differenziertes Bild der Presselandschaft. Die „Revalische Zeitung“ wird mit dem Satz zitiert, dass es manchen Deutschen offenbar immer noch schwerfalle zu glauben, dass sie nicht die einzige wichtige Gruppe in der Heimat seien (S. 62). Mit Recht betont der Verfasser, dass selbst linksliberale Deutschbalten nicht auf Unterstützung aus liberalen Gruppen unter den Esten und Letten hoffen durften, die alle links von den deutschen Liberalen standen und den Deutschbalten insgesamt nicht über den Weg trauten.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Henriksson den „Deutschen Vereinen“, die er ganz im Sinne der bisherigen deutschen Geschichtsschreibung als bewussten Zusammenschluss ethnischer Deutscher begreift. Mit Recht würdigt der Verfasser ausführlich die Arbeit der Frauenbünde. Die Feststellung Reinhard Wittrams, dass „ein neues Prinzip“ Platz gegriffen habe und die Deutschbalten „bezeichnenderweise fast 40 Jahre später als Letten und Esten“ ihre Volkstumsvereine gegründet hätten, übergeht der Autor.<sup>6</sup> Hier wäre eine Stellungnahme

6 Vgl. Reinhard Wittram: Baltische Geschichte, München <sup>3</sup>1954, S. 233.

am Platz gewesen, doch kann sich Henriksson offenbar nicht zu einer definitiven Festlegung entschließen. Mit Beispielen betont er die weiterhin führende Rolle von Spitzenvertretern der Ritterschaften auch in den Deutschen Vereinen und konstitutionellen Parteien sowie die beherrschende Rolle von adeligen Damen und gebildeten Stadtbewohnerinnen in den Deutschen Vereinen und in den Frauenbünden (S. 72-79). In der Summe wertet der Verfasser die Zusammenschlüsse in Deutschen Vereinen dennoch als einen Wendepunkt, auch wenn er einräumt und an Beispielen nachweist, dass Klassen- und Standesunterschiede ihr Gewicht behielten: Mit den Vereinen sei jedoch der Fragmentierung der Deutschen auf provinzieller und besonders auf örtlicher Ebene nicht ohne Erfolg entgegengearbeitet worden. Überprovinziale Strukturen hätten sich angesichts des Misstrauens russischer Stellen und der hauptstädtischen Öffentlichkeit allerdings nicht herausbilden können; die Frauenbünde z.B. hätten nur lokale Bedeutung erlangt. Das Unterkapitel über Erfolge und Misserfolge der neuen deutschumsorientierten Aktivitäten nach dem Oktobermanifest von 1905, das die bis dahin gültigen erheblichen Einschränkungen faktisch aufhob, ist insgesamt instruktiv und überzeugend (S. 80-94), wenn auch im Ganzen nicht neu. Der Riss zwischen radikalen Vertretern einer deutschen Sammlungsbewegung und liberalen Verfechtern einer deutschen Kultur im Russischen Reich zeigte sich u.a. auch in der Universitätsstadt Dorpat. Drei deutsche Korporierte, die sich an einem Streik gegen bürokratische Willkür beteiligt hatten, durften dem Dorpater Deutschen Verein nicht beitreten (ein deutschbaltischer Korporierter streikt nicht!). Im Übrigen wollten die Deutschen Vereine satzungsgemäß aber als „unpolitisch“ gelten. Während der Direktor des von Zeddelmannschen Gymnasiums in Dorpat größten Wert darauf legte, dass seine Abiturienten über perfekte Russischkenntnisse verfügen sollten, fochten Adalbert Volck und Arnold von Tidebühl (1860–1919) für das rein deutsche Abitur. Der Scharfmacher Volck sah in den gemäßigten Vertretern einer vernünftigen Bildungspolitik „Deutsche Vereinsvertreter mit estnischen Überzeugungen“ (S. 91 f.). Hier widerspricht der Verfasser früheren Auffassungen Reinhard Wittrams und Gert Kroegers, dass die Deutschen Vereine nach 1907 zu Bildungsvereinen geschrumpft seien.

In einem ausführlichen Kapitel über kommunale Konflikte zwischen 1906 und 1914 behandelt Henriksson die nahezu unüberwindlichen Gegensätze zwischen den Vertretern verschiedener Ethnien auf dem flachen Land – hier dominierten die unterschiedlichen Interessen zwischen Großgrund- und Kleingrundbesitz – und in den Städten, wo die städtischen Wahlkämpfe zu ständigen Reibungen zwischen den ethnisch geprägten Komitees führten (S. 95-126). Die Deutschen behaupteten stets, dass sie im allgemeinen Interesse handeln würden und dass die Esten und Letten nur nationale Gesichtspunkte gelten lassen würden. Durch Einbeziehung (gedruckter und ungedruckter) russischer Quellen gelingt es dem Autor, festgefahrene Urteile zu überwinden. So hoffte z.B. der russische livländische Gouverneur Svegincev in Riga immer auf einen Sieg der deutschen Liste. Eine zukünftige vergleichende Studie über die jeweilige Kommunalpolitik in den Städten und über den baltischen Conseil in den drei Provinzen würde gewiss noch mehr Informationen über die Gegenstände praktischer Politik zu Tage fördern, doch bietet der Verfasser erstmals ein flächendeckendes Bild für den genannten Zeitraum.

Am meisten überzeugt das Kapitel über „The Baltic Germans on the Imperial Stage“ (S. 127-163). Richtig wird herausgearbeitet, dass mit den Wahlen zur Reichsduma erstmals „Nicht-Aristokraten“ und „Nicht-Deutsche“ als Repräsentanten der baltischen Region in St. Petersburg auftraten (S. 127). Im Einzelnen untersucht Henriksson die fünf deutsch-

baltisch geprägten, sehr unterschiedlichen konstitutionellen Parteien in Riga, Mitau, Libau, Dorpat und Reval, die alle vergeblich den Eindruck zu vertiefen suchten, dass sie gruppenübergreifende Ziele verfolgten. Es ist bekannt, dass die Deutschbalten in den ersten beiden Dumen nicht vertreten waren; sie waren „at ebb tide“ (S. 131), weil niemand mit ihnen koalieren wollte. Der Verfasser betont zu Recht, dass ein Vertreter der ersten Wählerklasse wie Alexander Baron Meyendorff in der 3. Duma von den estnischen und lettischen Kadetten stärker unterstützt wurde als von seinen rechten Standesgenossen. Die Presse war nunmehr nahezu frei in ihren Kommentaren, aus denen Henriksson vielfältig zitiert. Im Mittelpunkt der interessanten Kontroversen stand die wechselnde Politik der Oktobristen, die in wichtigen Fragen mit den Rechten gingen und die nicht-russischen Belange im Westen des Reiches nur halbherzig unterstützten. Hier haben baltische Vertreter über ethnische Grenzen hinweg in der Schulpolitik und in der Finnlandfrage in Einzelfragen gelegentlich auch zusammengearbeitet. Häufig waren Vertreter der Deutschbalten – Hamilcar Baron Fölkersahm (1854–1929) – aber auch sehr schwankend in ihrem Abstimmungsverhalten, so dass ein sehr buntes Bild über die baltische Politik in St. Petersburg und ihre Kommentierung entsteht.

Zusammenfassend bezeichnet Henriksson die Furcht vor einer zunehmenden Demokratisierung des öffentlichen Lebens als ausschlaggebend für das überwiegende Zusammengehen der deutschbaltischen Duma-Abgeordneten mit den Oktobristen und der Rechten gegen die Kadetten und ihre estnischen und lettischen Parteigänger. Die weitsichtige Politik Alexander Baron Meyendorffs blieb die große Ausnahme.

Im abschließenden Kapitel – „Between Tsar and Kaiser“ (S. 164-179) – beschreibt der Verfasser die wachsende Neigung von Deutschbalten, in Deutschland ihr Volkstum zu betonen, und nennt dabei an erster Stelle rechte Publizisten wie Ernst Seraphim und Max von Sivers (S. 164-171), denen liberale Mahner wie Paul Schiemann und Christoph Mickwitz gegenüberstanden. Folgerichtig stellt der Verfasser zusammenfassend fest, dass publizistische Bemühungen um eine gesteigerte Unterstützung deutschbaltischer Belange durch rechte deutsche Kreise – Alldeutscher Verband, Anleiheaktion bei der Deutschen Bank – nur mäßig oder gar nicht erfolgreich waren. Auch sei Kaisertreue gegenüber den Romanovs für die Mehrheit nach wie vor ein oberster Wert geblieben. Symbole für die Zarentreue seien die Errichtung von Denkmälern für Peter den Großen in Reval im Jahr 1913, Fürst Barclay de Tolly in Riga 1913 und vor allem die 200-Jahrfeier der Kapitulation von 1710 in Reval gewesen.

Im Ganzen betont Henriksson den Ausbau der zivilen Gesellschaft in den Randgebieten des Russischen Reiches – Finnland, Ostseeprovinzen, Polen, Transkaukasien – zwischen 1906 und 1914 zu Recht. Ein Ausblick auf die völlig veränderte Lage nach dem Kriegsausbruch 1914 rundet den gehaltvollen, gut geschriebenen Band ab, in dem die Informationen über die Wirksamkeit der neuen Institutionen – Deutsche Vereine, konstitutionelle Parteien, Pressewesen, kommunale Aktivitäten, die Arbeit der deutschbaltischen Duma-Abgeordneten – im Einzelnen erheblich verdichtet und in ausgewogenen Formulierungen in einen größeren Zusammenhang gestellt werden.

Gert von Pistohlkors, Göttingen

**Christoph Mick: Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt. Lemberg 1914–1947, Wiesbaden: Harrassowitz 2010, 632S.**

Angesichts der Tendenz der Geschichtswissenschaft, sich ihren Themen immer mehr aus der Vogelperspektive, gar global zu nähern, scheint ein Buch, das über 600 Seiten einer einzigen Stadt widmet, inzwischen beinahe schon erstaunlich. Doch Christoph Mick zeigt in seiner Studie eindrücklich, dass Alltags- und Mikrogeschichte keinesfalls den Gegenpol zu Strömungen der vergleichenden, transnationalen und internationalen Geschichte bilden, sondern diese bereichern und ergänzen können. Sein Gegenstand, die Stadt Lemberg, ist ein transnationaler Ort *avant la lettre*: Die heute ukrainische Stadt Lemberg (ukrainisch L'viv, polnisch Lwów) war in der von Mick untersuchten Zeitperiode 1914 bis 1947 erst Teil des Habsburger Reiches, im Ersten Weltkrieg kurz russisch besetzt, wurde im Zusammenbruch der Doppelmonarchie zunächst von den Ukrainern beansprucht, dann der Zweiten Polnischen Republik „eingemeindet“, im Zweiten Weltkrieg deutsch besetzt und schließlich sowjetisiert (bevor sie erst 1991 wieder der unabhängigen Ukraine angehören sollte). Ihre Bevölkerung, die sich zu jeweils bedeutenden Teilen aus Gemeinschaften zusammensetzte, die sich als polnisch, ukrainisch oder jüdisch definierten, sah sich – je nach Rahmenbedingungen – entweder gemeinsam als Minderheit oder aber als miteinander konkurrierende Gruppen.

Micks Studie, die auf seiner an der Universität Tübingen eingereichten Habilitationsschrift beruht, ist chronologisch gegliedert. Sie geht in zehn Kapiteln (inkl. Einleitung und Ausblick) der Geschichte Lembergs vom 19. Jahrhundert bis in die frühe Phase der Sowjetisierung nach. Das Prisma, anhand dessen Mick die wechselnden Herrschaftsbedingungen und das Zusammenleben der verschiedenen Gemeinschaften erklärt, ist die Kriegserfahrung in der Stadt. Damit weist die Arbeit deutliche Rückbezüge auf den wissenschaftlichen Kontext auf, in dem sie entstanden ist: Der Tübinger Sonderforschungsbereich 437 „Kriegserfahrungen“ befasste sich von 1999 bis 2008 mit der Untersuchung von „Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“. Am Beispiel Lembergs will Mick, so seine Leitfrage in der Einleitung, „den Zusammenhang von Krieg, Nationsbildung und der Brutalisierung ethnischer Konflikte“ untersuchen, wozu er „Erkenntnisse der Erinnerungs-, Stadt- und Nationalismusforschung sowie der Sozial- und Kulturgeschichte des Krieges“ nutzt (S. 2).

An Erfahrungen von Kriegen und Gewalt, an denen sich die Nationsbildung zum Ausdruck bringen könnte, mangelte es der Stadt Lemberg tatsächlich nicht. Ihre Lage in den Gebieten, die von Timothy Snyder medienwirksam als „bloodlands“ bezeichnet wurden,<sup>1</sup> machte es zum Gegenstand wiederholt wechselnder politischer und militärischer Vorherrschaft, deren Ablösungen gewaltvoll über die Stadt hinwegzogen. Dementsprechend ist der Herrschaftswechsel auch zentral in Micks Gliederung des Buches. Jeder dieser Herrschaftswechsel kristallisiert die Problematik der gemischt bewohnten Stadt: die Frage der Loyalität. Zur Beantwortung dieser Frage hat Mick sich für die Übernahme eines Schemas der „Ethnonationalität“ entschieden. Mit diesem Schema lassen sich viele der Herausforderungen und der Probleme in der Geschichte der Stadt sichtbar machen und erklären Entscheidungen der einzelnen Gemeinschaften und die zwischen ihnen aufkeimenden und sich dann verselbstständigenden Rivalität und Gewalt unter den Rahmenbedingungen der Herrschafts-

1 Timothy Snyder: *Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin*, New York 2010.



wechsel. Nach dem Zerfall der Großreiche Russland und Habsburg entstand im Rausche des „Wilsonian Moments“,<sup>2</sup> in der *tabula rasa* Osteuropas, der unbedingte Wille, sich das langersehnte Ziel eines unabhängigen Nationalstaates zu sichern – notfalls mit Gewalt. Die ukrainische und polnische Gemeinschaft Lembergs standen in einem sich direkt widersprechenden Interessenkonflikt: Beide beanspruchten Lemberg als Teil des von ihnen zu errichtenden Nationalstaates. Kohabitation war nun keine Option mehr. Die Bevölkerung der gemischten Stadt wurde radikalisiert. Inmitten dieser wechselnden Rahmenbedingungen wuchs der Antisemitismus, da sich die jüdische Minderheit keiner eindeutigen Seite zurechnen ließ und sich damit für alle Seiten der Kollaboration mit dem Gegner verdächtig machte.

Micks detaillierte und nuancierte Analyse der Konflikte steht allerdings im Gegensatz zur Vereinfachung der Problematik auf die ethnische Frage. Zwar erläutert Mick sein Verständnis einer „Ethnonation“ (S. 14), trotzdem bleibt das Konzept vergleichsweise vage. Insbesondere stellt sich die Frage, ob man nicht durch diesen Begriff und die Aufteilung der Stadtbevölkerung in vermeintliche ethnische Einheiten selbst wertende Kategorien aufgreift.<sup>3</sup> Mick selbst erkennt die Schwierigkeit, denn in Bevölkerungsstatistiken als Erfassungskategorie für Ethnizität werden Sprachkenntnisse ebenso herangezogen wie Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion, woraus geschlossen wird, dass Katholiken Polen seien, Orthodoxe Ukrainer und dass alle Angehörige des jüdischen Glaubens sich auch als ethnisch jüdisch begreifen würden. Wie in zahllosen Arbeiten<sup>4</sup> dargelegt und von Mick selbst festgestellt, verliefen die Loyalitäten in gemischten Grenzgebieten generell – mehr noch aber in einer Stadt –, in einem begrenzten Raum keinesfalls so gradlinig und scharf konturiert, wie hier durch die Dominanz der ethnischen Kategorien vermittelt wird.

Stärke und Schwerpunkt des Buches sind die Kapitel zum Ersten Weltkrieg und zur Zwischenkriegszeit (inklusive dem sehr anregenden sechsten Kapitel zu Erinnerungskonkurrenz und Erfahrungsräumen): Hier entfaltet Mick das ganze Panorama der Problematik von Kriegserinnerung in einer gemischt bevölkerten und umkämpften Stadt. Diese wird personifiziert in der Figur der ehemaligen Kampfteilnehmer. Die Diskussion um den Unbekannten Soldaten offenbart die ganze Ironie und Widersprüchlichkeit von Lokalpatriotismus einerseits und (Ethno-)Nationalismus andererseits (S. 368-370): Übernommen von Frankreich und Großbritannien und entworfen als Symbol des namenlosen Opfers der Nation, wird in Polen das Symbol des Unbekannten Soldaten durch die Wahl eines Soldaten des „Bojowisko Lwowski“ (Lemberger Schlachtfeld) ethnisch aufgeladen. Angesichts der umkämpften Stadt ist der Auswahlkommission die klare Zuordnung derart wichtig, dass die ersten drei exhumierten „Kandidaten“ verworfen wurden. Erst ein „unbekannter“ Soldat, dessen Grab nationale Embleme enthält, die ihn eindeutig den polnischen Truppen zuordnen lassen, kann gewählt werden (S. 369). Obwohl die Beisetzung weiterhin als Versuch präsentiert wird, die gesamte Bevölkerung einzubinden, gelang und gelingt dies kaum, der

2 Erez Manela: *The Wilsonian Moment. Self-Determination and the International Origins of Anti-colonial Nationalism*, Oxford u.a. 2007.

3 Wie bereits an anderer Stelle diskutiert: Felix Ackermanns Rezension zu Christoph Mick: *Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt. Lemberg 1914–1947*, Wiesbaden 2010, in: *H-Soz-u-Kult*, 03.11.2011, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2011-4-085>.

4 U.a. mit dem Blick auf Oberschlesien von Tim Wilson: *Frontiers of Violence: Conflict and Identity in Ulster and Upper Silesia, 1918–1922*, Oxford 2010.

Unbekannte Soldat bleibt in Lemberg ein lokalpatriotisch starkes Symbol, in seiner überkonfessionellen und überethnischen Bedeutung jedoch begrenzt (S. 374). Dazu passt, dass der Trauerzug eher einem Triumphzug gleicht, die Erinnerung an den polnischen Sieg somit zwangsläufig die Ukrainer ausgrenzt (S. 371 f.). Mick stellt fest: „Dass sich überhaupt Juden und Ukrainer beteiligen konnten, war der Vieldeutigkeit des Symbols und einem Phänomen geschuldet, das man Illusion des Verstehens nennen könnte.“ (S. 373)

Insgesamt ist Micks Buch eine beeindruckende und detaillierte akademische Studie: Seine Analyse der Kriegserfahrung und der Kriegserinnerung als zentrale Faktoren für Gemeinschaftsbildung und die sich verstetigende Nationalisierung der Gemeinschaften sind auch für den rasant ansteigenden Antisemitismus aufschlussreich und werden maßgeblich für die weitere Erforschung von Gewalt in gemischten Gemeinschaften sein. Micks Studie beruht zudem auf einer bemerkenswert umfassenden Quellenauswahl: „Egodokumente“, Akten der Zentral-, Landes-, Stadt-, und Besatzungsbehörden, gesellschaftlicher Institutionen und Organisationen, Quellen der „Kommunikationsformen“ (Bücher über den Krieg, Zeitschriften, Denkmäler, Friedhöfe etc.) wurden herangezogen und ergänzen sich in den einzelnen Kapiteln, oft wurden auch die Erinnerungen bzw. Medien der einzelnen Gemeinschaften vergleichend gelesen und tragen zur Dekonstruktion nationaler Mythen bei. Zugleich wird jedoch ein recht hohes Grundwissen vorausgesetzt, die diese sehr interessante Studie für den nicht mit der Thematik vertrauten Leser schwerer zugänglich macht. Die zeitlich parallel verlaufenden Entwicklungen der Weltkriege etwa bleiben im Hintergrund; zentrale Persönlichkeiten der polnischen Geschichte werden nur in ihrer Funktion in Lemberg erwähnt und nicht weiter erläutert. (Dass etwa der Quartiermeister von 1919, Oberst Sikorski, identisch ist mit dem späteren Ministerpräsident der Exilregierung, einem polnischen Nationalhelden, erfährt nur, wer den Index liest.)

Eines bleibt auffällig: Mick schreibt eine Stadtgeschichte, ohne den Raum zu thematisieren. In seiner Analyse der Stadt und ihrer rivalisierenden ethnischen Gemeinschaften herrscht eine überraschende Abwesenheit von Stadtvierteln, Straßennamen, umstrittenen Orten. Die dem Buch beigefügten Karten veranschaulichen die Lage Lembergs. Man vermisst jedoch eine Karte, die dem Leser das städtische Szenario verbildlicht; auch eine Diskussion der geografischen Gegebenheiten Lembergs fehlt: Waren die Viertel getrennt oder gemischt bewohnt? Wo liegen die Straßen, die die Schauplätze der Gewalt wurden, wo die Orte des friedlichen Nebeneinanderlebens? All dies taucht in Micks Studie auf, hätte jedoch zentraler in den Mittelpunkt gestellt und als Bedeutung des Raumes thematisiert werden können. Ähnlich im Falle des Friedhofs der Verteidiger Lembergs, dessen interessante Entstehung (neben dem Łyczakowski-Friedhof) Mick zwar erwähnt, leider aber ohne dessen überkonfessionelle Tradition anzusprechen (S. 363). Kirchen und Friedhöfe, so Mick, gehörten zu den wenigen geschützten Orten, an denen selbst Ukrainer in Zeiten der polnischen Republik „das Streben nach einem unabhängigen Staat öffentlich demonstrier[en] [...] konnten“ (S. 380), doch auch dies geht in einem Nebensatz unter, ebenso wie die Relevanz von Universität und Schulen. Deren zentrale Bedeutung wird offensichtlich beim Hissen ukrainischer Farben zum 10-jährigen Gedenken an 1918 (S. 389), aber auch, wenn sie als Gebäude in den Mittelpunkt der Auseinandersetzungen geraten (in den Kämpfen von 1918, in Ausschreitungen wie beim Mädchengymnasium im Eklat um die Fronleichnamsprozession 1929, S. 395-397). Dabei sind sie offensichtlich auch Symbol der Zukunft der jeweiligen „Nationen“, deren Rivalität sich in Religion und Sprache und damit in Bildung und Kultur manifestierte.

Mit Blick auf die Vielzahl der Gewaltformen, die Lemberg erlebte und mit deren Erinnerung seine Bevölkerung leben musste (Krieg, Pogrom, Bürgerkrieg, politische, religiös motivierte Gewalt, aber auch Banden- und ökonomische Gewalt) stellt sich zudem die Frage, warum Mick den Begriff der Kriegserfahrung nicht zu einem Begriff der Gewalterfahrung ausgeweitet hat.

Dies sind jedoch fortführende Überlegungen und tun der Qualität der Studie keinen Abbruch. Micks Untersuchung der Kriegserfahrung und der umkämpften Erinnerung zeigt anschaulich und basierend auf einer beeindruckenden mehrsprachigen Quellenauswahl, wie eine traditionell gemischte Bevölkerung durch wiederholte Herrschaftswechsel gegeneinander ausgespielt und aufgehetzt wurde, wie durch das ständige Hinterfragen der Loyalität Ethnonationalismus über Lokalpatriotismus und Gemeinschaftsgefühl siegt und wie sich daraus eine Gewaltspirale entwickelt, die Übergriffe gegen Zivilisten ebenso wie Gewalt gegen die jüdische Minderheit ermöglicht. Micks detaillierte Studie ist damit maßgeblich für das Verständnis von Grenzgebieten ebenso wie für die potentielle Sprengkraft nicht nur der Erfahrung bei, sondern auch insbesondere der Erinnerung und Verarbeitung von Konflikten und behandelt somit ein Thema von globaler Bedeutung.

Angesichts der hier dargestellten Geschichte der Konflikte zwischen Polen und der Ukraine lässt die 2012 gemeinsam von beiden Ländern ausgerichtete Fußball-Europameisterschaft, unter deren Schauplätzen auch Lemberg war, auf eine friedlichere Zukunft Lembergs hoffen.

Julia Eichenberg, Berlin

**Felix Ackermann: Palimpsest Grodno. Nationalisierung, Nivellierung und Sowjetisierung einer mitteleuropäischen Stadt 1919–1991, Wiesbaden: Otto Harrassowitz Verlag 2010, XVIII, 372 S., 22 Abb., 2 Pläne; Jan Musekamp: Zwischen Stettin und Szczecin. Metamorphosen einer Stadt von 1945 bis 2005, Wiesbaden: Otto Harrassowitz Verlag 2010, 423 S., 22 Abb., 2 Pläne.**

Die radikalen politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Umbrüche in den Städten des östlichen Europa im 20. Jahrhundert haben in den letzten Jahren ein breites öffentliches und geschichtswissenschaftliches Interesse gefunden, das sich insbesondere aus zwei Quellen speist: Zum einen haben die Deutungskonzepte, die einen völligen – sozialistisch und / oder national motivierten – Neuanfang nach dem Zweiten Weltkrieg postulierten, an Strahlkraft verloren und lassen so zunehmend die Kontinuität der städtischen Topografie als identitätsbildendes Merkmal hervortreten; zum anderen sind die Prozesse kultureller Aneignung ebenso wie transnationale Überlagerungen und Interaktionen in den Blickpunkt gerückt.

Vor diesem Hintergrund sind die beiden Studien zu Grodno und Stettin zu sehen, die aus Dissertationen an der Viadrina in Frankfurt an der Oder hervorgegangen sind. Auch wenn ihre Untersuchungsobjekte, methodologischen Zugriffe und zeitlichen Abgrenzungen signifikante Unterschiede aufweisen, ist es doch sinnvoll, beide Publikationen gemeinsam zu betrachten.

Felix Ackermann versteht seine Darstellung des „Palimpsests Grodno“ als eine multiperspektivische Kulturgeschichte und will in seiner Untersuchung die Chancen einer weißrussischen Nationsbildung in der Stadt zu Beginn des 21. Jahrhunderts ausloten. Er geht

dabei von der Beobachtung aus, dass die weißrussische Bevölkerung in Grodno im Alltag gegenwärtig Russisch spricht. Damit überschreitet Ackermann mit seiner Studie die Grenzen der klassischen Geschichtswissenschaft und knüpft an die aktive Rolle von Historikern als „nation builders“ im 20. Jahrhundert an. Jan Musekamps Betrachtung der Metamorphosen Stettins nach 1945 zielt dagegen eher auf die Dekonstruktion nationalfixierter Wahrnehmungen der Stadtgeschichte, die von Vorstellungen tragischer oder exzeptioneller Eingriffe in die historische Kontinuität des Ortes geprägt sind. An die Stelle nationaler Identitätskonstruktionen tritt bei ihm die Begründung eines multiperspektivischen „local turns“.

Ackermanns Studie beginnt mit der deutschen Besetzung im Ersten Weltkrieg und der Eingliederung Grodnos in den neuen polnischen Staat 1919. Quellenbasis für die Untersuchung sind neben Materialien aus dem Staatsarchiv Grodno insbesondere Interviews und Erinnerungsberichte von Bewohnern der Stadt. Methodologisch legt Ackermann Wert auf die Unterscheidung zwischen Ethnizität als kulturelle Zuschreibungen und Nationalität als staatliche Kategorisierungen. Insbesondere für die weißrussische Bevölkerung lehnt er eine ethnisch-kulturelle Begründung von Nationalität ab.

Die Darstellung zu Grodno ist in drei Abschnitte gegliedert: Nationalisierung bis 1939, Nivellierung im Zweiten Weltkrieg und Sowjetisierung nach 1945. Zuvor beschreibt Ackermann in mehreren einleitenden Passagen seine Erkenntnisinteressen und wirft einen kurzen Blick auf Grodno während des Ersten Weltkriegs. Als eine Spezifik Grodnos beschreibt er die sowohl in Selbst- als auch Fremdzuschreibungen nur schwach ausgeprägten bzw. fluktuierenden ethnischen und nationalen Bezugssysteme.

Im ersten Teil skizziert Ackermann die soziale und konfessionelle Topografie Grodnos und hebt hervor, dass die Unterscheidung zwischen Juden und Christen die zentrale Trennlinie in der städtischen Gesellschaft bis 1939 dargestellt habe, auch wenn beide Milieus keineswegs homogen waren. Obwohl christlich-jüdische Konflikte in der Erinnerung an die Zwischenzeit eine zentrale Rolle gespielt hätten, hätten sie erst ab ca. 1935 an Schärfe gewonnen. Allerdings hätten staatliche ebenso wie kommunale Behörden schon seit Beginn der Zweiten Republik auf eine Integration Grodnos in den polnischen Staat durch die Zurückdrängung von Jiddisch im öffentlichen Gebrauch und durch eine Politik der ethnischen Polonisierung gezielt. Ein weißrussisches Milieu sei dagegen vor 1939 eigentlich nur im Gefängnis präsent gewesen. Ackermann geht außerdem auf die städtische Denkmalpflege und Erinnerungspolitik ein, die sich insbesondere im Rückbau der orthodoxen Sophienkathedrale zur katholischen Garnisonskirche und im Abriss der Nevskij-Kirche 1938 manifestiert.

Als Nivellierung bezeichnet Ackermann die sowjetischen Eingriffe seit 1939 in die Sozialstruktur der Stadt mit Aussiedlungen, Deportationen und der Kollektivierung der städtischen Wirtschaft. Die in der Festlegung der Nationalität im sowjetischen Meldesystem zu erkennende Weißrussifizierung der Stadt sei allerdings nur eine ideologische Fassade gewesen, hinter der es zu einer (erneuten) Russifizierung gekommen sei. Anschließend analysiert Ackermann ausführlich antisemitische Stimmungen von September 1939 bis Sommer 1941 und erörtert, warum es mit der deutschen Einnahme Grodnos nicht zu lokalen anti-jüdischen Übergriffen kam. Entscheidend für die Zerstörung der städtischen Gesellschaft war die Einrichtung zweier Ghettos für die jüdische Bevölkerung und deren Deportation und Ermordung bis zum März 1943. Die deutsche Besetzung, die eine Anbindung Grodnos an den Bezirk Białystok an Ostpreußen geplant hatte, setzte neben Plänen für eine Germanisierung der Stadt zudem eine Politik der ethnischen Klassifizierung um, die auch die

Entwicklung nach der sowjetischen Rückeroberung geprägt habe. Nach der Aussiedlung der polnischen Einwohner lebte 1946 nur noch weniger als ein Drittel der Vorkriegsbevölkerung in der Stadt. Zudem sei es auch zu einer kulturellen Entpolonisierung und damit zu einem Auslöschen der kollektiven Erinnerung an die städtische Geschichte in Grodno gekommen.

Im Kapitel zur Sowjetisierung werden die forcierte Industrialisierung der Stadt und die Umgestaltung des Stadtbildes thematisiert. Die weitreichenden Pläne zur Beseitigung der alten Bausubstanz wurden in Grodno zwar nur partiell realisiert, abgerissen wurde aber 1961 die Ruine der Garnisonskirche. Die demografische Entwicklung war gekennzeichnet von einer Immigration der bäuerlichen Bevölkerung aus der Umgebung, was Grodno von Städten in den neuen polnischen Westgebieten, aber auch von Kaliningrad unterscheidet. Trotz dieser Zuwanderung blieb die weißrussische Ethnizität in der Stadt auf Folklore beschränkt, da die Zuwanderer mit dem Eintritt in die Stadt als Anpassungsleistung die russische Sprache übernahmen. Die Sowjetisierung der Stadt sei nicht nach einem Masterplan zur Russifizierung verlaufen, sondern sei in erster Linie als Akkulturationsprozess zu verstehen. Ackermann geht außerdem auf die offizielle Erinnerungspolitik in Museen, Ausstellungen und bei Straßenumbenennungen ein. Im Gegensatz zu den Brüchen in der kollektiven Erinnerung steht dagegen die Erinnerung an die polnische Schriftstellerin Eliza Orzeszkowa, die, so der Autor, die Vielschichtigkeit des lokalen Gedächtnisses auch schon vor der Perestrojka sichtbar werden ließ.

Die abschließenden Passagen zeigen zum einen eine Zunahme des nationalen weißrussischen Diskurses seit den 1980er Jahren und zum anderen, dass die Erinnerung an die Zeit vor 1939 und die Auseinandersetzung mit sowjetischen Symbolen bis in die Gegenwart hochpolitisch ist und dass nationale und (post)sowjetische Interpretationen der Geschichte Weißrusslands miteinander rivalisieren.

Felix Ackermann hat mit der Studie zu Grodno ein Buch vorgelegt, das sich vom Mainstream der historischen Nationalismusforschung unterscheidet und einen genauen Blick auf die Polyethnizität im östlichen Europa wirft. Freilich ist die Darstellung nicht ganz frei von gelegentlichen Ungenauigkeiten, von dem Druckfehler mit den unmotivierten Einsprengseln von „weißrussisch“ (S. 280 f.) einmal abgesehen: Die Behandlung der deutschen Okkupation im Zweiten Weltkrieg ist nicht immer auf der Höhe der Forschung, und die Tätigkeit des „Wannsee-Instituts“ hätte kritischer betrachtet werden müssen. Auch die Übernahme des Begriffs „Judäokommune“ ist problematisch, denn in der artifiziellen Übertragung geht die dezidiert pejorative Konnotation des polnischen Begriffs verloren. Ungeachtet dieser Bemerkungen handelt es sich hier ohne jeden Zweifel um ein anregendes und engagiert geschriebenes Buch, das gerade durch die Analyse von Erinnerungsberichten tiefe Einblicke in die Geschichte Grodnos im Jahrhundert der Extreme zulässt. In einer Übersetzung ins Weißrussische wäre Ackermanns Buch möglicherweise auch identitätsbildend.

In seiner Untersuchung zu Stettin geht es Musekamp, wie die Periodisierung (1945–2005) bereits andeutet, weniger um die direkten demografischen, politischen und ökonomischen Aspekte des Wandels vom deutschen zum polnischen Stettin. Diese behandelt er in einführenden Kapiteln zum politischen Übergang der Stadt an Polen sowie zu ihrer „Inbetriebnahme“, das heißt die Wiederherstellung von Infrastruktur und Wirtschaft, eher als Grundlage für seine Analyse der Wirkungen, die von diesem Umbruch auf die sich neu formierende städtische Gesellschaft und die damit verbundenen kulturellen Deutungen ausgingen.

Die drei Hauptteile seiner Darstellung befassen sich mit den Zwangsmigrationen der ersten Nachkriegsjahre, den kulturellen Aneignungen in der Epoche der Volksrepublik sowie dem Wandel von nationalen zu lokalen Identitätsdiskursen nach 1989. Mit Blick auf die Zwangsmigrationen weist Musekamp nicht nur auf das Nacheinander von deutscher und polnischer Bevölkerung hin, sondern hebt das erzwungene Miteinander in den ersten Nachkriegsjahren hervor. Weitere Beobachtungen decken sich mit bereits an anderen Orten gewonnenen Befunden, etwa zu Zuwanderern aus Zentralpolen und polnischen Vertriebenen aus dem Osten. Hervorzuheben ist die Darstellung der jüdischen Zuwanderung nach Stettin nach Kriegsende, die Mitte 1946 mehr als 30 000 Personen umfasste, die Stettin vor allem als Durchgangspunkt für die Auswanderung nach Übersee nutzten. Als Besonderheit Stettins unterstreicht Musekamp die als „Psychose der Vorläufigkeit“ (S. 122) bezeichnete Mentalität der Neuansiedler, deren gesellschaftliche und politische Bedingungen es freilich noch genauer zu untersuchen gilt. Offensichtlich hing diese Unsicherheit einerseits mit der Politik der Sowjetunion zusammen, Stettin etwa im Hinblick auf Demontagen als Ausläufer des sowjetisch besetzten Deutschland zu behandeln. Dazu kam andererseits, dass es – anders als in den übrigen polnischen Großstädten – praktisch keine Translozierung von polnischen akademischen und künstlerischen Institutionen nach Stettin gab. Dieses Manko war bedeutsamer als das Problem einer Verdörflichung der Stadt, das sich auch andernorts stellte. In diesem Abschnitt geht Musekamp dann auch auf die Integration der unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen in eine neue Stadtgesellschaft ein. Allerdings rekapituliert er dabei vor allem Debatten, die – ähnlich wie in der Bundesrepublik – Produkte einer politisch motivierten Soziologie waren. Spannender wäre es hier gewesen, den „Typ des Stettiners“ etwa im Lichte der Protestwellen von 1956 bis 1989 zu beleuchten.

Das Kapitel zur kulturellen Aneignung der Stadt in der Epoche der Volksrepublik behandelt zunächst die Beseitigung deutscher Spuren im Stadtbild und geht dann ausführlich auf die Konstruktion von polnischen Mythen ein. Als solche nennt Musekamp den Mythos der mittelalterlichen piastischen Herrschaft, der lange Zeit auch die lokale Greifendynastie umfasste, sowie den Meeresmythos, der sich aus der Zweiten Republik herleitete. Neu hinzu kam schließlich der mit dem Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg verbundene Mythos der polnischen Pioniere. Während Musekamp die Analyse der Mythen auch theoretisch begründet, analysiert er die Aneignungsprozesse des kulturellen Erbes vor allem auf der Ebene praktischer Auseinandersetzungen. Detailliert geht er auf die Beseitigung und Ersetzung von Denkmälern ein, die insbesondere deshalb aussagekräftig sind, weil vielfach die Orte unverändert und zum Teil auch die materielle Basis erhalten geblieben sind und sich nur deren Inhalte änderten. Teilweise erhielten auch Denkmäler aus der Zeit vor 1945 eine neue Bedeutung im polnischen Stettin. Am augenfälligsten ist die Umdeutung des Kreuzes für die Toten des Kriegs 1870/71 auf dem Zentralfriedhof in einen Ort des Gegengedächtnisses, als es nach 1981 zu einem Ersatzdenkmal für die Toten des Aufstands von 1970 wurde. Ausführlich behandelt Musekamp auch die Umbenennungen von Straßen und Plätzen, die die Stettiner Innenstadt mehrfach mit radikal veränderten Bedeutungsnetzen überzogen. Kurios ist dabei, dass die auf einer Fehlinterpretation beruhende Umbenennung der Hünnerbeinstraße in „Kurza Stopka“ bis heute fortbesteht. Weitere Themen, die Musekamp untersucht, sind der Wiederaufbau der Stadt, wobei er ausführlich auf den Abriss des Stadttheaters und die Beschäftigung mit der Stadt in literarischen Texten eingeht.

Die Abschnitte über die Zeit nach 1989 greifen die Pluralisierung der Erinnerungskultur anhand der Diskussionen über die Jubiläen 1993 (750 Jahre Stadtrecht) und 1995 (60 Jahre polnische Herrschaft) und die Rekonstruktion bzw. Retroversion der Altstadt unterhalb des Schlosses auf. Darin äußerte sich aber, anders als es manche der städtischen Politiker nach 1989 sahen, keine prinzipielle Abkehr von den Diskursen des polnischen Stettin, sondern es formte sich ein hybrides Bild städtischer Geschichte und Kultur, wie es sich auch im Umgang mit den Denkmälern und in der belletristischen Thematisierung der Stadt spiegelt. Dass in diesen Diskursen schwedische und russische Erinnerungslinien (Katharina II., Maria Fedorovna) keine größere Rolle spielen, scheint allerdings weniger auf politisch begründeter Verdrängung zu beruhen, sondern eher auf der schon allein quantitativen Dominanz der deutschen Bezüge.

Nicht ganz überzeugend sind Musekamps Ausführungen zur Erinnerungskultur der Stettiner Vertriebenenorganisationen. Hier nimmt er gewissermaßen eine polnische Perspektive ein, die ihre Integration in die städtischen Debatten als wünschenswert erachtet, während diese Kreise jedoch – bis auf wenige Ausnahmen – lange Zeit weitgehend hermetisch agierten und teilweise auch die Agenden aus der Zeit vor 1989 fortführten. Eine exemplarisch kritische Analyse der von diesen Gruppen gezeichneten Stettinbilder wäre hilfreich gewesen. Vielleicht hätte Musekamp insgesamt mehr Gewicht auf die Fragen legen können, die in der Schlussbetrachtung angeschnitten werden: Warum war die polnische gesellschaftliche und kulturelle Inbesitznahme Stettins ungleich schwieriger als etwa in Danzig oder Breslau, und welche Konsequenzen ergaben sich daraus für die Entwicklung der Stadt?

Das *tertium comparationis* eines Vergleichs beider Fälle liegt auf der Hand: Es ist der fast vollständige Umbruch in der städtischen Gesellschaft Mitte des 20. Jahrhunderts verbunden mit dem Wechsel der staatlichen Zugehörigkeit. Als drittes Element wäre die periphere Lage zu nennen, die in beiden Fällen nicht nur ein Produkt der Grenzlinien von 1945 ist, sondern bereits zuvor gegeben war.

Die in Grodno verwendete Metapher des Palimpsests für die Löschungen, Überschreibungen und erneute Sichtbarmachung der verschiedenen historischen Schichten der Stadt lässt sich zweifellos auch auf Stettin übertragen. Wenn das bislang nicht geschehen ist, dann lag das sicherlich auch an der jeweiligen Stärke der konkurrierenden nationalen Einschreibungen, während in Grodno, wie Felix Ackermann herausarbeitet, gerade die gegenwärtigen Identifikationen schwach ausgeprägt sind.

Jan Musekamp stellt dagegen seiner Darstellung die prononcierte These Italo Calvinos aus den „Unsichtbaren Städten“ voran, dass „zuweilen verschiedene Städte auf demselben Boden und mit demselben Namen aufeinander folgen“ (S. [5]), aber keine weiteren Gemeinsamkeiten aufweisen. In der Konsequenz dieser These wären dann die Aneignungsprozesse in erster Linie als kulturelle Konstrukte zu entlarven. Allerdings bringt Musekamp in seiner Darstellung nicht die Radikalität auf, diesen Blick auch für Stettin zu übernehmen. Das mag auf den ersten Blick inkonsequent scheinen, aber ein Herangehen, das nicht nur reflexhaft dekonstruiert, sondern vielmehr die Pluralität von Sichtweisen auf städtische Geschichte und deren Leistung für gemeinschaftsbildende Prozesse untersucht, ist höher zu beurteilen.

Mit ihren unterschiedlichen Herangehensweisen und Perspektiven zeigen die beiden Studien die Produktivität der Analyse ost(mittel)europäischer Stadtgeschichten und wecken den Wunsch des Rezensenten nach weiteren Studien.

Jörg Hackmann, Stettin

**Latvijas vēstures institūts (Hrsg.): 20. gadsimta Latvijas vēsture. II. Neatkarīgā valsts 1918–1940 [Geschichte Lettlands im 20. Jahrhundert. II. Der unabhängige Staat 1918–1940], Red. Valdis Bērziņš, Rīga: Latvijas Vēstures institūta apgāds 2003, 1022 S., 125 s/w-Abb.**

Zu den ehrgeizigen Publikationsprojekten des „Instituts für Geschichte Lettlands“<sup>1</sup> in Riga gehört seit 1994 die auf mehrere umfangreiche Bände angelegte „Geschichte Lettlands im 20. Jahrhundert“. Band I, im Jahre 2000 erschienen, beschäftigte sich auf 869 Seiten mit „Lettland vom Beginn des Jahrhunderts bis zur Proklamation der Unabhängigkeit, 1900–1918“, also mit der Geschichte der drei russischen Gouvernements Kurland, Livland und Vitebsk sowie der Entstehung und Gründung der modernen Republik Lettland 1917/18.<sup>2</sup>

Der hier rezensierte Band II umfasst die eigentliche Geschichte der Republik Lettland in der Zwischenkriegszeit, beginnend am 18. November 1918 mit der Tätigkeit der ersten Provisorischen Regierung unter Kārlis Ulmanis und endend mit der Annahme von Stalins Ultimatum am 16. Juni 1940, einen Tag vor der sowjetischen Okkupation und dem Untergang Lettlands. Es ist gleichzeitig die erste Veröffentlichung in Lettland selbst, in der ein Gesamtüberblick der Jahre der Zwischenkriegszeit gegeben wird. Während der Sowjetzeit hatten lettische Historiker im westlichen Exil allerdings bereits mehrere umfangreiche Bände zur Geschichte der Republik Lettland in der ambitionierten Reihe „Geschichte Lettlands“ des in Stockholm beheimateten Verlages „Daugava“ herausgegeben, auf die inhaltlich zurückgegriffen werden konnte.<sup>3</sup>

Auf über 1 000 Seiten behandeln 33 Autoren in zwölf großen Kapiteln mit jeweils thematischen Unterkapiteln vor allem Revolution und Bürgerkrieg (1917–1920, Kap. 1-2), die Periode der parlamentarischen Republik (1918–1934, Kap. 3-9), die Jahre des autoritären Regimes unter Kārlis Ulmanis (1934–1940, Kap. 10-11) sowie in einem abschließenden Kapitel die Bereiche Bildung und Kultur für den gesamten Zeitraum. Dass den kontroversen Jahren des Ulmanis-Regimes nur zwei Kapitel gewidmet sind, begründet der verantwortliche Redakteur (Valdis Bērziņš) mit der Tatsache, dass gerade diese Periode noch nicht genügend erforscht sei. In einer kurzen Zusammenfassung (S. 823 f.) werden die wichtigsten Ergebnisse des Bandes zusammengefasst: Lettland nach Revolution und Freiheitskrieg als der erste Staat der Letten in der Geschichte anstelle der alten russischen Gouvernements; Lettland als Demokratie mit Verfassungsgebender Versammlung und Parlament (Saeima); die Rolle der Minderheiten und Lettlands vergleichsweise liberale Minderheitenpolitik; das

1 Der Name des Instituts ließe sich auch mit „Lettlands Geschichtsinstitut“ übersetzen, tatsächlich beschäftigt sich die 1936 unter Kārlis Ulmanis gegründete wissenschaftliche Einrichtung ausschließlich mit der Archäologie und Geschichte Lettlands und seiner historischen Landschaften. Seit 2006 gehört es als „Agentur“ zur staatlichen Universität Lettlands in Riga (vgl. auch: <http://www.lvi.lv/>).

2 Vgl. die Rezension von Andreas Fülberth in: Nordost-Archiv XI (2002), S. 288-293.

3 Edgars Andersons: Latvijas vēsture 1914–1920 [Geschichte Lettlands 1914–1920], Stockholm 1967 (behandelt Lettland im Ersten Weltkrieg und in den internationalen Beziehungen); Arnolds Aizsilnieks: Latvijas saimniecības vēsture 1914–1945 [Lettlands Wirtschaftsgeschichte 1914–1945], Sundbyberg 1968; Ādolfs Šilde: Latvijas vēsture 1914–1940 [Geschichte Lettlands 1914–1940], Stockholm 1976 (Innenpolitik); Edgars Andersons: Latvijas vēsture 1920–1940. Ārpolitika I [Geschichte Lettlands 1920–1940. Außenpolitik I], Stockholm 1982; ders.: Latvijas vēsture 1920–1940. Ārpolitika II [Geschichte Lettlands 1920–1940. Außenpolitik II], Stockholm 1984.



Fehlen demokratischer Traditionen, was zum Staatsstreich des Staatsgründers Ulmanis und in die Diktatur führte; die wirtschaftlichen und sozialen Umbrüche, vor allem die radikale Agrarreform 1920 und der wirtschaftliche und industrielle Aufbau nach den Zerstörungen des Ersten Weltkrieges; das Aufblühen einer lettischen nationalen Kultur; die internationale Anerkennung des neuen Staates, seine Völkerbunds- und Neutralitätspolitik und schließlich sein Untergang zwischen den erstarkenden Diktaturen Hitlers und Stalins.

Je nach Autor und zu behandelndem Thema wird in den einzelnen Kapiteln unterschiedlich gewichtet und werden die jeweils bedeutendsten Entwicklungen und Tatsachen faktenreich zusammengefasst. Bei einem Land wie Lettland, dessen Schicksal gegen Ende der 1930er Jahre in hohem Maße von den Entwicklungen im Deutschen Reich und in der Sowjetunion abhängig war, hätte man sich allerdings eine intensivere Kontextualisierung der verschiedenen Politikbereiche mit europäischen Entwicklungen gewünscht.

Ferner fehlen im Unterschied zu Band I in dem vorliegenden Band II Ausführungen zur Historiografiegeschichte und zu den in der Vergangenheit kontrovers geführten Historikerdebatten über einzelne Fragen der baltischen Geschichte. Dabei waren gerade z.B. die Person von Kārlis Ulmanis und seine Diktatur unter lettischen Historikern im Exil, das Verhältnis der Titularnation der Letten zu den Minderheiten (vor allem Deutschen, Juden und Russen) zwischen lettischen und nichtlettischen Historikern und die Außenpolitik des Landes in der internationalen Geschichtswissenschaft nicht unumstritten. Gleichzeitig gilt der kritische Hinweis auf eine mangelnde Kontextualisierung der Geschichte Lettlands auch für eine fehlende Auseinandersetzung mit Methoden und Fragestellungen innerhalb der internationalen Geschichtswissenschaft: So bietet der Band zwar eine solide Bestandsaufnahme des bisher in Einzelforschungen zusammengetragenen Faktologischen, diskutiert aber weder das Gesamtkonzept einer Geschichte Lettlands im 20. Jahrhundert im Vergleich zu früher erschienenen Gesamtgeschichten<sup>4</sup> noch die Frage der Anwendung möglicher innovativer Fragekonzepte. Vielleicht ist dieser gefühlte methodologische Mangel auch einer der Gründe, warum ein Folgeband III zu den Jahrzehnten der Sowjetrepublik Lettland (1945–1991) bisher noch nicht angekündigt worden ist.

Ein Fußnotenapparat, ein Personen- und Ortsregister, ein Abbildungsverzeichnis und ein schmales englisches Summary (S. 1013-1022) runden das umfangreiche Werk ab, ein Literaturverzeichnis fehlt.

Detlef Henning, Lüneburg

4 Vgl. Anm. 3 und die während der Sowjetzeit in der SSR Lettland erschienenen Gesamtdarstellungen: *Latvijas PSR vēsture. Sēj. 1-3* [Geschichte der SSR Lettland, Bd. 1-3], Rīga 1953–1959; *Latvijas PSR vēsture. Saīsināts kurss* [Geschichte der SSR Lettland. Kurzer Lehrgang], Rīga 1956; <sup>2</sup>1967; *Latvijas PSR vēsture. Sēj. 1-2* [Geschichte der SSR Lettland, Bd. 1-2], Rīga 1986; in russischer Sprache: *Istorija Latvijas SSR. Sokraščennyj kurs*. Riga 1955, <sup>2</sup>1971. Vgl. auch das umfangreiche Lemmata „Vēsture“ [„Geschichte“] in: *Latvijas Padomju Enciklopēdija. 5. 2 Sēj.* [Lettlands Sowjetenzyklopädie. 5, Bd. 2], Rīga 1984, S. 129-258, in dem ein Jahr vor dem Amtsantritt Gorbačevs noch einmal die offiziöse sowjetische Lesart der Geschichte Lettlands auf den Punkt gebracht wird.

**Natali Stegmann: Kriegsdeutungen – Staatsgründungen – Sozialpolitik. Der Helden- und Opferdiskurs in der Tschechoslowakei 1918–1948, München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag 2010, 310 S.**

Natali Stegmanns Buch leistet einen wichtigen Beitrag, das komplexe Netzwerk von Kriegserinnerung, Nationalismus, Staatsgründung und Wohlfahrtspolitik, das sich nach beiden Weltkriegen entfaltete, zu verstehen. Über einen diachronen Vergleich am Beispiel der Tschechoslowakei arbeitet Stegmann Fragen nach Kontinuitäten und Brüchen ebenso wie Entwicklungsprozesse heraus. Zentral für ihren Ansatz ist der Zusammenhang zwischen Krieg und Nation sowie die zwei Phasen von „Staatsgründung“ (1918/19) und „Konsolidierung“ (1944/45). Die Weltkriege für die Tschechoslowakei erlangten „staatspolitische Bedeutung“, obwohl das Land in beiden Kriegen „im strengen Sinne weder Kriegsschauplatz noch -partei war“ (S. 10). Stegmann geht davon aus, dass die Tschechoslowakei „durch die spezifischen Kriegsdeutungen schließlich symbolpolitisch doch zum Kriegsteilnehmer gemacht wurde. Den Kriegen wurde *ex post* ein quasi nationalstaatlicher Sinn verliehen, der sich als Deutung im institutionellen Konsolidierungsprozess einschrieb und dort politisches Handeln prägte“ (S. 11). In Anlehnung an Etienne François betont die Autorin die zentrale Rolle von Helden- und Opferbildern auf die „Sinnstiftung der sich konsolidierenden Gemeinschaften“ (S. 12). Die Kriegsgeschädigtenpolitik war somit eingebettet in einen Prozess sozialstaatlicher Institutionalisierung und hatte legitimationspolitische Bedeutung. Stegmann betrachtet Kriegsgeschädigte dabei explizit nicht als Objekt der Politik, sondern „trotz ihres Opferstatus [als] aktiv Handelnde“ (S. 13).

Der nach dem Ersten Weltkrieg etablierte tschechoslowakische Staat befand sich in einem Zwiespalt zwischen der offiziellen radikalen Abkehr von Österreich-Ungarn und der Notwendigkeit, an alte Institutionen anzuknüpfen, nicht allein in bürokratischer und technokratischer, sondern auch in diskursiver Hinsicht. Im Gründungsmythos der Tschechoslowakei galt die Etablierung von Demokratie als wesentliches Legitimationsmuster. Gleichzeitig jedoch lief die tatsächliche Herrschaftspraxis weiterhin über die alten Institutionen, die teils unverändert blieben, teils mit neuen ideellen Inhalten gefüllt wurden. Stegmann betont Kontinuitäten: Der moralisch legitimierte Staatsbegriff der Tschechoslowakei war dem Diskurs der alten Habsburger Monarchie entnommen und beruhte auf dessen universeller Staatsrechtslehre, die nun entsprechend den Bedürfnissen des neuen Staates angepasst wurde (S. 16). Das „Aushandeln“ zwischen staatlichen Institutionen und Staatsbürgern des neuen demokratisch legitimierten Staates liest die Autorin als zentrale symbolische Aktion, die letztendlich zur stärkeren Akzeptanz der neuen staatlichen Herrschaft führte (S. 17 f.). Die Bereitstellung moderner Sozialfürsorge, basierend auf Bürgerrechten, war dabei ein deutlicher Fortschritt gegenüber der traditionellen karitativen Armenfürsorge (S. 21-23).

Während der 1930er Jahre scheiterte diese sozialdemokratische Neuaufgabe des alten österreichischen Modells aus wirtschaftlichen Gründen. Erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde sie in radikalierter Form wieder aufgelegt und ein sozialistischer Wohlfahrtsstaat etabliert, „der staatspaternalistische Sozialpolitik mit umfassendem Herrschaftsanspruch koppelte“ (S. 25). Anstatt des propagierten Neubeginns handelte es sich also in beiden Fällen, nach Kriegsende 1918 ebenso wie 1945, vielmehr um eine politische Umdeutung des alten Systems, welches nunmehr übernommen und von neuen Bürgern benutzt und somit legitimiert wurde (S. 26).

Diese Thesen diskutiert Stegmann in ihren Kapiteln im Detail: Im ersten Kapitel „Der tschechoslowakische Staat als institutioneller Bezugsrahmen“ präsentiert Stegmann den Hintergrund dieser Entwicklungen, insbesondere die tschechoslowakische Teilnahme am Ersten Weltkrieg und den Einfluss dieser Erfahrung auf die Ausbildung und Konsolidierung des Nationalstaates. Das zweite Kapitel diskutiert das problematische Erbe dieser Kriegsteilnahme nach dem Weltkrieg. Die sich in der neuen Republik ausbildenden Heldenbilder wurden an den „Zurückkehrenden“ und an den Legionären ausgerichtet. Auch der Verband der Kriegsgeschädigten orientierte sich in der Darstellung seiner Mitglieder als Kriegsoffer am Legionär als „Vorbild des idealisierten Staatsbürgers“, als Kehrseite der Medaille schuf diese Idealisierung jedoch Ausschlussmechanismen gegenüber jenen, die ihr nicht entsprachen. So führte die Rolle des Legionärs dazu, dass Wehrpflicht als legitimierendes Element bei der Begründung des allgemeinen männlichen Stimmrechts angesehen wurde, der Bürger-Soldat wurde somit Maßstab für den Anspruch auf politische Partizipation (S. 67). Die Traditionspflege und Selbstdarstellung der Legionäre führte zu einer Überrepräsentation der Legionäre in der gesellschaftlichen Elite, welche sich kennzeichnend in den so genannten Legionärgesetzen niederschlugen (S. 77-79), indem die symbolische Hierarchisierung der Veteranen im öffentlichen Gedenken in das Wohlfahrtssystem übertragen wurde. Dies wird zentral im dritten Kapitel über die Versorgung der Kriegsgeschädigten in den 1930er Jahren behandelt. Eine Auswertung der Diskussionen und der Gesetzgebung führt Stegmann zu dem Schluss, dass sich die Kriegsgeschädigten in einem „Hierarchisierungsmuster im Spannungsfeld von Helden- und Opferbildern“ gefangen sahen.

Diese Parallele zwischen Erinnerungspolitik und Sozialfürsorge lässt sich auch in vielen anderen Ländern erkennen. Konsequenterweise verortet Stegmann daher in einem Exkurs (Kapitel 4) die tschechoslowakische Kriegsgeschädigtenversorgung im internationalen Kontext. Dieser Schritt ist der Verfasserin hoch anzurechnen, verbleiben doch zu viele Arbeiten nicht nur thematisch, sondern auch in der Auswahl der Historiografie zu sehr im Nationalen verhaftet. Art und Position des Kapitels schränken leider seine Wirkung etwas ein. Die Fallstudien anderer Länder hätten auch im Text oder in einem komparatistischen Schlusskapitel Platz finden können, wodurch der Vergleich besser hätte integriert werden können. Zudem werden leider nur Entwicklungen in der Zwischenkriegszeit und im Ersten Weltkrieg gegenüber gestellt, während Stegmann doch selbst einem diachronen Vergleich beider Weltkriege nachgeht. Stegmanns These, die tschechoslowakische Hierarchisierung sei am ehesten mit der britischen Veteranenlandschaft zu vergleichen (S. 188), erweckt den Wunsch des Lesers nach einer ausführlicheren Diskussion. Dabei sind jedoch fast alle berücksichtigten Autoren, von Cohen abgesehen, deutscher bzw. österreichischer Herkunft. Cohens Buch wird zudem, vermutlich als Druckfehler, als eine Veröffentlichung von 1968 (statt 2001) präsentiert. Dies verschiebt den Forschungsstand deutlich.

Im fünften Kapitel wendet sich Stegmann dem Ende des Zweiten Weltkriegs und den erneut aufkommenden Fragen der Kriegsdeutung und der Veteranenversorgung in einem neuen Staatssystem zu. In einer Diskussion des Münchner Abkommens und seinen Folgen stellt die Autorin heraus, dass das dominante Legionärsideal trotz allem nicht stark genug war, um die Bevölkerung „zu einem riskanten heroischen Kampf“ zu motivieren (S. 206). Erneut arbeitet sie vor allem Kontinuitäten zwischen Phasen des tschechoslowakischen Staates heraus. Diese lassen sich, so Stegmann, zum einen im staatsrechtlichen Verständnis der Nachkriegsjahre finden, zum anderen in der Politik von Exilregierung und Protektorat ge-

genüber „Bürger, Bevölkerung und Volk“ (S. 218). Opfer- und Heldenbilder, so ihre These, verschmelzen „im Kontext des antifaschistischen Kampfes“ (S. 237). Nach 1945 erlebte der Legionärsmythos erneut eine wenn auch kurze und intensive Hochphase, in der er zentral zur Stiftung nationaler Einheit beiträgt, bevor er von kommunistischer Seite nach 1948 unterdrückt (S. 218) und vom neuen Heldenbild der Partisanen und Widerstandskämpfer als Prototypen des antifaschistischen Kämpfers überdeckt wurde (S. 242). Stegmann betont „grundlegende Veränderungen“, insbesondere durch eine Erweiterung des Opferkreises nach 1946, zugleich aber auch durch eine deutlichere Ausgrenzung derer, die politisch auf der „falschen“ Seite gestanden hatten (S. 251 f.). Insgesamt existierte die neue Gesetzgebung nun, so Stegmann, „in einem spannungsreichen Verhältnis zu den administrativen Kontinuitäten insbesondere zwischen den Protektorats- und den Nachkriegsinstitutionen“ (S. 253). Trotz der Arbeitersymbolik des Sozialismus war die Opferpolitik weniger als zuvor auf die Figur des Arbeiters als Familiernährer ausgerichtet, sondern vielmehr auf das nationale Kollektiv (S. 258). Die Sowjetisierung des Landes schließlich führte, so Stegmann weiter, zu einer schrittweisen Abkehr von nationalen Erinnerungsmotiven und Deutungsmustern, die als rückschrittlich empfunden wurden (S. 271).

Stegmann legt mit ihrer Studie einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Entwicklung des National- und Wohlfahrtsstaates in Ostmitteleuropa vor. Ebenso unmittelbar, wie Krieg und Nation durch die Geschichte des 20. Jahrhunderts miteinander verknüpft wurden, wirkten auch Kriegsdeutung und Sozialpolitik aufeinander ein. Diese komplexen wechselseitigen Einflüsse arbeitet Stegmann klar und überzeugend vor dem Hintergrund der Entwicklungen anderer europäischer Länder heraus. Allein die Gewichtung der Arbeit scheint mitunter ein wenig unausgeglichen: Im Teil zum Ersten Weltkrieg und der Zwischenkriegszeit überwiegt die Aufmerksamkeit für die Kriegsgeschädigten- und Erinnerungspolitik, im Teil zum Kriegsende des Zweiten Weltkriegs hingegen werden Entwicklungen während des Krieges selbst viel deutlicher mit einbezogen. Auch konzentriert sich die Verfasserin im zweiten Teil vor allem auf die Diskussion um Staatlichkeit und Staatsrecht, während die Veteranenfrage nun eher am Rande mit zu laufen scheint. Insgesamt jedoch ist der synchrone Vergleich von Kriegserinnerung und Sozialpolitik innovativ und anregend. Stegmanns Buch bietet einen sehr aufschlussreichen und lesenswerten Einblick in die Verbindung von Krieg und Staatsgründung sowie Wohlfahrtspolitik (insbesondere gegenüber Kriegsoffizieren und Veteranen) und zwischen Konsolidierung der Staatlichkeit. Das Buch sei hiermit wärmstens empfohlen. Es ist zu wünschen, dass es den Leserkreis findet, den es weit über den Kreis der Historiker tschechoslowakischer Geschichte oder osteuropäischer Sozialpolitik hinaus verdient.

Julia Eichenberg, Berlin

**Natali Stegmann (Hrsg.): Die Weltkriege als symbolische Bezugspunkte. Polen, die Tschechoslowakei und Deutschland nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, Prag: Masarykův ústav a Archiv AV ČR 2009, 295 S.**

Das anzuzeigende Buch geht auf eine Tagung aus dem Jahre 2007 zurück. Während man die Parallelen zwischen Polen und der Tschechoslowakei auf den ersten Blick zu erkennen vermag, gilt dies weit weniger für den deutschen Fall. Die Herausgeberin ist sich dieser Asymmetrie durchaus bewusst: „Deutschland erscheint dabei zugleich als Aggressor und

Kriegsgegner sowie als ein Land mit einer langen wechselvollen Tradition der Verdrängung, Verdrehung und ‚Aufarbeitung‘ der eigenen Rolle in den Weltkriegen. Bis 1938 stellten die ‚Versailler Ordnung‘ und seit den 1950er Jahren der ‚Kalte Krieg‘ die grundlegenden Muster dafür bereit. Beide Interpretationsrahmen waren auch für die tschechoslowakische und die polnische Geschichtsauffassung maßgeblich.“ (S. 14) Unter diesen Prämissen erscheint es in der Tat möglich, zumindest einen gewissen Bezug zwischen der unterschiedlichen Geschichte der drei Länder herzustellen.

Im ersten Teil geht es um die Bedeutung der Kriege für die nationale und regionalgeschichtliche Erinnerung. Ingo Loose beschäftigt sich in einem überzeugenden Aufsatz mit der Sinnstiftung der polnischen Republik in der Zwischenkriegszeit, wobei er vor allem den Kriegen um die territoriale Ausdehnung des Staates nach dem (Welt)Krieg eine herausragende Bedeutung beimisst. (S. 39-57) Während in Polen sehr starke militaristische Tendenzen den gesellschaftlichen Umgang mit dem Ersten Weltkrieg prägten, stand in der slowakischen Gesellschaft mehr das Gedenken an die Gefallenen im Vordergrund, wie Dušan Kováč in seinem kurzen Beitrag u.a. an der Denkmallandschaft zeigt. (S. 59-70) Natali Stegmann ist anschließend die erste Autorin, die den Rahmen über die Zwischenkriegszeit hinaus erweitert und auch den Bezugspunkt des Zweiten Weltkrieges in ihrem Aufsatz über die Tschechoslowakei mitberücksichtigt. (S. 71-90) In beiden Fällen berief sich die „Nationsbildung im Krieg“ (S. 89) auf Legionäre, die außerhalb des Staatsgebietes für das Land gekämpft hatten. Diese Parallele wurde erst im Zeichen des Stalinismus ab 1948 durch die Heroisierung des antifaschistischen Partisanen abgelöst. Während die eben vorgestellten Aufsätze innere Bezüge aufweisen, beschäftigt sich Malte Thießen mit dem „Städtische[n] Gedenken an den Luftkrieg in der BRD und der DDR“. (S. 91-108) Der Aufsatz ‚passt‘ nicht zu den vorhergehenden, auch wird man der Argumentation nicht immer folgen wollen (z.B. dass die Betonung der Aufbauleistung nach 1945 auch das Ziel verfolgt habe, „die Kriegszeit – und damit mehrere Jahre lokaler NS-Herrschaft – in die städtische Nachkriegsgeschichte zu integrieren“). (S. 98)

Anschließend geht es um „Kriegsteilnahme, Kriegsschädigung und Opferstatus nach dem Zweiten Weltkrieg“. Den Auftakt bildet ein Beitrag von Vratislav Doubek, der sich mit der tschechischen Politik gegenüber Russland-Emigranten beschäftigt. (S. 111-126) Während mit den ‚Russland-Tschechen‘ ein sehr spezielles Problem vorgestellt wird, behandeln Verena Pawlowsky und Harald Wendelin unter dem Titel „Kriegsopfer und Sozialstaat“ ein Thema, von dem sehr viele Menschen in Österreich betroffen waren. (S. 127-146) Julia Eichenberg widmet sich anschließend den polnischen Veteranen, deren Status aufgrund ihrer Dienste in Armeen ‚fremder‘ Staaten zwischen den Extremen „Söldner der Besatzer oder Helden des Unabhängigkeitskampfes“ lag. (S. 147-168) Anders als im Fall der deutschen Erinnerungspolitik an die Luftbombardements des Zweiten Weltkrieges ist in dieser Sektion kein Bruch durch den deutschen Beitrag erkennbar, denn Christian Weiß beschäftigt sich mit der Kriegsdeutung des Reichsbundes der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegerhinterbliebenen. (S. 169-186)

Im dritten und letzten Hauptteil des Sammelbandes geht es um „Prozesse von Deutung und Umdeutung im und nach dem Zweiten Weltkrieg“. Joanna Wawrzyniak beschäftigt sich in ihrem englischsprachigen, noch ganz dem Vortragsstil verhafteten Aufsatz mit dem Umgang des kommunistischen Polen mit Veteranen und Kriegsopfern zwischen 1945 und 1969. (S. 189-208) Harald Schmid geht in seinem gelungenen Beitrag auf die Debatten

um den 8. Mai 1945, „eine spezifisch deutsche Interpretations- und Konfliktgeschichte“ (S. 211), in der BRD und der DDR ein. (S. 209-226) Die beiden folgenden Aufsätze sind dann der Kollaborationsgeschichtsschreibung in Tschechien (Bohumil Jiroušek, S. 227-242) und dem Schicksal polnischer KZ-Funktionshäftlinge nach 1945 (Zofia Wóycicka, S. 243-266) gewidmet, bevor Oliver von Wrochem als letzter Autor sich mit Prozessen gegen Wehrmichtsangehörige in der BRD und der DDR beschäftigt. (S. 267-289)

Insgesamt handelt es sich bei dem vorliegenden Buch um einen durchaus lesenswerten Sammelband, dessen Schwächen vor allem in den fehlenden Bezugspunkten zwischen den einzelnen Aufsätzen und der Diskrepanz zwischen spezifischen und allgemeinen Fragestellungen liegen.

Joachim Tauber, Lüneburg

**Beata Dorota Lakeberg: Die deutsche Minderheitenpresse in Polen 1918–1939 und ihr Polen- und Judenbild. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 2010, 562 S.**

Ein Buch über die deutsche Minderheitenpresse in Polen, noch dazu über ihr Polen- und Judenbild, lässt aufmerken. Nicht dass Zeitungen und Zeitschriften als Quellen zur Erforschung der deutschen Minderheitengeschichte bislang übersehen worden wären, allein es fehlt bislang eine verlässliche, zeitgemäße Überblicksdarstellung zu diesem Thema.<sup>1</sup> Ältere polnische Untersuchungen wie z.B. Tadeusz Kowalaks „Prasa Niemiecka w Polsce“<sup>2</sup> konzentrierten sich vor allem auf Fragen der Verbreitung, Finanzierung, Organisation und propagandistischen Wirkung deutschsprachiger Printmedien, widmen sich aber kaum einer inhaltlichen Analyse und können aufgrund ihrer politischen Implikationen heute kaum noch befriedigen. Mit Beata Lakebergs 2007 in Oldenburg eingereichten Dissertation liegt nun eine Untersuchung vor, die diese Lücke zu schließen verspricht.

Lakeberg selbst verortet ihre Arbeit an der Schnittstelle von Minderheiten-, Presse- und Stereotypengeschichte (S. 13). Die Rolle stereotyper Polen- und Judenbilder „im Selbstkonstituierungsprozess der deutschen Minderheit“ bezeichnet sie als den „eigentlichen Untersuchungsgegenstand“ ihrer Arbeit (S. 29). Folgerichtig setzt sich Lakeberg im theoretischen Teil ihrer Arbeit mit den Begriffen „Stereotyp“ und „Bild“ auseinander. In Anlehnung an ihren Doktorvater Hans Henning Hahn charakterisiert sie Stereotype als Verallgemeinerungen und „emotional aufgeladene Werturteile“, die unabhängig von persönlichen Erfahrungen durch das soziale Umfeld vermittelt werden. Anliegen der Stereotypenforschung sei es nicht, solcherart festgeschriebene Bilder auf einen „wahren Kern“ hin zu prüfen, sondern nach ihren Funktionen und Auswirkungen zu fragen. Ständig wiederkehrende Darstellungs- und Erzählweisen kennzeichnet Lakeberg als „narrative Stereotypen“ und weist darauf hin, dass Stereotype eine gruppenbildende Funktion besäßen, indem sie klare Vorstellungen vom Eigenen – der „Wir-Gruppe“ – und vom Fremden vermitteln. Zwischen Hetero- und Auto-

- 1 Einen guten Überblick gibt Maria Gierlak: Deutsche Presse in Polen 1919–1939. Forschungsstand, -postulate und -desiderate, in: Sibylle Schönborn (Hrsg.): Grenzdiskurse. Zeitungen deutschsprachiger Minderheiten und ihr Feuilleton in Mitteleuropa bis 1939, Essen 2009, S. 67-80.
- 2 Tadeusz Kowalak: Prasa niemiecka w Polsce 1918–1939. Powiązania i wpływy [Die deutsche Presse in Polen 1918–1939. Zusammenhänge und Einflüsse], Warszawa 1971.

stereotypen bestehe ein unmittelbarer, wenn auch unausgesprochener Zusammenhang, der z.B. in den Vorstellungen einer „polnischen Wirtschaft“ einerseits und einer „deutschen Ordnung“ andererseits zum Ausdruck komme (S. 21-25). „Bilder“ definiert Lakeberg als eine übergeordnete Kategorie, die Stereotype ebenso einschlieÙe wie individuelle Beobachtungen und Urteile (S. 26-28).

Diesen theoretischen Ausführungen wird man sicherlich zustimmen können, doch wird bereits an dieser Stelle deutlich, dass Lakeberg ein sehr starres, unpersönliches Konzept von Stereotypen vertritt. Durch Stereotype werde „für einen Menschen eine Kategorisierung der Umwelt vorgenommen, unabhängig von seinem Willen“ und Stereotype seien „resistent gegen jegliche individuelle Erfahrung“, schreibt sie. Im Spannungsfeld von *structure and agency* betont Lakeberg somit einseitig die Beständigkeit und Allmacht diskursiver Strukturen, die durch Stereotype vorgegeben seien, wohingegen sie individuelle Handlungsspielräume vernachlässigt. Mit neueren Konzepten der historischen Diskursanalyse setzt sich Lakeberg kaum auseinander. Foucault rezipiert sie nur am Rande, z.B. wenn sie konstatiert, dass sich durch die Einführung einer polnischen Zensur der diskursive Rahmen dessen, was sagbar war, geändert habe (S. 14, 232).

Anhand des Quellen- und Literaturverzeichnisses fällt auf, dass Lakeberg auf Archivstudien verzichtet hat. Natürlich ist es legitim, eine historische Untersuchung allein auf gedruckte Quellen zu stützen, bei einer Arbeit jedoch, die aufgrund ihres Titels eine Gesamtschau der deutschen Presselandschaft in Polen zu sein verspricht, muss dies erstaunen. Denn bei weitem nicht alles Wichtige, was sich über deutschsprachige Zeitungen und Zeitschriften in Polen sagen lässt, findet sich in ihnen abgedruckt. Insbesondere Fragen nach den Eigentümern, Redakteuren und Autoren deutschsprachiger Printmedien, ihrer Finanzierung, Beeinflussung und Rezeption wird man ohne Archivstudien schwerlich beantworten können. Eine Einordnung der von Lakeberg beschriebenen Bilder und Stereotypen bleibt somit schwierig.

Den Quellenkorpus für Lakebergs Untersuchung bilden allein Zeitungen der deutschen Minderheit aus den Jahren 1918 bis 1939, wobei die Autorin bemüht ist, alle Regionen Polens, in denen deutsche Minderheiten lebten, sowie alle weltanschaulichen und konfessionellen Richtungen angemessen zu berücksichtigen (S. 14-17). Hierdurch ergeben sich gewisse Asymmetrien, da z.B. Pommerellen und Ostoberschlesien erst später (1920 bzw. 1922) zum polnischen Staat kamen und in den Jahren zuvor dort erscheinende deutsche Zeitungen bzw. die deutsche Minderheit keinen Minderheitenstatus besaßen. Dass sich hierdurch gravierende inhaltliche Unterschiede ergaben, liegt auf der Hand (z.B. S. 230 f.).

Den Forschungsstand erfasst Lakeberg hinreichend vollständig, allerdings ohne wichtige englischsprachige Titel zu berücksichtigen.<sup>3</sup> Auch manch eine deutschsprachige Publikation hätte sich intensiver für Lakebergs Untersuchung heranziehen lassen. So wird beispielsweise Pia Nordbloms Arbeit über die Zeitschrift „Der Deutsche in Polen“ zwar in einer Fußnote erwähnt, eine inhaltliche Auseinandersetzung mit diesem Werk findet jedoch nicht statt.<sup>4</sup>

3 Keine Erwähnung z.B. von Richard Blanke: *Orphans of Versailles. The Germans in Western Poland 1918–1939*, Lexington/Ken. 1993; oder Rogers Brubaker: *Nationalism reframed. Nationalism and the National Question in the New Europe*, Cambridge 1996.

4 Pia Nordblom: *Für Glaube und Volkstum. Die katholische Wochenzeitung „Der Deutsche in Polen“ (1934–1939) in den Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus*, Paderborn u.a. 2000.

Entsprechend fällt das erste Kapitel von Lakebergs Arbeit aus, das einen Überblick über die Geschichte der deutschen Minderheit in Polen zu geben verspricht. Im Großen und Ganzen korrekt, verbergen sich im Detail einige Fehler, so z.B. wenn der „Bund Deutscher Osten“ als Vereinigung der deutschen Minderheiten im Ausland charakterisiert wird (S. 67) oder wenn eine statistische Schätzung Jerzy Tomaszewskis<sup>5</sup> als Manipulation der offiziellen Volkszählungen erscheint (S. 38). Insgesamt verharrt Lakebergs Darstellung etwas im Konventionellen, ohne kritische bzw. weiterführende Fragestellungen zu entwickeln. Althergebrachte Begriffe wie „Fünfte Kolonne“, „Loyalität“, „Polonisierung“ werden kaum hinterfragt. Die Presse der deutschen Minderheit wird in diesem Kapitel im Abschnitt „Bildungs- und Kulturleben“ nur knapp abgehandelt (S. 63 f.).

Den eigentlichen Hauptteil von Lakebergs Untersuchung bilden jedoch das zweite bis vierte Kapitel. In ihnen werden die Polen- und Judenbilder der deutschen Minderheitenpresse in dreifacher Hinsicht analysiert: im Hinblick auf regionale Divergenzen (Kap. II), in Bezug auf weltanschauliche Unterschiede einzelner Blätter (Kap. III) und schließlich hinsichtlich zeitlicher Veränderungen (Kap. IV). Das Tableau unterschiedlichster Stereotype, das Lakeberg hierbei aufzeigt, ist beeindruckend. Dass deutscherseits Bilder wie das des „Saisonstaats“ oder der „polnischen Wirtschaft“ bemüht wurden, ist wenig überraschend, dass aber auch der polnische Adel oder die sprichwörtliche polnische Toleranz zum Stereotypenkatalog gehörten, und die Art und Weise, wie diese polnischen Autostereotype aufgegriffen und modifiziert wurden, ist spannend zu lesen. Dies ist zweifelsohne die starke Seite von Lakebergs Buch. Schön wäre es gewesen, all diese Bilder und Stereotype durch einen Index zu erschließen, der z.B. Personennamen und Zeitungen umfasst; hier hätte man leicht auch das Glossar und das biografische Register einarbeiten können, die Lakeberg ihrer Untersuchung beifügt.

Leider erweist sich die dreiteilige Gliederung von Lakebergs Analyse für den Lesefluss als wenig hilfreich: Bei der Lektüre wird schnell klar, dass sich die Analysekategorien Region – Weltanschauung – Zeit immer wieder überschneiden, beeinflussen und gegenseitig bedingen, was auch Lakeberg auffällt (S. 266, 277). Dies hat zahlreiche Redundanzen zur Folge, da eine ganze Reihe von Zeitungstexten mehrfach zitiert und analysiert wird – in Kapitel I, um regionale Unterschiede aufzuzeigen, in Kapitel II, um weltanschauliche Differenzen zu verdeutlichen, in Kapitel III, um die zeitliche Entwicklung zu illustrieren. Ein Beitrag der „Lodzger Volkszeitung“ von 1930 z.B., in der sich vehement gegen die Vorstellung einer „jüdischen Rasse“ ausgesprochen wurde, wird gleich dreimal zitiert (S. 128, 272, 495, Anm. 266). So interessant solche Quellen im Einzelnen auch sind, so wirkt ihre mehrfache argumentative Einbindung doch ermüdend.

Problematisch an Lakebergs Darstellungsweise ist, dass sie zu unpersönlichen Formulierungen mit „man“ und Passivsätzen neigt, im Fließtext häufig nur kurze Charakterisierung ihrer Quellen gibt und Jahreszahlen nur sporadisch nennt. Um ihre Argumentation nachvollziehen und die Quellentexte lesen zu können, ist daher ein beständiger Blick in die Anmerkungen vonnöten, was jedoch dadurch erschwert wird, dass sich diese nicht auf derselben Seite, sondern in umfangreichen Endnoten im hinteren Teil des Buches befinden; fast ein Drittel des Gesamtbuches umfasst dieser Anmerkungsapparat. Trotzdem fasst Lakeberg

5 Jerzy Tomaszewski: *Rzeczpospolita wielu narodów* [Die Republik der vielen Völker], Warszawa 1985, S. 35 f.



zum Teil so viele Informationen in einer Endnote zusammen, dass nicht immer klar wird, was nun der Beleg für eine konkrete Einzelinformation bzw. die -these im Fließtext ist.

So gut es Lakeberg gelingt, verschiedene Stereotype nachzuzeichnen, so wenig überzeugen ihre Versuche, diese einzuordnen und zu analysieren. Zusammenfassende Bemerkungen zu ihren Quellen verharren häufig beim allzu Offensichtlichen. Der Aussage z.B., dass die Charaktereigenschaften Józef Piłsudskis „entweder als positiv oder negativ bewertet [wurden], je nachdem, wie man zum Handeln Piłsudskis stand“, wird man schwerlich widersprechen können, sie ist aber auch nicht erhellend (S. 112). Bei alledem bleibt Lakebergs Bild von Stereotypen merkwürdig steril. Die Autoren, die hinter stereotypen Äußerungen in der Minderheitenpresse standen, und die Zeitungen, für die sie tätig waren, bleiben im Vagen, auch wenn Lakeberg in Kapitel III noch einmal einen Überblick über die politische Orientierung der einzelnen Blätter gibt (S. 153-161). Stereotype tauchen in Lakebergs Narration nicht einfach auf, sondern werden von namenlosen Akteuren „verwendet“ (S. 282, 302), ganz so, als ob es sich um Werkzeuge handele, die sich nach Belieben einsetzen und wieder wegpacken ließen. Dabei ließe sich annehmen, dass auch das Schreiben der Zeitungsredakteure diskursiv vorgeprägt war, d.h. durch die dominierenden Denk- und Sprechmuster ihrer Zeit.

Lakeberg geht unausgesprochen von der These aus, dass die Bilder und Stereotype, die sie in der deutschen Minderheitenpresse findet, für die deutsche Minderheit an sich charakteristisch gewesen seien (S. 229). Hier ist jedoch ein Fragezeichen zu setzen: Die Redakteure und Autoren deutschsprachiger Zeitungen in Polen, die zum großen Teil vom Deutschen Reich finanziert wurden, verstanden sich als Teil einer nationalen Elite, die ihre Auffassungen einer größeren Leserschaft – „der deutschen Volksgruppe“ – zu vermitteln suchte. Ob stereotype Bilder von diesem Publikum angenommen und verinnerlicht wurden, sei jedoch dahingestellt. Die Rezeption von Presse-Erzeugnissen ist quellenmäßig sicherlich schwer zu fassen, doch ist es methodisch problematisch, von Zeitungsinhalten automatisch auf politische Einstellungen, Loyalitäten und Selbstbilder der Leserinnen und Leser zu schließen.

Im Resümee ihrer Arbeit kommt Lakeberg zum Schluss, dass sich die deutsche Minderheit in Polen in der Zeit der Zweiten Republik nicht als homogene Gruppe präsentierte, dass regionale Unterschiede sichtbar blieben und sich der politische Dissens sogar eher vertiefte (S. 291). Damit befindet sich Lakeberg im Einklang mit anderen Untersuchungen jüngster Zeit.<sup>6</sup> Etwas gewagt scheint hingegen die These, in den Bildern und Stereotypen der deutschen Minderheitenpresse der Zwischenkriegszeit offenbare sich ein deutsches Opfer-Selbstbild, das bis zum heutigen Tag fortwirke und eine Annäherung der Deutschen an ihre östlichen Nachbarn erschwere – einschließlich der Debatten um „Flucht und Vertreibung“ und das Bewertungssystem beim European Song Contest (S. 307 f.).

Kurz und gut, wer sich über Juden- und Polenbilder in der deutschen Minderheitenpresse in Polen in der Zwischenkriegszeit informieren möchte, wird bei Lakeberg zweifelsohne fündig. Ihrem Anspruch, fundierte Aussagen zum Selbstbild und Selbstverständnis der deutschen Minderheit in Polen zu treffen, wird Lakeberg jedoch nur bedingt gerecht, und auch auf eine zeitgemäße Gesamtdarstellung der deutschen Presselandschaft wird man noch warten müssen.

Ingo Eser, Köln

6 Vgl. Winson Chu: *The German Minority in Interwar Poland*, Cambridge u.a. 2012.

**Sven Jüngerkes: Deutsche Besatzungsverwaltung in Lettland 1941–1945. Eine Kommunikations- und Kulturgeschichte nationalsozialistischer Organisationen, Konstanz: UVK 2010, 575 S.**

In recent years, a number of monographs on the history of Latvia during World War II have been published that have deepened our knowledge, provided novel insights, or offered a convenient synthesis of the general narrative of events. In this context, Sven Jüngerkes' book stands out in both its focus and its ambitions.

For a variety of reasons, much of the attention paid by historians to Latvia during the occupation by Nazi Germany has been directed towards the Holocaust and the interwoven issues of Latvian collaboration, particularly with the SS and police structures. Relatively little research has investigated aspects of the German civil administration in occupied Latvia, and those studies which have been done have concentrated on a particular policy aspect, rather than the system as a whole. Thus, a book that examines the structure and functioning of the various civil authorities in "Generalkommissariat Lettland" is, indeed, a very welcome addition to the scholarly literature.

The approach applied by Jüngerkes is also a novel one for the historiography of Latvia in World War II, namely that of *Kulturgeschichte*. The author proposes to explain, or at least contextualise, many of the events and processes described by refracting them through the prism of the particular institutional culture that evolved and flourished within the overlapping and competing hierarchies of the Nazi state. Such a choice of analytical perspective is fruitful, since our current understanding of Nazi society – as with other 'totalitarian' systems – is that it was not monolithic, but more riven by competing institutional and individual ambitions than even its leaders at the time would have wanted it to be widely known.

To aid in his analysis, Jüngerkes employs the theories and models developed by sociologist Niklas Luhmann. While aspects of Luhmann's systems' theory are undoubtedly useful for understanding how the civil administration of German-occupied Latvia functioned, the author would have perhaps been better off outlining these ideas in a theoretical chapter to frame the study as a whole. Instead, the reader is presented with occasional theoretical asides in the main chapters of the book. Whilst some of these excursions on Luhmann's ideas are theoretically relevant, they make for a less coherent text. The constant referrals back to Luhmann for legitimisation of Jüngerkes' findings eventually become wearisome, even if one understands that this is a dissertation.

Nevertheless, there is much that is interesting and useful here. The study is at its best when it gives case studies of some of the key personnel within the administration, such as the "Kommissarische Oberbürgermeister" of Riga, Hugo Wittrock, or the physician Harry Marnitz. Neither of these figures are unknown, since their memoirs have been published and incorporated into the historiography for some time; however, Jüngerkes sheds new light on Wittrock and Marnitz by subjecting their actions to closer scholarly scrutiny than has been the case previously, filling out the picture with lesser utilised archival sources and adding the theoretical perspective of communication and cultural history. Luhmann's theories are most convincingly illustrated by the description of the conflicts surrounding Egon Bönner's rank and uniform usage as head of "Hauptabteilung II Politik" within the Generalkommissariat.

The author also does an important job of presenting the story of the struggle for control of Jewish labour from the perspective of the civil authorities in occupied Latvia. In the

past two decades, the research has dealt almost exclusively with the ambitions of the SS for the liquidation of the ghettos and the mass murder of the Latvian Jews. In this narrative, the civil authorities are usually mentioned only in passing as occasional hindrances to the policies of Himmler, Jeckeln, and Lange.<sup>1</sup> Jüngerkes reaffirms that the civil authorities in Latvia were an important actor in the Holocaust in their own right, albeit a more indecisive and internally divided one than the SS.

There are, however, several difficulties with the book. A major problem is the author's inability to keep the focus firmly on Latvia. Almost a third of the text deals with the administrative history of "Reichskommissariat Ostland". Although the lack of the comprehensive overview of the administration of Ostland<sup>2</sup> – equivalent to Robert Bohn's on Norway<sup>3</sup> – makes the need for some background understandable, the amount of space Jüngerkes devotes to it is disproportionate. Furthermore, the subchapter on the conflict between "Reichskommissar" Hinrich Lohse and "Generalkommissar" Karl Sigismund Litzmann in Estonia is completely superfluous to a study ostensibly about Latvia. Similarly, the detailed discussion (pp. 184–193) of the Dutch collaborationists' "Nederlandsche Oost-Compagnie" (NOC) and its plans for economic colonisation of the occupied Baltic countries – probably constituting the single most novel empirical contribution made by Jüngerkes – is also nevertheless entirely marginal to that stated framework of the book.

Another important shortcoming of Jüngerkes' research is that it ignores sources in the local languages. Some works by historians from Latvia are included in the literature cited, but only when these are published in German or English. The main point, however, is that contemporary perspectives from the point of view of the population being ruled are missing. The colonial German administrative apparatus described by Jüngerkes could not have fulfilled its task, were it not for the existence of a much larger, subordinate administration staffed by Latvian subalterns. The reader catches glimpses of the differing perspectives of the German and Latvian bureaucracies in the discussions of the problems experienced by Harry Marnitz or the symbolic replacement of the rump German administration with a "Lettische Nationalkommittee" in 1945. Nevertheless, the natives in Jüngerkes' narrative remain largely bereft of their own agency. Even the discussions in 1943/44 of the thorny issue of granting more autonomy to the Latvians (linked with the need to recruit more Latvians to the Waffen-SS) is largely a discussion of the differing positions of the German civil authorities and the SS. The consistent treatment of the so-called "landeseigene Selbstverwaltung" and other key elements of the Latvian side of the administrative apparatus only in passing is a missed opportunity; had he treated in more detail the German authorities' relation to their local underlings, instead of going off on tangents like the case of Litzmann, Jüngerkes would have offered his readers a much more complete picture of the *Kommunikations- und Kulturgeschichte* of the German civil administration of occupied Latvia alluded to in the book's subtitle.

1 See Andrej Angrick, Peter Klein: Die "Endlösung" in Riga. Ausbeutung und Vernichtung 1941–1944, Darmstadt 2006.

2 Myllyniemi's important contribution in this area is both incomplete, and increasingly dated: Seppo Myllyniemi: Die Neuordnung der Baltischen Länder, 1941–1944. Zum nationalsozialistischen Inhalt der deutschen Besatzungspolitik, Helsinki 1973.

3 See Robert Bohn: Reichskommissariat Norwegen. "Nationalsozialistische Neuordnung" und Kriegswirtschaft, München 2000.

Inevitably, there are some minor flaws of editing in the text. One example is that footnote 582 (p. 406) is missing. Had it not been that this reviewer has an interest in knowing more about the Swedish government's attitudes towards the German occupation policies in the Baltic region, which is the subject of the passage quoted at length, this oversight may have gone unnoticed.

All in all, however, Sven Jüngerkes' book offers new perspectives and new insights on the heretofore under-researched aspect of wartime Latvian history, and on German occupation policies in Eastern Europe. It points in a direction where one sincerely hopes that others will follow, so that a new synthesis on the history of "Reichskommissariat Ostland" may be possible in the not-so-distant future. Jüngerkes also helps remind us of issues that perhaps need revisiting in greater detail, such as the uneasy relation of German Nazism with the Baltic German community, the various projects aimed at "Germanic" colonisation of the Baltic region, and the greater role and aspirations of the SS in civil administration policies in occupied territories, beyond the implementation of the Holocaust. Thus, this book is a welcome addition to the historiography.

Matthew Kott, Uppsala/Schweden

**Karl Heinz Gräfe: Vom Donnerkreuz zum Hakenkreuz. Die baltischen Staaten zwischen Diktatur und Okkupation, Berlin: Edition Organon 2010, 512 S.**

Im Allgemeinen sind Veröffentlichungen wissenschaftlicher Bücher zu den baltischen Staaten zu begrüßen. Im vorliegenden Fall handelt es sich aber kaum um eine wissenschaftliche Arbeit, sondern eher um ein politisches Pamphlet. Von Wissenschaftlichkeit kann nicht gesprochen werden, da der Autor neben wenigen publizierten Dokumenten kein Quellenstudium betreibt, wichtige wissenschaftliche Standardwerke außer Acht lässt, historische Fakten mit Fiktivem mischt und seine absurden Thesen kaum belegen kann.

Vorweg muss man zur Person Karl Heinz Gräfes sagen, dass der ausgebildete DDR-Historiker bis zur Wende einen Lehrstuhl an der Pädagogischen Hochschule Dresden innehatte und offensichtlich der SED nahe stand, für die er Parteigeschichte schrieb, ebenso wie er später als Historiker für die SED-Nachfolgepartei PDS und die Partei Die Linke als Historiker und Publizist in Erscheinung trat und tritt. Insgesamt hat man den Eindruck, dass Gräfe die sowjetische bzw. sozialistische Geschichtsschreibung von vor 1989 fortführt, die weniger dem historischen Erkenntnisgewinn als vielmehr der politischen Instrumentalisierung von Geschichte verpflichtet war. So spiegelt das Buch die sowjetisch-russische Forschungshaltung aus den 1960er und 1970er Jahren wider.

Der Verfasser unternimmt den Versuch, die drei baltischen Staaten seit ihrer Staatsgründung 1918, der sowjetischen Besatzung 1940 bis 1941 und der nationalsozialistischen Besatzung von 1941 bis 1944 zu vergleichen und um den Aspekt der angeblichen „Geschichtsrevision“ in den heutigen baltischen Staaten zu ergänzen. Neben der Schilderung der baltischen Staaten von Demokratien im Jahr 1918 hin zu autoritären Systemen und einem kurzen Kapitel zur sowjetischen Annexion im Jahr 1940 liegt der Hauptteil auf der Darstellung der nationalsozialistischen Besatzung in Litauen, Lettland und Estland. Dabei ist Gräfe bemüht aufzuzeigen, dass seit der Unabhängigkeit der baltischen Staaten die politischen Protagonisten vor allem Anhänger von Nationalismus und Faschismus gewesen

seien, aus dem Besitzbürgertum stammten und seit 1918 versucht hätten, die Demokratie zu zerstören. Logischerweise seien sie dann auch Wegbereiter und Helfershelfer der nationalsozialistischen Besatzung und des Holocausts gewesen. Der Widerstand gegen die Rückkehr der Sowjetmacht habe allein aus Judenmördern und Nazikollaborateuren bestanden. Weiterhin sei die Regierungspolitik der heutigen baltischen Staaten darauf ausgerichtet, die belastete Vergangenheit zu „revidieren“ und im Gegenzug die Sowjetperiode zu „stigmatisieren“ (S. 224). Den Regierungen gefalle es, das heutige Russland zu „provizieren“ (S. XII).

Solche breit angelegten Vergleiche erweisen sich in ihrer Umsetzung stets als problematisch. Und tatsächlich bleibt der Teil zu den baltischen Zwischenkriegsrepubliken oberflächlich und wird oft in Stichworten behandelt. Wenn Gräfe behauptet, Politiker wie der lettische Staatsgründer und spätere Diktator Kārlis Ulmanis hätten seit 1918 versucht, die noch junge Demokratie zu zerstören und eine Diktatur aufzubauen, ist dies wenig plausibel und kann von Gräfe auch nicht belegt werden.

Neben den bereits erwähnten Schwächen geht Gräfe sehr sparsam mit Literaturangaben um und verzichtet zudem auf ein Schriftenverzeichnis. Was im Grunde aber sein Vorhaben unmöglich macht, ist die Tatsache, dass er keine der drei Sprachen des Baltikums beherrscht und offensichtlich auch nicht des Englischen mächtig ist. Er stützt seine Darstellung auf deutsch- und russischsprachige Werke bzw. Schriften deutscher und russischer Autoren. Standardpublikationen wie etwa die von Andrew Ezergailis zum Holocaust in Lettland, die sowohl auf Englisch als auch auf Lettisch erschien, zitiert er nicht. Er erwähnt auch nicht die Bände der litauischen Historiker-Kommission, in denen zweisprachig auf Litauisch und Englisch die sowjetische und nationalsozialistische Besatzung thematisiert wird. Dies widerlegt im Übrigen auch eine Kernthese Gräfes, wonach die heutigen baltischen Historiker sich mit dem Thema NS-Besatzung und Kollaboration ungenügend auseinandersetzen würden. Tatsächlich wurde in allen drei Staaten kein Thema von Historikern so intensiv bearbeitet wie die NS-Besatzung und Holocaust. Der Verfasser macht kein Hehl daraus, dass er grundsätzlich wenig von der Arbeit der baltischen Historiker hält. Auf diese Weise ignoriert Gräfe den Großteil der einschlägigen Forschung zu seinem Thema.

Die Schwäche in der Recherche und der Argumentation wird bei der Untermauerung seiner Thesen an vielen Stellen deutlich. Gräfe gesteht offen ein, dass das Personenregister im Anhang von seinem Enkel erstellt worden sei. Da werden dann etwa der Göttinger Kollege David Feest zu einem „estnischen Historiker“, ebenso wie der Autor dieser Zeilen als „lettischer Historiker“ bezeichnet wird. Dies kränkt beide Personen sicher nicht, entspricht aber nicht den Fakten. Auch sollte man von einem Autor, der sich mit baltischer Geschichte auseinandersetzt, verlangen können, dass ihm die Hauptstadt Estlands bekannt ist (nicht Tartu, sondern Tallinn).

Man wird den Eindruck nicht los, dass viele scheinbare Fehler und Verwechslungen sowie die selektive Auswahl von Fakten die Hauptthese unterstützen sollen. So war die lettische Schutzwehr „Aizsargi“ keineswegs eine „paramilitärische Kampforganisation“ der „Partei des Bauernbundes“ unter Ulmanis (S. 71). Nicht-Letten war keinesfalls der Zutritt verwehrt, im Gegenteil: Gerade im multiethnischen Lettgallen wurde die Schutzwehr zum Instrument der ethnischen Integration. Die faschistische Organisation „Ugunskrusts“ wurde 1932 gegründet, nicht 1924 (S. 71). Des Weiteren behauptet Gräfe, während der NS-Besatzung hätten in Lettland Vorträge zur „Euthanasie“ stattgefunden (S. 266). Dies ist

völlig haltlos: Die deutschen Besatzer führten zwar Krankenmorde aus, doch wurden diese nicht einer breiteren Öffentlichkeit publik gemacht. Gräfe bezieht sich hier auf das Buch des Rezensenten,<sup>1</sup> in dem man diese Informationen allerdings nicht finden wird. Mitunter bedient sich Gräfe auch fiktiven Daten: Zur Veranschaulichung des von ihm implizierten Konnexes und der Kontinuität von den „Judenmördern“ zu lettischen Einheiten der „Waffen-SS“ und den antisowjetischen Partisanen der Nachkriegszeit nennt er das Beispiel von Boris Jankavs, ein Fachschüler, der sich 1941 in die Mordeinheit unter Viktor Arājs meldete und zu Kriegsende antisowjetische Partisanen für das „RSHA“ organisieren sollte, die wiederum freilich nur einen Bruchteil der späteren lettischen „Waldbrüder“ ausmachten. Zum Anderen nennt er Teodors Jansons, einen jungen Studenten, der vor dem Krieg als Schüler dem „Pērkonkrusts“ beitrug, bereits 1940 einer antisowjetischen Widerstandsgruppe angehörte und nach 1941 für einen lettischen Nachrichtendienst, einen Zuträger des deutschen Sicherheitsdienstes arbeitete. Später gehörte er ebenfalls Jankavs' Partisanenorganisation an, war aber gleichzeitig Teil des demokratischen Widerstandes. Bei Gräfe werden diese beiden Biografien vermischt: Er spricht von einem „Teodors Jankavs“, der nicht existiert hat (S. 75, 228). Die Kurzbiografie zu Jansons, zu der er – konsequent wie bei allen anderen Kurzbiografien – keine Quelle angibt, ist in der von Gräfe dargestellten Weise frei erfunden: Weder war Jansons Mitglied des „Arājs-Kommandos“, noch gibt es irgendwelche Hinweise, dass er an Mordaktionen jeglicher Art beteiligt war. Ganz sicher war er 1943 kein „Kommandeur der 39. Lettischen SS-Freiwilligen-Grenadier-Regiments“, denn von März 1943 bis April 1944 war er wegen seines Engagements im antideutschen Widerstand in Haft bei der deutschen Sicherheitspolizei. Ebenso wenig „kämpft[e] er seit Juli 1944 als Kommandeur des lettischen Grenzschutzregiments Riga südlich Daugavpils in der 16. Armee“. Jansons arbeitete zu dieser Zeit bereits am Partisanenprojekt und wäre ohne jegliche militärische Ausbildung und Erfahrung sicher niemals als leitender Offizier eines Regiments oder einer sonstigen Fronteinheit eingesetzt worden (S. 433 f.).

Viel schwerwiegender ist aber, dass der Verfasser bei historisch kontrovers diskutierten Themen wie der lettischen „SS-Legion“ zu suggerieren scheint, dass es sich hierbei um eine „Freiwilligeneinheit“ gehandelt habe (S. 272). Tatsächlich wurden die „SS-Legionäre“ ab 1943 zwangsrekrutiert, wenn auch Mitglieder aus lettischen Polizeibataillonen aufgenommen wurden, die sich ehemals freiwillig gemeldet hatten. Zudem behauptet Gräfe, ohne eine Quelle anzugeben, dies seien im Frühjahr 1943 vor allem Mitglieder des „Pērkonkrusts“ gewesen. Zu dieser Zeit hatte aber die Führung des „Pērkonkrusts“ begonnen, unter ihren Anhängern gegen den Eintritt in die deutsche Formation zu agieren und war Teil des antideutschen Widerstandes geworden. Diese Aufzählung gibt nur einige Beispiele wieder, sie könnte beliebig weitergeführt werden und ist symptomatisch für das gesamte Buch, dessen Grundthese durch diese selektive Auswahl von Fakten unterstützt werden soll.

Im Gegensatz dazu wird das sowjetische Regime im Baltikum durchweg positiv beschrieben. So wird der Vormarsch der Roten Armee 1918 etwa als „Befreiung“ bezeichnet (S. 25). Tatsächlich nennt Gräfe die stalinistische Annexion von 1940 eine „Besatzung“, doch sieht er sie als notwendige Maßnahme zur Befriedigung der sowjetischen „Sicherheitsbedürfnisse“ an (S. 114). Zudem suggeriert er die Zustimmung der Bevölkerung, indem

1 Lettland im Zweiten Weltkrieg. Zwischen sowjetischen und nationalsozialistischen Besatzern, Paderborn 2009.

er die Teilnehmer prosovjeterischer Demonstrationen etwa in Riga im Juni 1940 auf 70 000 beziffert (S. 108). Dies entspricht den Angaben der sowjetischen Nachkriegshistoriografie. In zeitgenössischen Quellen ist die Rede von 5 000 bis 7 000 Personen, die zumeist durch die „Kommunistische Partei“ mobilisiert worden waren. Eine unglaubliche Verhöhnung der Opfer Stalinistischer Gewalt im Baltikum der Jahre 1940/41 stellt Gräfes Äußerung dar, aufgrund der baltischen Widerstandsgruppen hätte Stalin „allen Grund“ für die Massendeportationen vom 14. und 15. Juni 1941 gehabt (S. 125). Allein in der ersten sowjetischen Besatzung von 1940 bis 1941 waren aus dem Baltikum über 40 000 Personen, zumeist ganze Familien mit Kindern, in die Konzentrationslager des Gulag und in die Sondersiedlungen verschleppt worden. Bis in das Jahr 1953 wurden mehrere hunderttausend Menschen auf diese Weise aus der Region deportiert. Zuletzt wiesen Nicolas Werth und Lynne Viola auf den Vernichtungscharakter dieser Sondersiedlungen hin. Es sind immer mehr westliche Wissenschaftler, die die stalinistischen Verbrechen als gegen die baltischen Nationen gerichtet betrachten: Zuletzt hat der US-amerikanische Historiker Norman Naimark auf den genozidalen Charakter des Stalinistischen Gewaltpolitik im Baltikum hingewiesen. So erscheint die Darstellung von Gräfe mehr als antiquiert.

Wenn der Verfasser die heutigen baltischen Staaten als „Protektorat“ der Europäischen Union bezeichnet, deren Politik von exilbaltischen Politikern aus Nordamerika beherrscht werde (S. VIII), so ist dies völlig absurd, ähnelt aber auffallend dem offiziellen Geschichtsbild der zeitgenössischen russischen Historiker und Politiker. Dort werden sehr ähnliche Thesen vertreten und stets auf die faschistische Vergangenheit und die faschistoiden Tendenzen in den heutigen Staaten verwiesen, bei gleichzeitig offenen territorialen Ansprüchen auf die baltischen Staaten. Leider sind in Westeuropa (auch in Deutschland) sowohl die Kenntnisse der totalitären sowjetischen Gewalt als auch die aktuellen geschichtspolitischen und geopolitischen Anstrengungen Russlands auf diesem Gebiet kaum bekannt, so dass die Apologien und Umdeutungen der Geschichte ungehindert Verbreitung finden. In diesem Zusammenhang ist das vorliegende Buch ein interessantes und aufschlussreiches Studienobjekt – als historische Darstellung ist es freilich völlig unbrauchbar.

Björn M. Felder, Göttingen

**Jānis Keruss, Ineta Lipša u.a.: Latvijas Universitātes Vēstures un filozofijas fakultātes vēsture padomju laikā: Personības, struktūras, idejas (1944–1991) [Geschichte der Fakultät für Geschichte und Philosophie der Universität Lettlands während der Sowjetzeit: Persönlichkeiten, Strukturen, Ideen (1944–1991)], Rīga: LU Akadēmiskais apgāds 2008, 351 S.**

Es steht außer Zweifel, dass Lettland im Juni 1940 völkerrechtlich von der Sowjetunion unter Stalin zunächst okkupiert und wenige Wochen später annektiert wurde. Erst 1991 gelang es dem Land und seiner überwiegend lettischen Bevölkerung, seine staatliche Souveränität und Handlungsfreiheit wiederzugewinnen.

Seitdem ist – überwiegend von lettischen Historikern – viel zu den schwierigen Jahren der „Sozialistischen Sowjetrepublik Lettland“, kurz unterbrochen durch die Jahre der deutschen Besatzung (1941–1944), geforscht und veröffentlicht worden. Im Mittelpunkt standen v.a. die sowjetische und deutsche Besatzungspolitik sowie deren jeweilige militärischen, po-

lizeilichen und politischen Unterdrückungsapparate.<sup>1</sup> Wenig Berücksichtigung fand – neben der direkten politischen Beteiligung von Kommunisten – die Frage, wie die Zivilgesellschaft unter dem Eindruck der normativen Kraft des Faktischen, der andauernden Annektion und einer vorsichtigen Normalisierung seit Stalins Tod (1953), reagierte, sich mit den Jahren unter den veränderten Umständen einrichtete oder das Regime sogar stabilisierte und unterstützte.

Diese Fragen gelten neben dem politischen auch anderen Bereichen der Gesellschaft, so auch der Wissenschaft. Gerade für die Wissenschaft ist besonders die Frage zu stellen, welchen Beitrag insbesondere Historiker ab 1945 für das lettische Sowjetregime und dessen Stabilisierung im Sinne einer verordneten Erinnerungspolitik und einer Begründungswissenschaft für die marxistisch-leninistische Herrschaft im Baltikum leisteten.

Vier jüngeren lettischen Historikern kommt das Verdienst zu, diese Frage zum ersten Mal in einer Fallstudie zur Geschichte der einzigen maßgeblichen Historischen Fakultät des Landes, der „Geschichtsfakultät“ (1944–1954), der „Fakultät für Geschichte und Philologie“ (1954–1970) bzw. der „Fakultät für Geschichte und Philosophie“ (seit 1970) an der „Pēteris-Stučka-Staatsuniversität Lettlands“ in Riga, in einem Projekt untersucht zu haben. Die Ergebnisse dieser Forschungen liegen in der hier zu besprechenden Studie vor. Jānis Keruss, Ineta Lipša, Inese Runce und Kaspars Zellis haben für ihr Projekt 2008 und 2009 u.a. auch 20 Zeitzeugen, überwiegend ältere Angehörige der Fakultät, befragt.

In vier Kapiteln – Die Jahre der „Sowjetisierung“ (1944–1956), der „Liberalisierung“ (1956–1969), der „Stagnation“ (1969–1979) sowie der späten „Stagnation und der Wendezeit“ (1980–1991) – skizzieren die Autoren die Geschichte der Fakultät. Im Mittelpunkt stehen dabei die Persönlichkeiten unterschiedlicher Historiker, derjenigen, die den Krieg überlebt hatten und bleiben durften, sowie derjenigen, die neu aus der Sowjetunion hinzukamen; die Strukturen an der Universität, die jeweils für Anpassung und Unterdrückung der historischen Themen notwendig waren (vor allem die Parteikomitees der KP Lettlands und ihre Einflussnahme) sowie deren Funktionsweisen; und nicht zuletzt die Studenten, die unter den Bedingungen stalinistischer bzw. marxistisch-leninistischer Indoktrination versuchten, Geschichte zu studieren und sich trotz magerer Informationen ein eigenes Welt- und Menschenbild anzueignen. In einem fünften Kapitel versucht Kaspars Zellis, das „nichtformelle Leben“ an der Fakultät (S. 317), studentische Zusammenschlüsse und Geselligkeit, das Leben in den Wohnheimen u.a., kulturgeschichtlich zu interpretieren.

In den Ausführungen wird jeweils deutlich, dass – jenseits fester Partei- und Machtstrukturen – den Handlungsspielräumen einzelner Historiker, Lehrkräfte und Studenten doch eine größere Bedeutung zukam, als die Vorstellung von einer monolithischen und durchorganisierten sowjetischen, von Moskau aus gesteuerten Parteiherrschaft suggerieren mag.

Von besonderer Aussagekraft sind die Erinnerungen der 20 Zeitzeugen, die hier ge-

1 Vgl. hierzu vor allem die Veröffentlichungen der 1998 gegründeten Historikerkommission Lettlands beim Staatspräsidenten: *Latvijas Vēsturnieku komisijas raksti. 1.–26. sēj.* [Schriften der Historikerkommission Lettlands. Bd. 1-26], Rīga 2000–2010 (teilweise im Web zugänglich unter: [www.president.lv/pk/content/?cat\\_id=2766](http://www.president.lv/pk/content/?cat_id=2766), letzter Zugriff: 17.12.2011); ferner die Jahrbücher des Okkupationsmuseums Lettlands: *Latvijas Okupācijas muzejs* (Hrsg.): *Gadagrāmata* [Jahrbuch], Rīga 1999–2007.



kürzt wiedergegeben werden.<sup>2</sup> Unter ihnen befinden sich bekannte Namen wie Ilga Apine, Heinrihs Strods, Peter (Pjotr) Krupņikov, Mārgers Vestermanis, Alberts Varslavāns, Ēriks Žagars, Aleksandra Rolova, Leo Dribins, Ilgvars Butulis, Antonijs Zunda, Aivars Stranga u.a. – die letzteren drei unterrichten gegenwärtig noch an der Fakultät. Besonders in den Erinnerungen der Vertreter der älteren Generation, die die Stalinzeit als Studenten oder junge Dozenten erlebt haben, fällt die Flucht ins Anekdotische auf: Hier wird erzählt, wie schwierig das Studium und die Beschaffung von Schnaps für Studentenpartys waren; oder wie man dem Parteiapparat hier und da ein Schnippchen schlug. Kleinere Erlebnisse subversiven Handelns werden als Beispiele für Widerstand interpretiert. Kommilitonen, die im Unterricht falsche Fragen stellten und die Fakultät verlassen mussten oder verhaftet wurden, bleiben Randfiguren: Nachkriegsalltag eben. Ein Bewusstsein dafür, möglicherweise selbst durch sein Handeln das System gestützt zu haben, wird nicht sichtbar, und die Frage nach entsprechender politischer Mitverantwortung wird nicht gestellt. Deutlich werden allenfalls die Schwierigkeiten, mit denen diejenigen zu kämpfen hatten, die ein „ehrliches“ intellektuelles oder wissenschaftliches Interesse an Geschichte, v.a. an der Geschichte Lettlands, hatten: Sie litten an engen Vorgaben, Diskursverboten und kaum zugänglichen schriftlichen Ressourcen.

Die Veröffentlichung macht deutlich, dass eine Aufarbeitung der Felder „Geschichtswissenschaft“ und „Geschichte“ während der lettischen Sowjetzeit dringend notwendig ist und eine Ausweitung auf andere Einrichtungen und „Historikerkollektive“, z.B. die Akademie der Wissenschaften, das Institut für Geschichte der KP Lettlands („Parteiinstitut“) oder Museen und Archiven wünschenswert bleibt.

Detlef Henning, Lüneburg

- 2 Die Originale der Audio- und Videointerviews mit einer Länge von je ein bis acht Stunden (insgesamt 57 Stunden) sowie deren Abschriften in ganzer Länge befinden sich im Archiv der Fakultät in Riga und können dort eingesehen werden.

**Carola Gottzmann (Hrsg.): Deutschsprachige Literatur im Baltikum und in St. Petersburg, Berlin: Duncker & Humblot 2010, 259 S.**

Nach intensiver Besinnung auf ihre nationalen Stärken, die die Balten seit der Wiedergewinnung der Unabhängigkeit zur Festigung ihrer Identität suchten, sind sie jetzt bereit, sich ihrer deutschen Vergangenheit zu erinnern und sich für die Zusammenarbeit mit Deutschland zu öffnen. Dass beide Seiten davon nur profitieren können, liegt auf der Hand. Mit dem Titel „Deutschsprachige Literatur im Baltikum und in St. Petersburg“ grenzt sich ein von der Leipziger Germanistin Carola Gottzmann herausgegebener Sammelband ab von jenen nationalsprachigen Mehrheiten, in denen die Deutschen eine Minderheit bildeten. Aus dem reichen Fundus des dreibändigen „Lexikons der deutschsprachigen Literatur des Baltikums und St. Petersburgs“ schöpfend, plädiert Gottzmann – selbst Mitherausgeberin – in einem einführenden Aufsatz für einen erweiterten, auch die geistliche und Gelehrtenliteratur umfassenden Literaturbegriff, verweist auf die Mobilität vieler zwischen dem Reich, dem Baltikum und Russland wechselnder Literaten, die die Zuordnung zu bestimmten Kategorien erschwert, und problematisiert eine Epochengliederung, die sich an der allgemeinen

deutschen Literatur orientiert. Das ist bisher mit solcher Schärfe nicht ausgesprochen worden und dürfte für die Bearbeitung noch verborgener Schätze in osteuropäischen Archiven von Bedeutung sein.

Michael Garleff liefert mit seinem ebenfalls als Einführung konzipierten Beitrag über „Historische und sozialgeschichtliche Voraussetzungen für die literarische Kultur des Baltikums vor 1900“ eine kurz gefasste Baltische Geschichte vom 12. Jahrhundert bis heute und damit den historischen Kontext für die nachfolgenden Einzelstudien. Zweifellos war das Zeitalter der Aufklärung nicht nur für die baltische Region von entscheidender Bedeutung, sondern strahlte auch ins Reich aus. Die Zentren des geistigen Lebens – Königsberg, Riga und Dorpat – bleiben verbunden mit Namen wie Hartknoch (dem ersten Buchhändler in Riga und Verleger von Schriften Kants), Herder und Hamann, in Freundschaft geschart um den Rigaer Ratsherrn J.Ch. Berens. Es war die Zeit der Adelskritik, aber auch der Wahrnehmung der Landbevölkerung und ihrer Nöte, wie sie der Schriftsteller und Publizist Garlieb Merkel in seiner Schrift „Die Letten“ (1796) schilderte, mit der er den Weg für die Aufhebung der Leibeigenschaft vorbereitete.

Zwei Hinweise aus Garleffs Einführung werden durch Einzelstudien illustriert: Oberpahlen mit Jakob Heinrich von Lilienfeld und Reval mit August von Kotzebue. Das livländische Oberpahlen steht für fortschrittliches Denken und Handeln im 18. Jahrhundert, geprägt durch den gebürtigen Hamburger H.C. von Fick sowie seine Schwiegersöhne W.J. von Lauw und J.H. von Lilienfeld, wie Werner H. Preuß in seinem gründlich recherchierten Aufsatz nachweist („Baltische Gutsherrschaft im Zeichen der Aufklärung. Oberpahlen/Pölsamaa im 18. Jahrhundert“). Seine Ausführungen gelten insbesondere dem Dichter und politischen Schriftsteller von Lilienfeld (1716–1785), der 1741 mit Antioch Kantemir, dem ersten russischen Satiriker, auf Kavaliertour nach Paris ging, sich als Landwirt mit Ökonomie, Agrarreform, Literatur, Geschichte und Staatstheorie beschäftigte und die Annahme nahelegt, dass er J.M.R. Lenz im „Hofmeister“ als Prototyp des Geheimen Rates von Berg diente. Westlichen Augen mögen die baltischen Güter abgelegen erschienen sein; vom westeuropäischen Geistesleben abgeschieden waren sie nicht, im Gegenteil, sie boten den Vorteil der Muße, des Vergnügens an Lektüre, Gespräch und Studium.

Lilienfeld gilt Preuß als der – von Voltaire, Montesquieu, Rousseau beeinflusste – Verfasser „des bei weitem ausführlichsten und detailliertesten deutschsprachigen Entwurfs einer europäischen Friedensordnung im 18. Jahrhundert“. Sein Hauptwerk „Neues Staats-Gebäude“, 1767 in Leipzig verlegt, gliedert sich in drei Teile: „Von dem kriegerischen Zustande in Europa“ (polemisierend gegen die dem Absolutismus eigene Kriegsmaschinerie), „Von dem friedlichen Zustande in Europa“ (mit dem utopischen Entwurf eines europäischen „Staats-Gebäudes“ und eines Republikanismus fast im Vorgriff auf Kant), „Von denen wider die Barbaren zu errichtenden Ritterorden zu Wasser und zu Lande“ (eine europäische Gemeinschaft christlicher Länder, mit Russland, ohne die Türkei). „In ‚messianischer‘ Spannung“ – so Preuß' Fazit – berechnet Lilienfeld Aufwand und Nutzen der europäischen Abrüstung und Einigung für das Jahr 1770, obwohl er keine Illusionen über die Realisierungschancen seines Planes hegt. (S. 76) Es ist Preuß' Verdienst, diesen 200 Jahre lang Vergessenen, über dessen Nachwirken offenbar nichts bekannt ist, schon 1997 mit einer Auswahl aus dessen Hauptschriften vorgestellt zu haben.

Kotzebue, den Lustspieldichter und baltischen Beamten, lernen wir in einem vorzüglich dokumentierten Aufsatz von Otto-Heinrich Elias als Verfasser von Texten zur politischen

Aufklärung kennen. Elias vollbringt in seinem umfangreichen Beitrag das Kunststück, Kotzebue – „in Weimar geboren und in Mannheim erstochen“ – zu einem baltischen Dichter zu machen und aus dem „Stockreaktionär“ jenen „Revaler Voltaire“ herauszuholen, als den Kotzebue sich selbst inszeniert haben soll. Neueren Forschungen folgend, liest Elias aus ausgewählten Stücken der estländischen Periode Kotzebues (1783–1797) eine einheitliche Weltsicht heraus, eine populär dargestellte und unterhaltsam wirkende aufklärerische Botschaft. Wohl lässt er hinsichtlich der literarischen Qualität der Stücke Einwände gelten („langatmig“, „banal“), verteidigt den Dramatiker jedoch („flott gebaut“, „handwerklich gut“) gegen abwertende Pauschalurteile.

In einer feinsinnigen Studie („... sie empfinden nur, dass sie leben...“) geht Mara Grudule von der Lettischen Universität in Riga, um Verständnis und Versöhnung bemüht, dem Verhältnis von Letten und Deutschbalten um 1900 nach. „Wir sind immer beieinander gewesen und haben trotzdem getrennt gelebt“ – dieses scheinbare Paradox ist der Ausgangspunkt für ihre Betrachtungen über Theodor H. Pantenius, Eduard von Keyserling und einige weniger bekannte, literarisch anspruchslose deutschbaltische Prosaautoren (Carl Worms, Else Morstatt geb. von Campenhausen, Frances Külpe). Gemeinsame Merkmale findet sie in Themen und Motiven („die Stadt“, „der Russe“, „die Natur“).

Erinnerungen an „das Land“, das einst Esten, Letten und Deutschbalten einte und das die Deutschbalten durch Enteignung und Emigration, durch Umsiedlung, Flucht und Vertreibung in den Jahren 1920 bis 1945 verloren und in Aufzeichnungen festhielten, untersucht die Estin Maris Saagpakk („Verlust und Rückgewinnung im Wort“). Offensichtlich sind die unterschiedslos gebrauchten Begriffe „Autobiographie“ und „Erinnerungsliteratur“ für die Verfasserin identisch; ihre Betrachtungen über Beschreibungsmuster des „biographischen Bruchs“ erschöpfen sich weitgehend in Zitaten und Paraphrasen von Gefühlslagen. Das Aufschreiben der Erinnerungen interpretiert sie „als eine Art Traumabewältigung“ und Idealisierung der Vergangenheit, die dem Ziel dient, den Nachkommen „das Deutschbaltentum“ als einen Wert zu vermitteln.

Abgeschlossen wird der dem Baltikum gewidmete Teil des Bandes mit einer Auswahl von Kurzbiografien hauptsächlich komponierender, aber auch zeichnerisch tätiger Deutschbalten, die Helmut Scheunchen, dem Leiter des Stuttgarter Musik-Ensembles „Malconia“, Gelegenheit geben, seine verdienstvolle musikologische Editionstätigkeit vorzustellen („Doppelte Feder, ja dreifach gar“) und dem Band ein „Leseheft mit Textauszügen“ und einen „Konzertbegleiter“ anzuhängen, die ein Fünftel des Gesamtumfangs ausmachen.

Ebenfalls ein Fünftel wird von zwei St. Petersburg fokussierenden Aufsätzen eingenommen. So sinnvoll es ist, das Baltikum, auch wenn es sich lange Zeit unter russischer Herrschaft befand, nicht einfach unter „Russland“ zu führen, so unsinnig ist die Aufregung Ljuba Kirjuchinas über die Ausklammerung des im städtischen St. Petersburg verfassten deutschsprachigen Schrifttums aus der „Russlanddeutschen Literatur“. In ihrem Beitrag „Jenseits des Kanons“ versucht sie zu klären, warum die „Petersburger deutsche Literatur“ weder einen Platz im Kanon der deutschen Literatur noch in der deutschen Literaturgeschichte gefunden hat. Am Ende kann auch sie ihr einen solchen nicht verschaffen. Überdies verfolgt sie zu disparate Aspekte und geht vor allem der Frage nach den ästhetischen Qualitäten aus dem Weg.

Mit hohem Anspruch tritt auch Andreas Keller auf („Friedrich Schiller und der geistige Aufbruch in Russland um 1800. Zur Bedeutung von Ideen, die die Welt verändern“). Seiner

Meinung nach hat Schillers große Bedeutung für das russische geistige Leben in der Vergangenheit „in Kreisen“, die „an deutsch-russischen kulturellen Verbindungen interessiert waren“, kaum Beachtung gefunden. Dem widersprechen die (hauptsächlich russischsprachigen) bibliografischen Nachweise des Verfassers sowie sein Hinweis auf Hans-Bernd Harders (fehlerhaft zitierte) Monografie „Schiller in Russland“ (1969), der er „Gründlichkeit“, die man bei ihm selbst vermisst, nicht absprechen kann. Es ist fraglich, ob Keller mit seiner Vorliebe für Trivialitäten („Eigene Heimat und eigene Sprache ist genauso natürlich zu lieben wie eigene Familie und Freunde“) die wissenschaftliche Literatur zum Thema gelesen hat; eine Analyse sucht man bei ihm vergeblich.

Wirklich anschaulich wird Grenzüberschreitung, Verflechtung und wechselseitige Befruchtung nur in den fundierten Beiträgen zum Baltikum. Die Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert hat neue Perspektiven auch der wissenschaftlichen Zusammenarbeit eröffnet, und man darf gespannt sein, wie die Völker in Zukunft daraus Gewinn ziehen werden.

Annelore Engel-Braunschmidt, Kiel

**Heinrich Bosse, Otto-Heinrich Elias u.a. (Hrsg.): Baltische Literaturen in der Goethezeit, Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, 508 S.**

Der auf eine Tagung in Riga zurückgehende Sammelband widmet sich der deutschen, lettischen und estnischen Literatur in der Epoche, als das Baltikum einen bedeutenden Rang unter den europäischen Kulturregionen erlangte. Heinrich Bosse weist im Vorwort auf Hamann und Herder hin, die nicht nur für die Emanzipation der deutschen Literatur vom romanischen Vorbild die Grundlage schufen, sondern auch der Entstehung einer eigenständigen lettischen sowie estnischen Literatur vorarbeiteten. Ihr neuartiger Begriff von Kultur musste auch „sozialrevolutionär“ (S. 10) wirken und führte schließlich zur Erweckung der Nationen in Europa.

Im ersten Beitrag untersuchen Thomas Taterka, Julija Boguna, Imants Cīrulis und Līva Rutka 1849 bzw. 1851 in einer Herrnhuter Brüdergemeine hergestellte Abschriften der stark eingreifenden Übersetzung von 50 Jahre zuvor erschienenen Werken Garlieb Merkels ins Lettische durch einen gewissen Pulan. Die vorliegenden Handschriften ergänzen eine Erzählung von der Geschichte des lettischen Volkes, nicht enthalten sind philosophische und sich auf andere Weltgegenden beziehende Gedanken. Aus einer Streitschrift zur inzwischen erfolgten Aufhebung der Leibeigenschaft entsteht der Entwurf einer nationalen „Gedächtnisgemeinschaft“ (S. 25), für die die Vergegenwärtigung vor allem der vorgeschichtlichen Zeit eine Art Versprechen für eine bessere Zukunft als Nation unter Nationen beinhaltet. Den Boden dafür bereitete die Brüdergemeine, die die Letten zum reflektierten, aktiven Umgang mit dem geschriebenen Wort ermutigte, während die Landeskirche allein die Lesefähigkeit förderte. Das Fazit der Autoren, dass hier „Nationalität aus Religiosität hervorgetrieben“ wurde, sei doch „beides Sache von Entflammten, von Gläubigen, von Frommen“ (S. 61 f.), könnte die gegebenen Zusammenhänge in diesem fast übersehenen Kapitel der Literaturgeschichte aber möglicherweise ein wenig verkürzen.

Zur Geschichte des Buchdruckes führt die folgende Abhandlung von Martin Klöker, der ein Gedicht untersucht, das 1796 anlässlich des Todes einer Frau Becker in Riga publiziert wurde. Im Baltikum blieb offensichtlich das empfindsame Bekenntnis zur tiefen Trauer noch

weit verbreitet, als es in Mitteleuropa längst aus der Mode gekommen war. Klöker plädiert dafür, die „vermeintliche Verspätung“ als „Anders-Sein“ (S. 81) zu verstehen. Mit Recht weist er darauf hin, dass das Festhalten an der Gelegenheitsdichtung einen konservativen Zug der deutschsprachigen literarischen Kultur der Region bezeugt.

So wirkungsmächtig Johann Georg Hamanns neue Auffassung der Geschichte auch war, so flüchtig war seine Erscheinung in Liv- und Kurland, an die Hans Graubner erinnert. Hamann war erst als Hofmeister in adeligen Gutshäusern, dann publizistisch für den Rigaer Patrizier Berens tätig. Ganz in dessen Sinne begründete er den Vorrang des Bürgertums, das die Völker friedlich durch Handel verbindet, vor dem Adel, der, aufgrund seiner Prägung durch das Kriegshandwerk, die Humanität nicht zu fördern vermag. Es sei denn, er überwindet die Herkunft durch Reflexion, worauf Hamann als Erzieher zielte.

In den beiden folgenden, sehr lesenswerten Beiträgen wird beispielhaft vor Augen geführt, wie reich an widersprüchlichen Phänomenen die Literatur der baltischen Region in der Goethezeit gewesen ist. Thomas Taterka behandelt den Schneider und Schuster Indrik, dessen Gedichte 1806 von dem kurländischen Pastor Karl Gotthard Elverfeld veröffentlicht wurden, wodurch ein armer Blinder der „erste namentlich bekannte Dichter lettischer Herkunft“ (S. 101) wurde. Der Pfarrer hatte kurz zuvor auf Lettisch eine Anleitung zum Dichten publiziert, weil er, Schiller und Schelling folgend, die Übung in den schönen Künsten als „Königsweg zur Bildung ‚ganzer Nationen‘“ (S. 109) sah. Indriks Gedichte sind, wie Taterka betont, eher „ein Beweisstück“ für das Gelingen des deutschen Erziehungsprogramms als ein Erbe der „autochthonen lettischen Tradition“ (S. 114 f.), die Herder zu finden gemeint hatte. Das eigentliche Ereignis sind nicht die Texte, sondern „das Erscheinen des lettischen Dichters als Repräsentant seiner wenige Jahre zuvor durch die livländischen Aufklärer gewissermaßen neu entdeckten Nation“ (S. 117). Der ästhetische Umweg des deutschen Idealismus nach dem Scheitern der Französischen Revolution hatte hier ein merkwürdiges Ergebnis. Der lettische Dichter aber blieb noch lange eine vereinzelte Erscheinung.

Einen ganz anderen, originalen Poeten stellt Jaan Undusk vor. Der polyglotte Sprachforscher Kristian Jaak Peterson verfasste 1818 noch als Rigaer Gymnasiast eine Sammlung von estnischsprachigen Oden im Stile Pindars, die viel später, erst im 20. Jahrhundert, zum Druck gelangten. Schon in Horaz' Pindar-Rezeption ist der Kern des Geniekonzeptes enthalten, die Entfesselung von Vorschriften, um schöpferisch wie die Natur selbst zu werden. Goethes freirhythmische, „wildschöne“ (S. 136) Hymnen erneuerten den dithyrambischen Gesang unter modernen Bedingungen in der so verstandenen „Tradition des Traditionsbruchs“ (S. 149). Undusk fasst Peterson als eine zeitversetzte parallele Erscheinung zu Goethe auf, den jener aber kaum gekannt haben dürfte, so dass er als Vorbild für Enjambement und schlanken Versbau nicht in Frage kommt. Hingegen dürfte der Dorpater Orientalistikprofessor Hezel, der in Riga eine kommentierte Pindar-Ausgabe für den Schulgebrauch publizierte, tatsächlich der Vermittler des griechischen Originals gewesen sein. Die Edition August Boeckhs zeigte indes bald, dass Peterson – wie vor ihm schon Goethe – einem produktiven Missverständnis erlegen war, als er Pindar, der freie Verse gar nicht kannte, als einen „poetischen Rebellen“ (S. 151) las. Undusks philologische Abhandlung bietet einen erfreulich weiten Ausblick.

Es schließt sich der Beitrag von Heinrich Bosse zu Isachar Falkensohn Behr an, der als „der erste deutsch-jüdische Dichter der Neuzeit“ (S. 187) gilt. Er gelangte als Arzt in das zu Polen gehörende Kurland, wo, anders als im russischen Est- und Livland, Juden Toleranz

und Verlegern Pressefreiheit gewährt wurde. Jakob Friedrich Hinz gründete nicht nur 1771 in der Residenzstadt Mitau den „erste(n) Verlag für lettische Bücher“ (S. 203), er publizierte auch Gedichte von Anna Louise Karsch, der ‚deutschen Sappho‘, sowie eben von Behr, der sich seiner Wandlung vom polnischen Juden zum deutschen Dichter rühmte, während sein Förderer Moses Mendelssohn, wie Bosse hervorhebt, um Anerkennung des Individuums ohne Ansehen der Herkunft warb. Bemerkenswert ist, dass beide, der Dichter sowie sein Verleger, wie schon Hamann und Herder beim Studium in Königsberg die Verbindungen knüpften, die für ihren weiteren Lebensweg Ausschlag gebend waren. Behrs Gedichte aber fanden nicht überall Anklang, Goethe hielt sie für gefühllos, höchstens mittelmäßig.

Der bedeutendste deutsche Schriftsteller baltischer Herkunft in dieser Zeit war wohl der unglückliche Sturm und Drang-Dichter Jacob Lenz, dem, in Deutschland gescheitert, auch sein Vater, der livländische Generalsuperintendent, nicht helfen konnte, so dass er sich schließlich 1782 nach St. Petersburg und Moskau wandte. Die Reformprojekte, die er dort entwickelte, untersucht Heribert Tommek. Lenz plante Kanäle als Verbindung zwischen den großen russischen Flüssen, Zirkulationsbanken zur Belebung des Handels, Förderung der Kultur durch Austausch sowie die Wiedereinrichtung der Dorpater Universität. Tommek sieht für all diese Vorhaben ein Motiv im Bemühen um familiäre und gesellschaftliche Anerkennung, meint einen „symbolischen Subtext des sozialen Ausgleichs“ wie der sozialen Kontrolle „nach dem Grundmodell eines aufgeklärten Absolutismus“ (S. 251) zu erkennen. Seine Pläne zu realisieren, gelang Lenz in keiner Weise.

Ein erfolgreicher russischer Staatsbeamter war hingegen der aus Weimar stammende August von Kotzebue, den Otto-Heinrich Elias als politischen Dichter vorstellt. Er wurde 1783 Richter und bald Magistratspräsident in Reval. 1795 kündigte er diese Stellung, behielt aber Estland als Lebensmittelpunkt bei. Seine europaweite Beliebtheit als Theaterautor begründeten die im Geiste der französischen Aufklärung verfassten Stücke, die er in Reval auf die Bühne brachte. Er griff die unter Deutschbalten verbreitete Vorstellung an, ihre Herrschaft über Esten und Letten sei durch die Vermittlung des christlichen Glaubens legitimiert. Gelegentlich verlagerte er das Geschehen in exotische Gegenden, um seine Helden dort „wie leibhaftige Jakobiner“ (S. 265) reden zu lassen. In einem in Estland spielenden zweisprachigen Singspiel behandelte er die Bauern nicht als Leibeigene, sondern als Staatsbürger. Schließlich publizierte er Abhandlungen von Freunden, die ausdrücklich die Abschaffung der Sklaverei forderten. Elias zeigt, dass Kotzebue, geschützt durch ein gleichgesinntes freimaurerisches Umfeld, mutig gegen Intoleranz und Unterdrückung sowie für Reformen und eine Leistungselite auftrat. Erst die Erfahrung der Napoleonischen Kriege ließ „aus dem Kosmopolitiker einen deutsch-russischen Patrioten“ (S. 289) werden. Eine Würdigung seines auch Reiseliteratur und Geschichtsschreibung umfassenden Gesamtwerkes steht noch aus.

Die folgenden beiden Beiträge sind der Rezeption fremdsprachiger Theatertexte in Lettland gewidmet. Beata Paškevica rekonstruiert nachgerade detektivisch, wie es zu der Übersetzung von Schillers „Die Räuber“ durch den 17-jährigen Johann Georg Peitan kam, der als Diener mit seinem Herrn eine Aufführung in Riga besuchte, das Stück ins Lettische übertrug und mit Kameraden zur Aufführung brachte. Drei Jahre später, unmittelbar nach Aufhebung der Leibeigenschaft, als es noch keine Freizügigkeit gab, floh er vom Gutshof und wurde als Peitan, „genannt Moor“ (S. 298), zur Fahndung ausgeschrieben. Man hat ihn als Autor der handschriftlich erhaltenen Übersetzung ermitteln können, weil seine Mitspieler sich offiziell unter den Namen der Moorschen Räuberbande registrieren ließen. Paškevica

zeigt, dass Peitan Schillers geradezu buchstäblich zur Identifikation einladendes Schauspiel „durch beherzten Zugriff erfasst“ und „erfolgreich eingerichtet hat“ (S. 302).

Māra Grudule untersucht die 1790 erschienene Übersetzung von Ludvig Holbergs „Jeppe vom Berge“, die als das „erste Schauspiel in lettischer Sprache überhaupt“ (S. 303) eine bedeutende Rolle in der Theatergeschichte spielte. Motiv ist der Rollentausch von Herr und Knecht. Der Baron lässt den betrunkenen Bauern erst als Adeligen behandeln und dann, da er sich der Willkür und Misswirtschaft schuldig gemacht hat, scheinbar zum Tode verurteilen. Die Übersetzung erfolgte nicht aus dem sozialkritischen dänischen Original, sondern aus der entschärften deutschen Fassung. Ihr Autor ist Alexander Johann Stender, der mit seinem Vater Gotthard Friedrich zusammen die weltliche lettische Literatur maßgeblich begründete. Er schont die Kirche, lässt als Unterdrücker den Verwalter erscheinen, fügt didaktische Passagen ein und ersetzt Ironie durch Pathos. Bei allem Wohlwollen bleibt ihm die Welt der Bauern fremd. Das Stück vom Trinker Barthel, wie er nun heißt, war das erste, das von einem professionellen lettischen Ensemble aufgeführt wurde, erfreute sich lange noch großer Beliebtheit und ist, wie Grudule berichtet, erst kürzlich neu eingerichtet worden.

Der Sammelband thematisiert in zwei Beiträgen deutschsprachige Zeitschriften. Zunächst widmet sich Kairit Kaur den Autorinnen, die dort durch Lyrik, fiktive Tagebücher oder fingierte Briefe hervorgetreten sind, gelegentlich auch pseudonym oder anonym und nur vom Herausgeber als Frau gekennzeichnet. Näher geht sie auf die „Gedichte und Lieder einer Liefländerin von Stande“ ein, die August Wilhelm Hupel 1781 zum Druck brachte und die hier erneut veröffentlicht werden. In ihnen klingen „bereits eindeutig romantische Töne“ (S. 330) an, wenn es etwa „An die Nacht“ gerichtet heißt: „doch wild / Lehrt Phantasie mich ringen / Mit dir und schaft / Fantom und Bild“ (S. 345). Die weibliche Autorschaft bleibt in anderen Fällen aber fraglich, weil es neben männlichen Pseudonymen wohl auch das umgekehrte Phänomen einer „Art Dragshow männlicher Schreiber“ (S. 332) gab. Kair legt ein entsprechend vorläufiges Verzeichnis literarischer Arbeiten von Frauen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor.

Es folgt ein Überblicksartikel zu den deutschsprachigen Periodika Liv- und Kurlands in dieser Zeit, als es für Anzeigen, Nachrichten und Meinungen noch jeweils eigene Organe gab. Aiga Šemeta untersucht zunächst die seit 1761 erscheinenden „Rigischen Anzeigen“, denen anfangs „Gelehrte Beyträge“ beigefügt waren, darunter Herders und Lenzens früheste Texte. Besonders hebt sie die landesgeschichtlichen Arbeiten des späteren Lyzeumsdirektors Johann Gottfried Harder hervor, der Geschichte und Charakter der Letten aus ihrer hoch entwickelten Poesie voll satirischem Witz wie zarter Melancholie erschloss und der Sprache auch Hinweise auf „eine ursprünglich freie und patriarchalische Regierungsart“ (S. 364) entnahm. Die von 1778 an erscheinende „Rigische politische Zeitung“ berichtete hingegen aus Russland und aller Welt. Bereits seit 1766 publizierte der Verlag Steffenhagen die „Mitauischen Nachrichten“, deren erster Redakteur Hamann gewesen sein könnte. Dort erschienen auch der Meinungsbildung dienende Zeitschriften. Die „Monatsschrift“ brachte Beiträge zur historischen Kritik der Leibeigenschaft in Kurland und zur konkreten Verbesserung der Lebensverhältnisse, die Hupels Initiativen im estnischsprachigen Livland aufgreifen. Šemeta fasst zusammen, dass die Nachrichtenblätter erfolgreicher als die Diskussionsforen waren und in Mitau die Differenzen zwischen den Nationen deutlicher zur Sprache kamen als in Riga.

Indrek Jürjo, der zu früh verstorbene Historiker der Aufklärung im Baltikum, dem der Konferenzband gewidmet ist, untersucht die Bildungsreformen in Reval im späten 18. Jahrhundert. Die im Mittelalter begründete Domschule wurde von der Ritterschaft als Adelschule unterhalten, in den 60er Jahren erneuert durch Reformen, die sich an Rousseau und der Aufklärungspädagogik orientierten. Der Direktor Johann Göbel setzte sich dafür ein, dass die Ausbildung „praxisnäher“, das Lateinische reduziert und im Deutschunterricht „kreative Fähigkeiten“ (S. 394 f.) gefördert wurden. Das vom Magistrat finanzierte Revaler Gymnasium hielt hingegen an der „Tradition der Lateinschule“ (S. 397) fest, was der Theologieprofessor Jacob Martin Herold zu begründen verstand, dem es um eine Schule des klaren Denkens ging, wobei Zwang durch spielerisches Lernen ersetzt werden sollte. Jürjo resümiert, dass sich die neuhumanistischen Ziele und Methoden von den so genannten philanthropischen wenig unterschieden. Das städtische Gymnasium nahm trotz konservativen Lehrplans lebhaft an der pädagogischen Diskussion teil. Die Akademische Ritterschule wieder hatte, obwohl sie weniger auf ein Studium als auf den Staatsdienst vorbereitete, ein hohes wissenschaftliches Niveau. Auch ließ sie „mehr Möglichkeiten für einen individuellen Bildungsweg offen“ (S. 410).

Der abschließende Beitrag von Dirk Sangmeister gilt dem Arzt und Verleger Johann Albrecht, der auch als Autor von „Skandal- und Schlüsselroman(en)“ (S. 413) hervortrat und einen dementsprechenden Ruf genoss. Albrecht gründete 1776, als er nach Reval kam, einen Verlag, in dem unter anderem sein im Baltikum spielender Briefroman „Waller und Natalie“ erschien, die früheste, nach Sangmeisters Urteil aber ästhetisch „ziemlich belanglos(e)“ (S. 442) „Ehstländische poetische Blumenlese“ sowie als bedeutendstes Projekt die erste deutsche Werkausgabe Rousseaus. Von 1779 bis 1786 betrieb er den Verlag von Erfurt aus, behielt aber Reval als Impressum bei und versuchte weiter im Baltikum zu verkaufen, eine „von vorneherein verfehlte Konzeption“ (S. 436). Sangmeister stellt den seltsamen Fall eines Schriftstellers fest, der massenhaft Texte bei Kollegen publizierte, um „mit den so erzielten Honoraren seinen eigenen Verlag und fremde Bücher finanzieren zu können“ (S. 418). Aber auch das zweite, in Prag betriebene Unternehmen scheiterte, als aufgedeckt wurde, dass Albrecht, der Schriften von Freimaurern und anderen Geheimbünden verlegte, mit Jakobinern in Verbindung stand. Sangmeister fügt seinem Artikel eine akribisch kommentierte Bibliografie des Revaler Verlages bei.

Die Autoren haben ihre Beiträge sorgfältig recherchiert. Von manchen Längen und gelehrten Abschweifungen abgesehen, entsteht ein lebendiges Bild der Literaturen des Baltikums sowie der Beziehungen zwischen den Nationen. Wenn der Blick sich über die Region hinaus auf den Kontext der europäischen Kultur richtet und das Interesse an den Texten selbst im Vordergrund bleibt, dann ist die Lektüre besonders lohnend. Sonst ist nur zu bemängeln, dass die Herausgeber einigen der fremdsprachigen Beiträge etwas mehr zur Seite hätten stehen dürfen. Auch wäre ein resümierender Artikel, der die Verbindung zwischen all den heterogenen Erscheinungen zeigte, der Wirkung des Buches sicher zu Gute gekommen.

Michael Schwidtal, Frankfurt a.M.



**Michael Jaumann, Klaus Schenk (Hrsg.): Erinnerungsmetropole Riga. Deutschsprachige Literatur- und Kulturvielfalt im Vergleich, Würzburg: Königshausen & Neumann 2010, 311 S.**

Der Sammelband „Erinnerungsmetropole Riga. Deutschsprachige Literatur- und Kulturvielfalt im Vergleich“ vereinigt die Ergebnisse einer Tagung, die Historiker, Germanisten und Kulturwissenschaftler 2008 in Riga zusammenführte. Als Ziel formulieren die Herausgeber in der Einleitung „die Konkretisierung von Erinnerung im urbanen Raum Rigas“, wobei das aktuell im Riga des 21. Jahrhunderts häufig verdeckte deutsche Erbe der Stadt ins Zentrum der Betrachtung gerückt wird. So soll „der Transferleistung der deutschsprachigen Kultur im Zusammenleben mit lettischer, russischer, deutscher und anderer Ethnien“ (S. 11) besondere Aufmerksamkeit zuteil werden.

Der in sechs Abschnitte gegliederte Sammelband umfasst einen Untersuchungszeitraum vom späten 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, wobei der Schwerpunkt auf dem 18.–20. Jahrhundert liegt. Das verbindende Element der insgesamt 20 Beiträge ist das Verständnis vom urbanen Raum Riga als „kulturwissenschaftliche Kategorie“. Wie bei Sammelbänden und zudem bei Autoren mit unterschiedlichem wissenschaftlichem Hintergrund nicht selten, ist auch hier die Qualität der Beiträge sehr unterschiedlich und reicht von der essayistischen Betrachtung bis hin zum stichhaltig argumentierten und präzise recherchierten wissenschaftlichen Artikel. Den Herausgebern ist es dennoch gelungen, die einzelnen Beiträge so zu verknüpfen, dass sich die urbane Erinnerungslandschaft Rigas zu einem lesenswerten und detailreichen Gesamtbild zusammenfügt.

Der erste Teil beginnt mit der notwendigen begrifflichen Ein- und Abgrenzung des für die Erinnerungskultur zentralen Begriffs „kulturelles Gedächtnis“ durch seinen Begründer Jan Assmann. Der theoretische Raumdiskurs der Stadt als Speicher von Geschichte wird von Aleida Assmann fortgeführt und mit Beispielen aus Berlin zu den vielfachen Versuchen der Umwandlung des Gedächtnisspeichers der Stadt unter der NS- bzw. SED-Diktatur exemplarisch erläutert. Assmann wirft hierbei elementare Fragen zu Umwidmung oder Abriss totalitärer Bauten bzw. zur Konservierung oder Rekonstruktion historischer Gebäude auf, die auch für die Erinnerungsmetropole Riga von großer Relevanz sind.

Karl Schlögels vergleichender Essay zu den postsozialistischen Metropolen Osteuropas, der die veränderten Lebenswelten und die Auswirkungen der Wende sowie des Fortschritts in den Ländern des ehemaligen „Ostblocks“ thematisiert, leitet über zur „östlichen“ Erinnerungsmetropole Riga. Ulrike von Hirschhausen zeigt anhand von zwei Episoden der jüngeren und jüngsten Stadtgeschichte Erinnerungskonflikte auf, die im multiethnischen Riga ausgetragen wurden bzw. noch immer werden. Ihr Beitrag, der die Auseinandersetzungen um die Feierlichkeiten zum 700-jährigen Rigaer Stadtjubiläum 1901 sowie den anlässlich des 800-jährigen Stadtjubiläums 2001 ausgetragenen Streit um ein Denkmal Peters des Großen dokumentiert, verdeutlicht die unterschiedlichen Raumkonzepte und Geschichtsbilder im multiethnischen, urbanen Raum.

Im zweiten Teil des Sammelbands verschiebt sich der Fokus hin zu einer von Personen geprägten Erinnerung und ihren mit Lettland bzw. Riga verbundenen Lebensläufen. Michael Schwidtal, Thomas Taterka und Beate Paškevica spannen den Bogen über die Aufklärer Johann Gottfried Herder und Garlieb Merkel bis hin zu Reisenden des Paris–Berlin–Moskau–Expresses in den 1920er Jahren, die in Riga Station machten. Dabei werden konkrete Er-

innerungsorte wie Denkmäler und Straßen in den Blick genommen. Michael Schwidtal analysiert die Herder-Rede von Georg Berkholz, die dieser anlässlich der Errichtung des Rigaer Herderdenkmals 1864 hielt. So erweitert Schwidtal den von Ulrike von Hirschhausen eröffneten Blick auf die im Riga des ausgehenden 19. Jahrhunderts schwelenden Kontroversen inmitten der multiethnischen, jedoch nach wie vor von der deutschbaltischen Oberschicht und dem Geist des Konservatismus beherrschten Stadt.

Nicht ein Denkmal, sondern die nach dem deutschbaltischen Aufklärer Garlieb Merkel benannte Merkela iela im Zentrum Rigas ist der Dreh- und Angelpunkt für Thomas Taterkas scharfsinnige Analyse zum Gedächtnisspeicher der Rigaer Straßennamen. Taterka kommt zu dem Schluss, dass nur jene Deutsche auf dem Stadtplan der lettischen Hauptstadt Ehrung gefunden haben, die – aus Sicht der Letten – der Kultur des lettischen Nationalstaats einen Dienst erwiesen haben, so wie der Aufklärer Garlieb Merkel oder der Bibelübersetzer Johann Ernst Glück. Beate Paškevicas Untersuchung der Reisebeschreibungen Ernst Tollers, Walter Benjamins, Asja Lacis und Jānis Rainis setzt die lettische Hauptstadt Riga in der Zwischenkriegszeit in Bezug zu den Großstädten Berlin und Moskau. Sie zeichnet dabei weniger das Bild einer pulsierenden Großstadt als vielmehr das einer provinziellen Hafensstadt, die lediglich auf dem Weg zwischen zwei Metropolen liegt, jedoch dem Vergleich mit Berlin oder Moskau nicht standhalten kann.

Der dritte Teil des Sammelbands widmet sich den Speichermedien der Erinnerungsmetropole Riga. Aiga Šemeta erläutert das bereits im 18. Jahrhundert gestiegene Interesse der deutschsprachigen Bevölkerung Rigas an historischen Darstellungen, die häufig in den Beilagen der Anzeigenblätter Rigaer Periodika dieser Zeit zu finden waren. Die Rückbesinnung auf die eigene, deutsche Geschichte in dieser mehrsprachigen Region, besonders während des 18. und 19. Jahrhunderts, als der Einfluss russischer Obrigkeit immer stärker spürbar wurde, zeigte sich auch in der ‚Bibliotheca Rigensis‘. Klaus Garber beschreibt die 1524 begründete und später zur Stadtbibliothek ausgebauten ‚Bibliotheca Rigensis‘ als ‚Memorialstätte städtischer Kultur im alten Livland‘. Er zeigt auf, welche bedeutsamen Erinnerungen – ‚Spiegel bürgerlichen Lebens und Selbstausdrucks‘ – mit der Zerstörung der Bibliothek während des Zweiten Weltkriegs 1941 verloren gingen. Gleichzeitig bietet sein Beitrag dem Leser wertvolle Hinweise darauf, welche Schriften gerettet wurden und sich nun in der Akademischen Bibliothek Lettlands – der Nachfolgerin der ‚Bibliotheca Rigensis‘ – finden lassen. Der Blick auf die früheren Bestände der Bibliothek wird durch Tatjana Aleksejevas Beitrag zur Hebraistik in der ‚Bibliotheca Rigensis‘ erweitert.

Schließlich wenden sich Michael Jaumann, Andreas Fülberth und Mārtiņš Mintauris im vierten Teil den bereits von Aleida Assmann zu Beginn aufgeworfenen Fragen des Gedächtnisspeichers der Stadt Riga und der aufgrund von politischem Wandel erzeugten Umdeutungen und Zerstörungen zu. Michael Jaumanns Artikel beschreibt die deutschbaltische Hinterlassenschaft – den Zustand des Gedächtnisspeichers Riga vor den Zerstörungen des 20. Jahrhunderts –, wobei in seinem Beitrag vor allem die deutschbaltische Historiografie im 18. und 19. Jahrhundert in den Blick genommen wird. Andreas Fülberth legt die politische Motivation der Umwidmung und teilweisen Zerstörung des deutschbaltischen Vermächtnisses in der Rigaer Altstadt während der autoritären Herrschaft von Kārlis Ulmanis in den 1930er Jahren dar. Die Untersuchung des Einflusses autoritärer und diktatorischer Systeme auf städtebauliche Abriss- bzw. Rekonstruktionsprojekte setzt Mārtiņš Mintauris fort. Sein Beitrag zum Rigaer Zentralfriedhof – der einzige englischsprachige Artikel des Sammel-

bands – zeigt exemplarisch den Umgang der sowjetlettischen Behörden mit dem deutschen Erbe der Stadt. Mintaus erläutert dabei auch die Auswirkungen des fehlenden Interesses der Stadtverwaltung, den „deutschbaltischen Gedächtnisspeicher“ für spätere Generationen zu erhalten.

Im fünften und sechsten Teil des Sammelbands wird der Fokus auf die philologische Perspektive gerichtet. Insgesamt sieben Beiträge widmen sich literarischen Erinnerungen. Dabei nehmen zunächst Klaus Schenk und Māra Grudule die Erinnerungsmetropole Riga als Objekt deutschbaltischer Erinnerungsliteratur bzw. deutschbaltischer Lyrik in den Blick. Tatjana Kuharenoka untersucht die Großstadtthematik anhand der Metropole Wien im Roman des deutschbaltischen Autors Eduard von Keyserling. Mari Tarvas' Beitrag zur Erinnerungsmetropole Tallinn/Reval, Rigas nördlicher Schwester, die ebenfalls von deutschsprachiger Kultur geprägt wurde, eröffnet das letzte, vergleichende Kapitel. Mit den literarischen Eindrücken des Philosophen Hermann Keyserling und des barocken Lyrikers Paul Fleming stellt Mari Tarvas das Tallinn des 20. Jahrhunderts dem Reval des 17. Jahrhunderts gegenüber. Die vergleichende Perspektive wird von Anne Hultsch um die Ostseemetropole St. Petersburg ergänzt. Ihr Beitrag verbindet historische mit literarischer Analyse und gibt sowohl einen Überblick zum St. Petersburg der Deutschen als auch Einblicke in literarische Auseinandersetzungen mit der als „Stadt ohne Vergangenheit“ beschriebenen, auf dem Reißbrett entworfenen Zarenmetropole.

Während die Untersuchungen zu Tallinn und St. Petersburg aufgrund der geografischen Nähe bzw. kulturellen Gemeinsamkeiten interessante Vergleichsmomente zu Riga bieten, wirken die beiden letzten Beiträge des Sammelbands von Nataľja Poljakova und Alice Stašková zu den Großstadt Wahrnehmungen der Jahrhundertwende in Peter Altenbergs Wien und Franz Kafkas Prag deplatziert. Sie eröffnen wenig Anknüpfungspunkte zur Erinnerungsmetropole Riga und sind daher ungeeignet, das Bild vom Gedächtnisspeicher der lettischen Hauptstadt mit deutschen Wurzeln abzurunden. Nichtsdestotrotz bietet der Band als Ganzes seinen Leserinnen und Lesern die Zusammenführung unterschiedlicher Facetten der Erinnerung aus verschiedenen nationalen Perspektiven und macht so das kulturelle Erbe der lettischen Metropole Riga erfahrbar.

Katja Wezel, Lüneburg

**Martin Schulze Wessel, Irene Götz u.a. (Hrsg.): Vilnius. Geschichte und Gedächtnis einer Stadt zwischen den Kulturen. Frankfurt/New York: Campus Verlag 2010, 248 S., 86 Abb.**

„Geschichte und Gedächtnis“ der Hauptstadt Litauens als „einer Stadt zwischen den Kulturen“ zu behandeln, wie es der Untertitel der hier vorzustellenden Publikation verspricht, ist eine allemal ehrgeizige Zielsetzung. Umso schlichter erscheint demgegenüber der Haupttitel: Diese Funktion fällt interessanterweise nur dem offiziellen – litauischen – Stadtnamen von heute zu. Wer das Buch aufschlägt, sieht, dass es zu jener Spezies von Veröffentlichungen gehört, bei denen sich schon die Frage, ob man es mit einer Monografie oder einem Sammelband zu tun hat, nicht eindeutig beantworten lässt. Streng formal handelt es sich um einen Sammelband; gegliedert ist dieser jedoch so, dass man zögert, von einer Einteilung in Aufsätze zu sprechen, und die fünf großen Texteinheiten, in die er zerlegt ist,

eher wie Kapitel wahrnimmt. In diesen wird versucht, Vilnius und den Umgang mit seinem historisch-kulturellen Erbe aus einer litauischen, einer jüdischen und einer polnischen Perspektive zu porträtieren sowie die sowjetische und schließlich die europäische Dimension im (Selbst-)Bild der Stadt aufzuspüren.

Dem Band ist eine lesenswerte 15-seitige Einleitung vorangestellt, die den Benutzer einerseits sehr grundsätzlich an litauische Geschichte heranführt, andererseits aber, sofern er nicht über einiges Vorwissen verfügt, auch Irritationen zurücklassen könnte: Wenn zum Beispiel zunächst von „der Unabhängigkeitserklärung Litauens vom 11. März 1990“ (S. 9) und dann von „der Proklamation der Unabhängigkeit von 1991“ (S. 11) die Rede ist, so lässt sich die Widersprüchlichkeit der Jahreszahlen zwar insofern auflösen, als die „Unabhängigkeit von 1991“ erst nach den Ereignissen in Moskau im August jenes Jahres in vollem Umfang gegeben war; doch proklamiert wurde sie, wie zwei Seiten vorher völlig richtig gesagt, im März 1990. Diesen Zusammenhang herzustellen (oder aber – eben weil dies schwierig ist – mögliche Tippfehler zu vermuten) bleibt dem Leser selbst überlassen; denn zu einer Erwähnung des so genannten Augustputsches von 1991, die das Verständnis erleichtern würde, kommt es nicht. Erst an einer viel späteren Stelle im Buch (S. 51) wird der „Augustputsch 1991“ unvermittelt einmal genannt, wobei auch hier wiederum eigene Erinnerungen an die damaligen Geschehnisse in Moskau bzw. hinreichende Vorkenntnisse unerlässlich sind, da erläuternde Elemente im Kontext gänzlich fehlen.

Einen noch eigentümlicheren Passus enthält die Einleitung dort, wo „die Verflechtung der litauischen und der polnischen Geschichte“ zum Thema wird und der nächste Satz erwartungsgemäß andeutet, „durch eine Heirat“ seien „das litauische Großfürstentum und das polnische Königtum miteinander verbunden“ worden (S. 12). Beinahe jeder Leser, ob geschult oder nur marginal mit Wissen zur Geschichte Litauens ausgestattet, dürfte nun mit einer Fortführung rechnen, die bestätigt, dass hiermit die 1386 geschlossene Hochzeit zwischen Jogaila, dem nachmaligen König Władysław II. Jagiełło, und Jadwiga, einer Tochter König Ludwigs von Ungarn und Polen, gemeint ist. Ein wenig überrascht erfährt man stattdessen einzig und allein, dass „Gediminas 1325 seine Tochter Aldona mit dem polnischen König Kazimierz III. (1310–1370) vermählte“. Auf eine beiläufige Erwähnung Jadwigas stößt man, wie die weitere Lektüre erweist, übrigens erst auf S. 194. Sollte es die bewusste Absicht der Autoren gewesen sein, in ihrer Einleitung die in der Historiografie übliche besondere Gewichtung der Eheschließung Jogailas mit Jadwiga zu relativieren und der landläufigen Darstellungstradition durch den Verweis auf die 1325 vorausgegangene Heirat etwas entgegenzusetzen, so hätte sich ganz sicher empfohlen, dies zugleich explizit zu verbalisieren.

Kurz vor Ende der Einleitung klingt an, dass die Autorinnen und Autoren sich mit ihrem Werk über Vilnius einem prominenten Vorbild verpflichtet fühlen, indem sie Anlehnung an Pierre Noras „Lieux de mémoire“ suchen (S. 23). Ob in den weiteren Texten des Buches dann tatsächlich Ähnlichkeiten mit den Herangehensweisen Noras hervortreten, mag dahingestellt bleiben; klar konstatiert werden kann jedenfalls: Irgendeine nochmalige Erwähnung des Namens Nora findet sich bezeichnenderweise nirgends.

Noch weitaus später – nämlich im Nachwort (S. 231) – erlangt der Leser Kenntnis darüber, welche spezielle Art von Kollektiv er hinter den insgesamt 20 Personen zu vermuten hat, von denen die vorangehenden Buchtexte stammen und von denen je mehrere die Zuständigkeit für ein jeweiliges Kapitel übernommen haben; denn erst hier wird enthüllt, dass

Münchener Studierende des Masterstudiengangs Osteuropastudien für den Band verantwortlich zeichnen: Dieser, so heißt es hier, sei „das Ergebnis eines Projektkurses“, an den sich im April 2009 eine Vilnius-Exkursion anschloss. Es bleibt also dem Zufall überlassen, ob man den Hinweis hierauf entdeckt, ehe man sich an die Lektüre der zentralen Buchkapitel begibt. Dass er so gut versteckt ist, erscheint etwas bedenklich und zieht die Frage nach sich, ob die vorliegende Publikation sich nicht sogar mit mehr Gewinn lesen ließe, wenn schon die Einleitung diesen Hinweis enthielte, so dass dem Benutzer mit sehr viel größerer Wahrscheinlichkeit von Beginn an deutlich würde, welche Besonderheit den Autorenkreis auszeichnet. Im Bewusstsein dieser prägnanten Besonderheit könnte er sich dann gut in Situationen vor Ort hineinversetzen, in denen die Beteiligten Kernpassagen der späteren Buchtexte einander mutmaßlich als Referate vorgetragen haben. Auch könnte er sich dann einen Reim darauf machen, weshalb etliche Informationen mehrfach innerhalb eines Kapitels wiederkehren: Weiß man um die Entstehungsbedingungen des Buches, so sieht man ein, dass der Möglichkeit, alle Textstücke aufeinander abzustimmen und unnötige Wiederholungen zu vermeiden, Grenzen gesetzt waren. Liest man ein Kapitel hingegen ohne das nötige Begleitwissen über das Buch selbst, so mag man rätseln, für wen diese Wiederholungen gedacht sind: Stand den Autoren ein Benutzer vor Augen, der nur auszugsweise auf die Texte zugreift und dem bestimmte Informationsbausteine daher keinesfalls entgehen sollen, oder eventuell doch eher jemand, der sich in den Band wie in ein Lesebuch vertieft und dem gelegentliche Wiederholungen beim Verinnerlichen des Buchinhalts helfen sollen? Doch wahrscheinlich ist eben weder die eine noch die andere Überlegung konkret angestellt worden – und so erhebt sich die Grundsatzfrage, wie von dem Buch am zweckmäßigsten Gebrauch gemacht werden kann, letztlich noch eindringlicher.

Nützliche Dienste hätten in diesem Zusammenhang gerade auch Fußnoten leisten können. Dass auf sie vollständig verzichtet wurde, mutet angesichts des fachlichen Hintergrunds der Mehrzahl der Autorinnen und Autoren heikel an. Mancher zweifelhaft erscheinende Sachverhalt erschiene möglicherweise weniger zweifelhaft, wenn Klarheit über die Quellen bestünde, die seiner Darstellung zugrunde liegen. Auch für Präzisierungen dessen, was der Fließtext anspricht, hätten Fußnoten dienlich sein können: Lässt man beispielsweise einen Satz, der „den vom Papst gekrönten litauischen König Mindaugas“ (S. 28) betrifft, der sinnvollen Vereinfachung halber in dieser Form gelten, so wäre eben doch eine Fußnote wünschenswert, aus der hervorginge, dass die 1253 vollzogene Königskrönung nicht vom Papst persönlich ausgeführt wurde, sondern in dessen Auftrag durch Bischof Heidenreich von Kulm erfolgte. Hinzu kommt, dass Fußnoten Spielräume für Querverweise eröffnet hätten. Die spezifischen Wissensgrundlagen, die Exkursionsteilnehmer sich im Vorfeld einer Exkursion aneignen, beziehen sich üblicherweise nun einmal nur auf jeweilige Segmente des zu erschließenden Gesamtthemas. Ergebnis dieses Problems kann – so wie hier – ein Nebeneinander von gelungener und deutlich weniger gelungener Wortwahl bei ein und demselben Phänomen in ein und demselben Buch sein. Als Beispiel lässt sich im vorliegenden Fall der Begriff „Sajūdis“ anführen, dessen Kontextualisierung an mehreren der Stellen, an denen er auftaucht, stimmig ist, wohingegen bei der Abfassung von S. 31 f., 148 sowie von S. 235 Vorstellungen mit ihm verbunden worden zu sein scheinen, die nicht ganz ins Schwarze treffen.

Über Gründe, weshalb die Medien, auf die sich der Buchtext stützt, nicht unmittelbar preisgegeben, sondern lediglich am Buchende ein paar Dutzend Literaturhinweise mitgelie-

fert wurden, lässt sich nur spekulieren. Beim Erarbeiten der Texte mögen als Recherche-Basis neben den Büchern anderer wohl auch Internet-Portale und touristische Informationsbroschüren eine Rolle gespielt haben, so dass ergänzend zu fragen wäre: Wurde bei deren Heranziehung kritisch genug reflektiert, dass oft schon dort eine Tendenz zu Vergrößerungen, Anachronismen und Ähnlichem bestehen dürfte? Der Gedanke, manches könnte ein wenig leichtfertig aus den verschiedenen Materialien übernommen worden sein, erscheint durchaus angebracht. Fallen verschiedenster Art taten sich für das Autorenteam jedoch nicht nur in dieser Hinsicht auf. Naturgemäß signalisiert zum Beispiel auch eine Vielzahl sprachbezogener Details, dass es sich bei den meisten seiner Mitglieder kaum um langjährig ausgewiesene Litauen-Experten handeln kann. Dieser Rückschluss liegt bereits nahe, wenn ein litauischer Nachname mit dem Endvokal „ė“ fälschlich als der eines Mannes gedeutet wird (S. 168), wenn im Gegenzug der Flussname „Nemunas“ zu einem Femininum mutiert (S. 166) oder wenn trotz erkennbaren Willens, die diakritischen Zeichen des Litauischen korrekt wiederzugeben, nur ungefähr jedes zweite der zu setzenden Zeichen tatsächlich so dasteht, wie es sollte. Dass die übrigen entweder übersehen oder verwechselt wurden, mindert letztlich, so verzeihlich dies zunächst auch erscheinen mag, den Gebrauchswert des Bandes – denn unweigerlich kann dieser nun zum Multiplikator für Falschschreibungen der betroffenen Begriffe auch durch künftige Studentengenerationen werden.

Eine Crux für jeden, der sich mit Vilnius befasst, besteht obendrein bekanntlich darin, dass er neben Litauisch noch mehrere andere Sprachen verstehen müsste, ehe ihm die Vergangenheit dieser Stadt vollauf zugänglich wäre. Wähten die Verantwortlichen sich unter Umständen insofern gut aufgestellt, als sie zumindest hinreichend solide Polnisch-Kenntnisse aufzubieten wussten? Anlass zu der Mutmaßung, dass polnischsprachige Veröffentlichungen hier und da sogar regelrecht Pate für den Buchtext gestanden haben könnten, gibt unter anderem die Art der Erwähnung des im niederschlesischen Schweidnitz geborenen Barockbaumeisters Johann Christoph Glaubitz (1700–1767): Der Leser lernt diesen, ohne Näheres über ihn zu erfahren, kurz und knapp als „aus Vilnius stammenden Architekten“ namens Jan Krzysztof Glaubitz kennen (S. 150). Die merklich geringere Litauisch-Kompetenz der Autoren sorgt derweil auch deshalb für eine gewisse Diskrepanz, weil in den Betrachtungsweisen, mit denen sie sich der Geschichte der Stadt annähern, vielfach eben doch der Blickwinkel der heutigen Staatsnation dominiert.

Genau diesem Eindruck haben alle Beteiligten sichtlich entgegenwirken wollen; und so dürfte ihre Art und Weise, litauische Befindlichkeiten zu analysieren, denn auch keineswegs jedem Litauer gefallen. Ausgiebig wird zum Beispiel auf die Neigung eingegangen, bei Aufarbeitung und musealer Inszenierung der Geschichte des 20. Jahrhunderts in Vilnius der litauischen Nation durchweg eine Opferrolle zuzuweisen. Die Verbalisierung all dessen ist allerdings so wissenschaftlich geraten, dass sie einen litauischen Leser zu der Gegenfrage herausfordern könnte, ob es denn etwa abwegig sei, sein Volk in dieser Rolle sehen zu wollen. Befremden dürften darüber hinaus Begriffsfindungen wie „jüdisch-litauische Koexistenz“ auslösen, zumal wenn sie auf die Gegenwart bezogen sind und gleich mehrfach strapaziert werden.

Das Bemühen, nichts so zu formulieren, dass es parteiisch klingen könnte, resultiert anscheinend aus dem vor oder während der gemeinsamen Exkursion vermittelten Wissen um schwelende Kontroversen – allen voran diejenige um die Anwendung des Begriffs „Genozid“ auf das Schicksal nicht nur der Juden, sondern auch der Litauer. Die Autorinnen

und Autoren bemühen sich, solche Kontroversen zu resümieren, und wahren dabei einen strikt neutralen Tonfall. Dieser passt zu dem über weite Strecken rein deskriptiven Duktus, der bei der Thematisierung konkreter Örtlichkeiten vorherrscht. Gern bedienen die Verfasser sich mitunter aber auch eines eher journalistischen Schreibstils, vor allem dann, wenn Museumsführer, namhafte Zeitzeugen oder sonstige Personen zu Wort kommen, denen sie vor Ort begegnet sind. Eher publizistisch klingen daneben auch einzelne Stellen, deren faktische Aktualität kaum über den Zeitpunkt der Drucklegung hinausgereicht haben dürfte. Dies ist zum Beispiel der Fall, wenn von Jarosław Kaczyński als dem „heutigen Präsidentschaftskandidaten“ gesprochen wird (S. 126). Wie sich hieran zeigt, wurde nach dem Flugzeugabsturz von Smolensk immerhin eine Reihe von Umformulierungen vorgenommen, was von Flexibilität im Umgang mit einem schon weitgehend fertigen Manuskript zeugt. Übersehen wurde bei diesen Aktualisierungsbemühungen allerdings der oben auf derselben Seite zu findende Satz: „Nur der derzeitige polnische Präsident Lech Kaczyński hat das Museum noch nicht besucht.“ Die Frage nach bleibender Aktualität stellt sich auf eine etwas andere Weise auch im Rahmen des abschließenden Europa-Kapitels, wo die Autoren das Programmheft zum Kulturhauptstadtjahr 2009 bis ins Kleinste sezieren; doch vielleicht werden sie eines Tages, wenn im Internet nicht mehr viel über die Art, wie jenes Festjahr begangen wurde, abrufbar ist, für sich in Anspruch nehmen können, sich verdienstvoll als dessen Chronisten betätigt zu haben. Mindestens ebenso viel Informationswert hätte sich indes ergeben können, wenn die gleiche Menge an Text auf die Rekonstruktion des großfürstlichen Palastes verwendet worden wäre, deren Abschluss ebenfalls für 2009 geplant war. *De facto* wird dieses symbolträchtige Vorhaben nur in wenigen Sätzen gestreift (S. 28, 38) und nicht einmal erklärt, wie und warum das Originalbauwerk vor gut 200 Jahren aus dem Stadtbild verschwunden ist.

Als eine Stärke des vorzustellenden Buchs sei die qualitativ ansprechende und für das Verständnis vieler Textinhalte hilfreiche Bebilderung hervorgehoben. Die Abbildungsnummern, die aus dem Text heraus auf eine jeweilige Abbildung verweisen sollen, wurden verschiedentlich jedoch eher eigenwillig platziert; und selbst wenn man die Grundentscheidung akzeptiert, dass diese Nummern offenbar gern an das Ende von Absätzen gerückt wurden, so lässt sich beispielsweise im Fall der Abbildungen 51 und 53 eindeutig feststellen, dass zu früh auf sie hingewiesen wird, da an den betreffenden Absatz-Enden jeweils noch von etwas anderem die Rede ist.

Derlei Irritationseffekte beeinträchtigen immerhin nicht das Erscheinungsbild der Publikation. Beanstandungen, die sich auf Äußerliches beziehen, wären höchstens im Hinblick auf Uneinheitlichkeiten beim Einrücken der Absatz-Anfänge berechtigt: Auffallend häufig wurden solche Einrückungen vergessen (S. 35, 37 f., 51, 57, 96 f., 115, 123), obwohl sie den Layout-Prinzipien nach offenkundig gewollt waren. Noch gründlichere Blicke auf jede einzelne Seite hätten ferner zur rechtzeitigen Entdeckung einiger unschöner Silbentrennungsfehler führen können. Ebenso von Nutzen gewesen wären sie beim Literaturverzeichnis, in welchem die Falschschreibung (S. 236) des im Textverlauf zuvor stets korrekt zu lesenden Namens Tomas Venclova nicht die einzige Verfremdung eines Personen- oder Eigennamens ist, sondern daneben zum Beispiel aus der „Neuen Zürcher“ die „Neue Züricher Zeitung“ wird (S. 240). Im Personenregister taucht der Name Tomas Venclova wieder korrekt auf, während viele andere im Buch erwähnte Personen (ein Beispiel: der bekannte Baumeister Glaubitz, von dem oben schon die Rede war) komplett fehlen. Der Tadel schließlich,

dass mehrfach (S. 103, 166) auch Verstöße gegen die Grundregel vorkommen, nach der Überschriften im Inhaltsverzeichnis und auf der späteren Buchseite exakt – bis ins Formale – übereinstimmen sollten, möge den Machern des Bandes unter anderem deswegen nicht erspart bleiben, weil eine rundum akzeptable Schreibweise für den breit thematisierten Grüttas-Park bei Druskininkai *weder* in der Überschrift auf S. 166 *noch* im Inhaltsverzeichnis geglückt ist.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die beim vorliegenden Buch getroffene Entscheidung, von Autorensseite erst im Nachwort indirekt den begrenzten Umfang eigenen Fachwissens zum betrachteten Thema offen zu legen, zwar sicherlich legitim ist; jedoch wird sie nicht dadurch legitimer, dass dem Leser bereits zuvor diverse Gründe für Zweifel an der Versiertheit des Autorenteam geliefert werden. Vereinzelt lassen leider sogar fragwürdige Zahlenangaben entsprechende Zweifel aufkeimen – etwa wenn es heißt, infolge des Hitler-Stalin-Pakts sei Litauen „wie die anderen baltischen Staaten für 40 Jahre unter sowjetische Herrschaft“ gefallen (S. 156). Bei Themengebieten der ostmitteleuropäischen Geschichte, zu denen bislang eher wenig Fachliteratur in westlichen Sprachen verfügbar ist, bedeutet gleichwohl fast jede neu hinzukommende Publikation eine gewisse Bereicherung; und so sollte auch von dem Gemeinschaftsprojekt der Münchner Studierenden nicht mit übertriebener Schärfe Gegenteiliges behauptet werden, zumal eine für Studierendenverhältnisse alles in allem beachtliche Leistung zustande gekommen ist. Dennoch erscheint es problematisch, dass dieser Band in zahlreichen Bibliotheksregalen mittlerweile Seite an Seite mit dem von Joachim Tauber und Ralph Tuchtenhagen 2008 als „Kleine Geschichte der Stadt“ vorgelegten Buch über Vilnius steht, da nicht jeder, der sich für Litauens Hauptstadt interessiert, beim Anblick der beiden Buchrücken sogleich durchschauen dürfte, wie unterschiedlich seine Erwartungshaltungen bezüglich der Kompetenz der jeweiligen Autoren zu sein haben. Unbehagen bereitet zudem die Vorstellung, Teile der Fachöffentlichkeit könnten den lange beklagten Mangel an deutschsprachigen Übersichtswerken zu Vilnius nunmehr für behoben halten. Die Konstellation auf dem wissenschaftlichen Buchmarkt bleibt vielmehr auch jetzt unbefriedigend, denn die besprochene Veröffentlichung nimmt hier einstweilen einen Platz ein, der einem insgesamt verlässlicheren Werk zugestanden hätte. Raum für die Idee zu dieser Publikation hat freilich das Fehlen einschlägiger Konkurrenzprodukte geschaffen; und wirklich beunruhigt sein müsste man wohl auch nur dann, wenn sie bei Ostmitteleuropa-Interessierten fortan als Standardwerk gelte. Würde ihr ein derartiges Prestige zuteil, so wäre der Schaden allerdings ein doppelter: Dann nämlich müsste man nicht nur mit einer weiten Streuung der in ihr enthaltenen Fehlinformationen rechnen, sondern brächte womöglich auch manchen besser mit Vilnius und dessen Gedächtniskultur vertrauten Historiker von Überlegungen ab, hierzu etwas Eigenes in Buchform niederzulegen. Zu hoffen bleibt somit, dass durch das jetzt in München realisierte Buchprojekt keine anderen mittelfristig verhindert oder erschwert worden sind.

Andreas Fülberth, Kiel



**Liene Lauska: Pēteris Ērmanis und Jānis Jaunsudrabiņš. Die soziale und kulturelle Integration lettischer Schriftsteller in Lettland und im deutschen Exil, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 2011, 345 S.**

Nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit konnte sich im Baltikum ein Interesse verwirklichen, welches auch in den vorangehenden Jahren immer bestanden hatte – das Interesse an der Literatur und an den Literaten des Exils. Es erschienen eingehende literaturwissenschaftliche Studien, etwa von Viktors Hausmanis, Inguna Daukste-Silasproģe oder Juris Rozītis, ebenso wie kulturhistorische Untersuchungen, z.B. von Wolfgang Jacobmeyer oder Christian und Marianne Pletzing. In dieser Reihe steht nun auch die zu besprechende Arbeit von Liene Lauska, in der sich die Autorin mit dem Lebensweg zweier lettischer Exilschriftsteller auseinandersetzt: mit dem 1893 geborenen Jānis Jaunsudrabiņš und dem 16 Jahre jüngeren Pēteris Ērmanis. Entsprechend ihrem literatursoziologischen Ansatz stellt die Untersuchung eine Art Bindeglied zwischen den soeben genannten Forschungsbereichen dar.

Die Biografie der beiden Autoren weist deutliche äußere Parallelen auf: Aufgewachsen in der Republik Lettland, hatten sich beide bereits als Schriftsteller etabliert, bevor sie nach Deutschland flüchten mussten. Anders als viele andere lettische Flüchtlinge sind sie auch bis zu ihrem Lebensende in Deutschland geblieben. Allerdings war ihr Wirkungsgrad durchaus unterschiedlich: Der Prosaautor und Dramatiker Jaunsudrabiņš war deutlich erfolgreicher als der Lyriker Ērmanis.

Das erste Kapitel ihrer Untersuchung widmet Lauska allgemeineren bzw. vorbereitenden Fragestellungen. Am Beginn steht die Darstellung der (zugänglichen) Quellen und die Diskussion insbesondere der Frage, ob und wie weit autobiografische Quellen faktisch verwertbar seien. Es folgen kurze Hinweise zum Forschungsstand sowie einige Kommentare zur Struktur der vorgelegten Arbeit. Ausführlich referiert wird unter Berufung auf Jacobmeyer, Daukste-Silasproģe u.a. über die Lebensumstände der Flüchtlinge im Nachkriegsdeutschland, die Organisation und Verwaltung in den einzelnen DP-Lagern, über die zuständigen Behörden, die Struktur des lettischen Exils (1.5 „Geschichtliche und soziale Rahmenbedingungen der lettischen Exilgesellschaft“).

In den Kapiteln 2 und 3 werden die Biografien von Pēteris Ērmanis (S. 55-147) und Jānis Jaunsudrabiņš (S. 149-283) getrennt voneinander aufgerollt. Dabei nimmt Lauska die weitere Gliederung und Kapiteleinteilung vorwiegend nach geografischen bzw. chronologischen Kriterien vor. Kindheit und Jugend, die künstlerische Entwicklung und Etablierung in Lettland sowie die persönlichen Lebensumstände und die familiäre Situation werden nachgezeichnet. Besonders detailliert geschieht dies im Hinblick auf Jaunsudrabiņš, über den ja umfangreiches biografisches und autobiografisches Material vorliegt. Wie Lauska darlegt, konnte Jaunsudrabiņš bereits seit dem Jahr 1905, also mit 28 Jahren, erste Erfolge verzeichnen. Er gewann zusehends an Bekanntheit, und dies auf beiden Schienen seiner künstlerischen Tätigkeit: als Schriftsteller und als Maler, beides nach und nach auch schon mit beachtlichem finanziellen Erfolg. Im Folgenden zeichnet Lauska die Entwicklung dieser Jahre nach. Man findet Material über die ersten bedeutenden Ausstellungen, an denen Jaunsudrabiņš teilnahm bzw. die ihm allein gewidmet waren. Aus seinem schriftstellerischen Werk werden einzelne Publikationen genannt. Aufschlussreich ist die Rezeption, zeigt sie doch, dass Jaunsudrabiņš' Werke auch noch ein Jahrhundert nach ihrem Erscheinen in der Literaturwissenschaft Widerhall finden. Gleichwohl war die Reaktion auf seine frühen Werke zum Zeit-

punkt ihrer Publikation durchaus kritisch. Als bildender Künstler dagegen war Jaunsudrabiņš in dieser Phase äußerst produktiv und stieß auf überwiegend positive Reaktionen.

Die Jahre von 1915–1918 verbrachte der Künstler, wie Lauska im weiteren Verlauf schildert, im Kaukasus, auf der Flucht vor den Auswirkungen des Ersten Weltkriegs, um sich dann unter dem Druck der dort herrschenden Verhältnisse zur Rückkehr nach Lettland zu entscheiden. Ungeachtet der räumlichen Entfernung konnte er aber immer einzelne Texte publizieren; sein von ihm selbst akribisch zusammengestelltes Schriftenverzeichnis weist in keinem einzigen Jahr eine Lücke auf, weder im Ersten noch im Zweiten Weltkrieg. Es wäre interessant zu untersuchen, ob und wie sich die großen politischen Umbrüche, die er in seiner langen Schaffensperiode erlebt hat, auf seine künstlerische Arbeit ausgewirkt haben – und dies über den rein thematischen Aspekt hinausgehend. Lauska orientiert sich in ihrer Kapiteleinteilung an der Weltgeschichte, indem sie ihrem folgenden Kapitel den Zeitabschnitt vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zur Flucht 1944 zugrunde legt. Am Beginn dieser Phase steht auch eine wichtige Veränderung im persönlichen Leben des Künstlers, der Tod seiner ersten Frau und die unmittelbar danach anschließende erneute Heirat. Dieser damals als skandalös empfundene Aspekt seiner Biografie bietet Lauska Anlass zu Erwägungen über mögliche traumatisierende Erfahrungen in der Kindheit. In diesem Zusammenhang werden auch die dritte und vierte Ehe des Künstlers erörtert.

Im gleichen Kapitel diskutiert Lauska eine weitere wichtige Facette in Jaunsudrabiņš' Leben – sein ambivalentes Verhältnis zur politischen Macht im sowjetisch besetzten Lettland. Wie es scheint, hat sich der Autor mit den Verhältnissen recht gut arrangiert: Er wurde in den Schriftstellerverband aufgenommen und konnte nach wie vor publizieren. In diesem Zusammenhang spricht Lauska ein weiteres heikles Thema an. Jaunsudrabiņš hat einen als Märchen titulierten Text verfasst, der eine Verherrlichung der Sowjetordnung darstellt und dessen für den Juli 1941 vorgesehene Veröffentlichung nur durch die kurz zuvor erfolgte deutsche Besatzung Lettlands verhindert wurde. Noch komplizierter wird eine Einschätzung seiner Position, wenn man eine bereits im Exil 1945 publizierte Fassung dieses Textes betrachtet, die inhaltlich im Wesentlichen identisch ist, jedoch die geschilderten paradiesischen Zustände in einem freien, unabhängigen Lettland verortet. – Wie ist dieser Text zu bewerten? Handelt es sich bei ihm um eine einmalige Entgleisung, oder trägt seine Analyse zur Interpretation des Gesamtwerkes bei? Hier wäre eine tiefergreifende Untersuchung nötig.

Nach der Flucht begann das Exil für Jaunsudrabiņš mit der Ankunft in Danzig, gefolgt von kürzeren Aufenthalten in verschiedenen westfälischen Orten, bis er sich schließlich in Körbecke am Möhnesee niederlassen konnte, wo er bis zu seinem Tod lebte. Lauska zeichnet diese Lebensabschnitte geografisch und chronologisch gegliedert nach, wobei sie sich auf umfangreiches Quellenmaterial stützen kann. Dabei stehen die Jahre im DP-Lager in Greven nicht nur für eine beginnende Integration des Künstlers in Deutschland, sondern sie geben ihm auch die Chance, sich in der lettischen Exilgemeinschaft zu vernetzen und zu verwurzeln. Wie Lauska schildert, war Jaunsudrabiņš bei seinen Landsleuten als Autor und Künstler hoch angesehen; die lange Liste von Veranstaltungen, die mit ihm oder ihm zu Ehren durchgeführt wurden, zeugt von großer Wertschätzung. Detailliert listet Lauska ferner auf, welche Einzeltitel und Ausgaben Jaunsudrabiņš während seiner Grevenener Zeit publizieren konnte. Die Schriftenaufzählung gibt auch einen Einblick in die damalige Verlagslandschaft und die Höhe der gezahlten Honorare. – Waren während dieser Periode im DP-Lager die Kontakte des Künstlers ausschließlich auf die lettische Exilgesellschaft

beschränkt? Oder hatte er als Schriftsteller bereits professionelle Verbindungen zu deutschen Autoren geknüpft? Lässt sich feststellen, ob die kulturellen Veranstaltungen auch von nicht-lettischen Bewohnern des Lagers Greven frequentiert wurden, also von Litauern oder Polen? Derartige Fragen stellen sich besonders vor dem Hintergrund, dass Jaunsudrabiņš aufgrund seiner familiären Situation – sein Schwiegersohn war Deutscher – ja auf einen unmittelbaren, privaten Zugang zur deutschen Leserschaft zurückgreifen konnte, wodurch ihm die Akklimatisierung im Exilland deutlich leichter gefallen sein dürfte, als anderen lettischen Flüchtlingen. Diese familiäre Verknüpfung hat sich jedoch vermutlich erst in der Zeit ausgewirkt, als Jaunsudrabiņš bereits das Grevener Lager verlassen und eine Bleibe am Möhnesee gefunden hatte. Dort nun war ihm ein selbstbestimmtes, nicht von den alltäglichen Einschränkungen des DP-Lagers geprägtes Leben möglich, das ihn zugleich der Zwangsgemeinschaft mit den anderen Flüchtlingen enthob. Lauska legt im Folgenden dar, welche Schriften literarischer oder publizistischer Natur Jaunsudrabiņš in seiner Körbecker Zeit, also von 1948 bis zu seinem Tod 1962 veröffentlichen konnte. Eingehend werden auch wieder Veranstaltungen beschrieben, an denen der Schriftsteller teilnahm, nicht zuletzt auch die verschiedenen Jubiläumsfeiern des nun schon betagten Autors. Es ist interessant, dass seine Wirkung nun über den Kreis der lettischen Flüchtlinge hinaus auszustrahlen beginnt: Einzelne Texte erscheinen in deutscher Übersetzung in der lokalen Presse oder werden bei literarischen Abenden gelesen; es kommt zu Treffen und Veranstaltungen mit deutschen Literaten und bildenden Künstlern. Dass Jaunsudrabiņš sozusagen auch im „offiziellen“ Deutschland angekommen ist, lässt sich daran ablesen, dass ihn zu seinem 85. Geburtstag auch Gratulationen des deutschen Schriftstellerverbands sowie des Bundespräsidenten erreichen.

Dem Verhältnis des Künstlers zur deutschen Gesellschaft widmet Lauska ein eigenes Unterkapitel, wobei sie eine literarisch-künstlerisch interessierte Gesellschaft meint. Dieser Abschnitt schildert die Kontakte zu verschiedenen deutschen Kulturschaffenden, wobei deren Interesse eher dem Schriftsteller als dem Maler Jaunsudrabiņš galt. Wie Lauska darlegt, war dieser Austausch ein wichtiger Schritt in Richtung Integration: Lokale Zeitungen druckten seine Gedichte und Artikel über ihn, der Rundfunk interessierte sich für ihn, und er wurde zu literarischen Treffen mit deutschen Schriftstellerkollegen eingeladen. Seine Bemühungen, bestimmte literarische Werke in deutscher Sprache als Buch herauszubringen, blieben allerdings erfolglos. Lauska beruft sich in diesem Zusammenhang auf die Archivmaterialien, die das Jānis Jaunsudrabiņš-Museum im Lettischen Zentrum Münster verwahrt. Unter anderem sind dies Briefe verschiedener Verleger, in denen sie eine Publikation ablehnen. Eine eingehende Würdigung der eingereichten Manuskripte und der diesbezüglichen Korrespondenz könnte vielleicht eine besondere Facette des Künstlers und seines Werks aufdecken. Aus welchen Gründen – abgesehen von der mangelnden Qualität der vorgelegten Übersetzungen – waren die Verleger überzeugt, dass die Texte nicht für eine Veröffentlichung in Deutschland geeignet waren? Immerhin waren es Werke, die in Lettland durchaus Erfolg hatten. Was unterscheidet also das deutsche vom lettischen Leserpublikum?

Die folgenden Abschnitte reißen weitere Bereiche an: die Haltung des Autors gegenüber seiner deutschen Umgebung, seine Position im Exil, insbesondere seine Rolle für junge Literaten; ferner Publikationen, Vertonungen und Übersetzungen seiner Gedichte und schließlich auch die nachgewiesenen Vereinsmitgliedschaften.

Einen wichtigen Baustein zum Lebenswerk und zur Charakteristik des Schriftstellers stellt seine Haltung gegenüber dem sowjetischen Lettland dar. Obwohl Jaunsudrabiņš das

Land unter dramatischen Umständen verlassen hatte, und obwohl er von der offiziellen sowjetisch-lettischen Kulturpolitik zunächst als Verräter und Verbrecher gebrandmarkt wurde, war der Kontakt offensichtlich nicht auf Dauer unterbrochen. So hat er sich dann auch gegenüber den von sowjetlettischer Seite nach 1953 vorgenommenen Vorstößen nicht verschlossen. Zu einer tatsächlichen Rückkehr in das Land seiner Geburt konnte er sich zwar nicht entschließen, jedoch stimmte er der Publikation mehrerer seiner Werke zu. Für viele Letten im Exil machte er sich damit angreifbar; sein Übereinkommen mit den sowjetischen Kulturbehörden wurde als Verrat kritisiert. Der überwiegende Teil der Exilgesellschaft lehnte jegliche Zusammenarbeit mit sowjetischen Einrichtungen kategorisch ab. Dass Lauska sich diesem Thema in einem besonderen Abschnitt widmet, entspricht der Tragweite dieser Entscheidung.

Während die Quellenlage bei Jaunsudrabiņš recht komfortabel ist, erschließt sich die Persönlichkeit des zweiten behandelten Autors erst mit größerer Mühe. Zwar war auch Ērmanis ein in der exillettischen Gesellschaft gern gelesener Schriftsteller, aber die Wirkung von Jaunsudrabiņš erzielte er nicht. Auch konnte er nicht wie dieser eine erhebliche Zahl von Publikationen aufweisen, erst recht nicht in Sowjetlettland, dem gegenüber er sich zeitlebens verweigerte. Dieser Umstand führt dazu, dass hier deutlich weniger Material zur Verfügung steht. Es ist verdienstvoll, dass Lauska die unveröffentlichten Archivmaterialien aus dem Ērmanis-Museum im Lettischen Zentrum Münster gesichtet und für ihre Studie ausgewertet hat. So gelingt es, ähnlich wie bei Jaunsudrabiņš auch die Lebensstationen von Ērmanis nachzuzeichnen.

Eine Zusammenführung der beiden einzelnen Biografien nimmt Lauska im vierten Kapitel ihrer Untersuchung vor, indem sie eine Reihe von für die Persönlichkeit der Autoren bedeutenden Mosaiksteinen abgleicht: z.B. die Prägung des Charakters durch Kindheitserlebnisse, die materielle Situation im Exil, der Erfolg beim Publikum usw. Hier thematisiert sie auch die wechselseitige Wertschätzung der beiden Autoren, die sich nie persönlich begegnet sind. Aus diesen Ausführungen kann man den Schluss ziehen, dass die Affinitäten zwischen den beiden eher gering sind, wenn man von ihrer grundsätzlich vergleichbaren äußeren Situation absieht.

Es ist verdienstvoll, dass Lauska zahlreiche Fakten und Informationen zusammengetragen hat. Insbesondere gilt das auch für die schwer zugänglichen, unveröffentlichten Quellen. Es wäre allerdings eine genauere Prüfung und kritischere Auswahl der Informationen im Hinblick auf ihre Relevanz wünschenswert gewesen. Die umfangreichen, mitunter viele Dutzend Einzelpositionen umfassenden Aufzählungen und Listen wären zudem in einem Anhang gut aufgehoben gewesen, nicht im eigentlichen Korpus der Arbeit. Dort wäre dann die eigentliche Fragestellung der Arbeit mehr zu ihrem Recht gekommen. Stellenweise sind Wortwahl und Formulierungen unglücklich und hätten einer Überarbeitung bedurft, wenn etwa die Rede von einem „heftigen“ Schreibstil (S. 215) oder einer „literarisch ‚angehauchten‘ Kindheit“ (S. 56) ist.

Lauska macht am Beispiel zweier Schriftsteller die Lebenserfahrungen der lettischen Displaced Persons nachvollziehbar. Sie vermittelt einen Einblick in die Lebenswirklichkeit der Nachkriegsjahrzehnte in Deutschland, in die Widersprüche und Brüche im Leben der Autoren, welche bezogen auf die lettische Exilgemeinschaft Insider waren, im Verhältnis zur deutschen Umgebung dagegen Außenseiter, die sich nicht oder nur mühsam integrierten.

Magdalene Huelmann, Münster

**Hiram Kümper (Hrsg.): Historikerinnen. Eine bibliographische Spurensuche im deutschen Sprachraum mit einer Einführung von Angelika Schaser, Kassel: Stiftung der Deutschen Frauenbewegung 2009, 269 S.**

Mit dem vorliegenden bibliografischen Nachschlagewerk wird die These widerlegt, dass die Geschichtswissenschaft ohne Historikerinnen ausgekommen sei. Hiram Kümper, der Herausgeber der 2009 in der „Schriftenreihe des Archivs der deutschen Frauenbewegung“ als Band 14 publizierte Bibliografie „Historikerinnen“, dokumentiert auf über 200 Seiten die nicht bestreitbare Präsenz von Frauen in der historischen Disziplin. Kümper bestätigt mit der Bibliografie zugleich die überwiegend einseitige Ausrichtung einer Wissenschaft im Umgang mit ihrer Vergangenheit.

Die vorliegende Sammlung umfasst alle Frauen, „die mit den Mitteln der Geschichtswissenschaft, das heißt vor allem durch die Arbeit mit historischem Quellenmaterial, Vergangenes in Worte gefasst haben“ (S. 7). Mit dieser verständlicherweise weit gefassten Definition von Historikerinnen gelingt es dem Herausgeber, die an der Universität tätigen, aber eben auch die außerhalb der akademischen Laufbahn agierenden Frauen zu erfassen, deren Zahl eben nicht unerheblich war.

Eine zeitliche Begrenzung wird bei dieser Zusammenstellung nicht gesetzt. So findet Hrotsvit von Gandersheim (geb. ca. 935) als eine der ersten Historikerinnen Aufnahme, eingetragen werden aber auch jüngst verstorbene Frauen des Faches. Noch lebende, d.h. zeitgenössische Historikerinnen werden hingegen ausgeklammert.

„Historikerinnen. Eine bibliographische Spurensuche“ – der hier gewählte Titel verspricht weit weniger, als im Buch verwirklicht wurde. Neben den bibliografischen Angaben sind es v.a. auch biografische Ausführungen zu den einzelnen Personenindizes, die das Nachschlagewerk erst vervollständigen. Dass es sich bei dem Zusammentragen von Personendaten hingegen – und in diesem speziellen Fall erst recht – immer nur um eine „Spurensuche“ handeln kann, liegt auf der Hand. Ein Anspruch auf Vollständigkeit kann, insbesondere bei einem Pionierprojekt, für das nur wenige Forschungsarbeiten vorliegen, daher kaum erhoben werden und von keinem nach Informationen Suchenden erwartet werden. Dennoch gelang es Kümper – weit umfangreicher, als die geschilderten Befürchtungen des Herausgebers vermuten lassen – mit Hilfe zahlreicher Autoren, für eine sehr große Zahl an Einträgen den jeweiligen oder die jeweilige Spezialist/in zu finden.

Dass der Anteil an Frauen in biografischen Nachschlagewerken bislang verschwindend gering gewesen ist, ist mit Blick auf die akademischen Möglichkeiten von Frauen – jedenfalls für die ältere Geschichtswissenschaft – durchaus erklärbar. Denn was liegt näher, als die bereits in wissenschaftlichen Institutionen verankerten und damit gut zu dokumentierenden Historiker (und hier handelte es sich wirklich bis weit in das 20. Jahrhundert hinein um männliche Vertreter des Faches) in biografische Lexika aufzunehmen.

Angelika Schaser geht in ihrem Geleitwort mit knappen Worten auf die weiteren Gründe für die geringe Rezeption von Historikerinnen ein: die fehlende berufliche Anerkennung, die dazu führte, dass Historikerinnen nach ihrer Promotion aus dem universitären Betrieb ausschieden; sowie zweitens, dass ein ausschlaggebendes Kriterium für die Aufnahme in Nachschlagewerken in der Vergangenheit in der Habilitation bestand. Betrachtet man aber die akademischen Aufstiegsmöglichkeiten von Historikerinnen, wird die geringe Präsenz von Frauen in biografischen Nachschlagewerken deutlich, denn die erste Lehrstuhlberufung

einer Frau erfolgte erst nach 1945. Die trotzdem auch nach 1945 weiterhin geringe Zahl an eingetragenen Historikerinnen bewertet Schaser als Ergebnis von weiterhin bestehenden Machtstrukturen innerhalb des Faches.

Wie bereits angesprochen, wird in dem vorzustellenden Nachschlagewerk auf diese verengte Perspektive auf akademische Institutionen in der Form verzichtet, dass allein die akademische Bildung nicht als die einzige „Qualifikation“ für eine Aufnahme in das vorliegende Lexikon ausreicht. In „Historikerinnen“ wird die eigene Verortung als Historikerin als Maß gebendes Kriterium herangezogen – wenngleich auch dieses Einschlusskriterium nicht ganz unproblematisch zu werten ist. Denn wie und auf welche Art definierten und definieren sich Historikerinnen? Eine Frage, die sich insbesondere für Frauen stellt, die wie die bereits genannte Hrotsvit von Gandersheim Jahrhunderte vor der Etablierung einer annähernd vergleichbaren Fachrichtung wirkten. Auf der anderen Seite kann nur eine solche Unschärfe zu einem möglichst weiten Suchspektrum führen und zu einem Überdenken des Begriffes „Historikerin“ anregen. Und so zeichnet sich in „Historikerinnen“ das breite Wirkungsspektrum historisch arbeitender Frauen von „Nachlassverwalterin“ (S. 66), „Schuldirektorin“ (S. 165) über „Habsburgische Kammerfrau. Chronistin“ (S. 124) bis hin zur „Medizinhistorikerin“ (S. 66) ab.

Die Länge der Einträge pro Frau ist unterschiedlich und variiert (zwischen zwei bis zu fünf Seiten) entsprechend der Überlieferungslage. Nach Nennung der beruflichen Einordnung sowie dem Geburts- und Todestag folgt in jedem Eintrag eine kurze biografische Skizze der Person. Gesondert werden dann die „Werke“, z.T. separat mit Übersetzungen und Bibliografien genannt, sodann schließen die „Literatur“-Angaben zu der Person an. In seltenen Fällen endet der Eintrag mit dem Verweis auf den „Nachlass“.

Dem biografischen Hauptteil des Lexikons folgt ein zweiter, kurzer Teil, in dem „Kurzbiographien zu weiteren Historikerinnen“ von Julia Koch und Hiram Kümper zusammengetragen wurden. Dieser als „Stoffsammlung“ (S. 232) verstandene Teil ergänzt mit knappen 100 Einträgen die ausführlicheren Aufnahmen des Hauptteils. Im Gegensatz zu den „berühmteren“ Frauen des Hauptteils fehlen für die Frauen der „Stoffsammlung“ Quellen, Forschungen oder Bearbeiter, so dass hier auf weitere Ausführungen verzichtet werden musste.

Durch die Zweiteilung der Sammlung wird deutlich, wie wenig erschlossen und wie ausbaufähig das Projekt „Historikerinnen“ als Nachschlagewerk war und ist. Zu wünschen bliebe daher nur, dass dem gelungenen ersten Schritt ein zweiter – vielleicht sogar in einer elektronischen Ausgabe – folgen wird.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

**Jānis Stradiņš: Zinātnes un augstskolu sākotne Latvijā [Der Beginn von Wissenschaft und Hochschule in Lettland], Rīga: Latvijas Vēstures Institūta Apgāds 2009, 640 S., zahlr. Abb.**

Wissenschaftsgeschichtliche Forschungen haben derzeit in Westeuropa Konjunktur. Bei dem vorzustellenden Buch von Jānis Stradiņš handelt es sich jedoch nicht um ein Zugeständnis an aktuelle Forschungsfragen, denn dieses Buch ist über die Jahrzehnte „gewachsen“, und so konnten hier ältere und neuere Forschungsergebnisse zusammengetragen werden.

Mit dem weit über 600 Seiten gewichtigen Werk „Der Beginn von Wissenschaft und Hochschulen in Lettland“ legt Stradiņš die wohl umfassendste Monografie zur Entwicklung des Hochschulbildungswesens auf dem Territorium des lettischen Staates vor. Sowohl der Umfang als auch die – bereits erwähnte – lange und intensive Beschäftigung mit dem Thema führen dazu, dass der Band schon kurz nach seinem Erscheinen als das „Lebenswerk“ des lettischen Historikers gehandelt wird.<sup>1</sup>

Regional nimmt Stradiņš v.a. Riga und Jelgava, über die Grenzen des heutigen lettischen Staates hinaus aber auch Tartu, Vilnius und St. Petersburg in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Diese Fokussierungen liegen nahe, denn gerade diese Räume bzw. die in ihnen verankerten Institutionen waren es, von denen Bildungsimpulse ausgingen und in denen Bildungsinitiativen verwirklicht wurden.

Den Zeitrahmen der Untersuchung bilden das 13. bis 19. Jahrhundert. Stradiņš stellt damit klösterliches Leben an den Beginn von Wissenschaft und Hochschulbildung; die Gründung der Polytechnischen Schule in Riga markiert für ihn den Abschluss einer Entwicklung, die in die erste institutionelle Umsetzung einer Hochschulkonzeption mündet. Zeitlich enden die Ausführungen des Verfassers damit im Jahr 1862.

Diesen ausgesprochen weiten zeitlichen Rahmen von über fünf Jahrhunderten durchbricht Stradiņš mit den allgemein bekannten Zäsuren von 1561, 1721 und 1800, die er zugleich als erste Gliederungspunkte in dem chronologischen Aufbau seiner Publikation verwendet. Die folgenden Kapitel der Monografie werden sodann nach thematischen Gesichtspunkten unterteilt: Im vierten Kapitel wendet sich der Verfasser Jelgava als Zentrum der Wissenschaften vom 18. bis zum 19. Jahrhundert zu, während im folgenden fünften Kapitel Riga die zentrale Funktion als naturwissenschaftliches Zentrum für das 18. bis Mitte des 19. Jahrhunderts zugewiesen wird. In Kapitel sechs stehen Gesellschaften und Vereine in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Vordergrund. Ein gesondertes Kapitel wird der Dorpater Universität im 19. Jahrhundert gewidmet. Mit dem „Rückblick auf den Beginn der Letonika“ enden die Untersuchungskapitel. Im umfangreichen Anhang werden eine chronologische Übersicht der wichtigsten Ereignisse im Wissenschafts- und Hochschulbildungswesen angeführt, eine tabellarische Übersicht aller aus „Lettland“ stammenden Mitglieder der Petersburger Akademie der Wissenschaften sowie – ebenfalls tabellarisch – wissenschaftliche Vereinigungen samt Gründer und Publikationen vorgestellt.

Wie weit gefächert Stradiņš' Begriff von Wissenschaft ist, belegt die thematische Breite des Bandes. Wissenschaft und wissenschaftliche Entwicklungen vollziehen sich nach Stradiņš nicht nur in Technik, Geisteswissenschaft und Kultur, sie sind auch außerhalb der „Fachdisziplinen“, in der Gesellschaft auszumachen. Folgt man dem Verfasser, so werden diese Spuren vor allem in Vereinen bzw. Gesellschaften sichtbar.

Neben Institutionen bezieht Stradiņš auch die von Einzelpersonen ausgehenden Impulse in seine Arbeit mit ein. Dass bei der Aufzählung wissenschaftlicher Innovationen auf den ersten Blick Mitglieder der deutschen Minderheit ein so großes Gewicht erhalten, stellt der Verfasser in den Zusammenhang mit einem deutsch geprägten Gesellschafts- und eben auch Bildungssystem. In der untersuchten Region war bis weit in das 19. Jahrhundert hinein Hochschulbildung ein Vorrecht für gesellschaftlich „führende“ Bevölkerungsschichten, vor

1 Dies auch in deutschsprachigen Rezensionen, so u.a. in Mitteilungen aus baltischem Leben 56 (2010), Nr. 2, S. 7.

allem der deutschen Minderheit. Dass in Folge dessen die Titularvölker bis ins späte 19. Jahrhundert nahezu spurlos auch in der Historiografie der Bildungsgeschichte blieben, wird als ein Umstand gewertet, auf den der Verfasser zu Beginn seiner Darstellung in der „kurzen historiografischen Übersicht“ eingeht. Dies ist zugleich das Kapitel, in dem quellenkritische Überlegungen mitgeteilt werden. Hier umreißt Stradiņš den problematischen Umgang mit den deutschen Quellen und der deutschen Geschichtsschreibung als Ganzes, auf die er deshalb lediglich aufgrund ihres „faktologischen“ Wertes zurückgreift. (S. 41-56) Neben diesen (von Deutschbalten erstellten) historiografischen, biografischen und bibliografischen Nachschlagewerken beruhen die Studien des Verfassers auf (Hoch-)Schulschriften, Vereinschriften und weiteren Dokumenten, hier v.a. auf zeitgenössischen Berichten zur Bildungssituation der Region. Auf lettischsprachige Quellen kann sich der Verfasser – wie erwähnt – erst ab den 1870er Jahren beziehen, als der Zugang zu Bildung zunehmend egalisiert wurde.

Stradiņš hat mit seinem Buch die lang ausstehende Übersichtsdarstellung zur Entwicklung von Wissenschaft und Hochschulbildung geliefert. Was er jedoch nicht getan hat, ist eine Neuinterpretation der Geschichte entlang von Zäsuren im Bildungswesen. Für ihn bleiben die Epochengrenzen die Eckpfeiler für die Einordnung seiner Bildungsgeschichte.

Gelungen ist Stradiņš hingegen der Versuch, Lettland in den europäischen Kulturraum einzugliedern. Mit dem Verweis auf die politische Zuordnung „Eiropa Latvijā un Latvija Eiropā“ (Europa in Lettland und Lettland in Europa, S. 12) zeigt der Verfasser zugleich auch, wie vielfältig und aus welcher unterschiedlichen Räumen Kultur – hier am Beispiel von Bildung – Impulse erhalten kann. Denn die Entwicklung des Hochschulbildungswesens in Lettland wäre ohne die Einflüsse von so zentralen Impulsgebern wie der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, der Universität Tartu oder in geringerem Umfang der Universität in Vilnius undenkbar. Genau darauf zielt der Verfasser ab, wenn er von der „intelektuālā antantē“ (intellektueller Zusammenschluss, S. 13) der (späteren) drei baltischen Staaten spricht.

Gerade dieser Raum-Ansatz macht die Monografie von Stradiņš lesenswert. Denn wie der Verfasser anschaulich belegt, sind Entwicklungen im Bildungsbereich nie ausschließlich nationalstaatlich zu verstehen. Das Beispiel Lettland gewinnt gerade deshalb auch erst unter Berücksichtigung des West-Ost- bzw. Ost-West-Kulturtransfers, als zwischen den kulturellen Zentren Deutschland und Russland stehend, an Bedeutung.

Darüber hinaus veranschaulicht der Verfasser sehr eindrucksvoll, dass die Entwicklung von schulischer Bildung nicht als ein linearer Prozess zu sehen ist, da das Bildungswesen einer Region immer auch staatlich-politischen und sozialen Rahmenbedingungen unterlag und durch die Initiative von Einzelpersonen gestaltet wurde. Indem der Verfasser einen Schwerpunkt auf diese Einzelimpulse legt, wird ersichtlich, dass die Geschichte von Wissenschafts- und Hochschulbildung in dieser Region bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts als eine Elitengeschichte gelesen werden kann.

Wenn es auch nur allzu selbstverständlich ist, dass diese von Eliten geprägte Geschichte als eine dominierende Männergeschichte zu verstehen ist, so wäre es doch wünschenswert gewesen, wenn der Autor den Versuch unternommen hätte, die Perspektive auf beide Geschlechter zu erweitern und Wissenschaft sowie Hochschulbildung nicht unhinterfragt als Männergeschichte zu vermitteln. Ein kleiner Exkurs zu den – wenngleich wenigen – Bildungsinitiativen für Frauen hätte das Buch bereichert.

Anja Wilhelmi, Lüneburg



**Helge Dauchert: „Anwalt der Balten“ oder Anwalt in eigener Sache? Die deutsche Baltikumpolitik 1991–2004, Berlin: BWV – Berliner Wissenschaftsverlag 2008, 369 S.**

„Anwalt der Balten“ oder Anwalt in eigener Sache? fragt Helge Dauchert in der leicht überarbeiteten Fassung seiner Dissertation (Philosophische Fakultät der Humboldt-Universität, 2006), die 2008 erschien und in der die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland gegenüber den baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen zwischen der Wiederherstellung ihrer staatlichen Unabhängigkeit im August 1991 und ihrem NATO- bzw. EU-Beitritt politikwissenschaftlich analysiert wird.

Dauchert geht dabei von der Beobachtung aus, dass die Bundesrepublik Deutschland trotz anfänglicher, historisch-moralisch begründeter weitläufiger Kooperationsabsichten (und hier zitiert er den ersten deutschen Botschafter in Lettland 1991, Hagen Graf Lambsdorff) die „Balten eigentlich immer auf Armeslänge weggehalten“ habe (S. 22) und, das Bonmot des nachmaligen deutschen Außenministers Klaus Kinkel vom „Anwalt der Balten“ zitierend, stattdessen durch eine realpolitische, auf nationale Interessenmaximierung fixierte Großmachtspolitik konterkariert habe.

War Deutschland also ein „Anwalt der Balten“ oder Anwalt in eigener Sache? Zur Klärung dieser Frage analysiert Dauchert nicht nur die traditionellen außenpolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und den Baltischen Staaten während des Berichtszeitraumes, sondern erweitert seine Untersuchung um das weite Feld der „politischen Kultur“ in den beteiligten vier Staaten, denn „außenpolitisches Handeln folgt [...] keinen quasi naturgesetzlichen Zwängen, sondern spiegelt bestimmte Präferenzen einer politisch verfassten Gesellschaft bzw. ihrer Eliten wider“ (S. 27) – und diese seien eben vor allem kulturell präfiguriert.

Anhand einer Konstellationsanalyse untersucht der Autor das Feld der außenpolitischen Kulturen daher anhand von sechs Analyseschritten:

In einer „Perzeptionsanalyse“ durchmisst er zunächst die wechselseitigen deutsch-baltischen Beziehungen seit Gründung des Ordensstaates Alt-Livland um 1200 bis in die sowjetbaltische Periode nach dem Zweiten Weltkrieg hinein, um abschließend aufgrund dieser historischen Erfahrungen nach der gegenseitigen Wahrnehmung zu fragen. In einem zweiten Schritt, der „Systemanalyse“, stellt er die institutionellen Grundlagen, die Akteure, deren Kompetenzen und Besonderheiten dar, und schließt mit dem Ergebnis, die deutsche Baltikumpolitik sei mehr von „Verwaltung“ als von „Gestaltung“ geprägt (S. 122).

In einem dritten und vierten Schritt beleuchtet er die normativen Grundlagen („Normenanalyse“) der „Bonner“ und „Berliner“ Republik sowie der baltischen Republiken. Dabei berücksichtigt er, dass die Außenpolitik Estlands, Lettlands und Litauens immer auch von Sicherheitsinteressen gegenüber Russland beeinflusst ist und diese wiederum die Beziehungen zu Westeuropa und den USA (EU- bzw. NATO-Mitgliedschaft) prägen.

In zwei abschließenden Analyseschritten beschreibt Dauchert sodann die jeweiligen konkreten außenpolitischen Spielräume („Machtanalyse“), also „Macht und Möglichkeiten“, die auf beiden Seiten aufgrund der politischen, wirtschaftlichen, aber auch militärischen Größe sehr divergent gewichtet seien, sowie das konkrete außenpolitische Verhalten („Verhaltensanalyse“) in den deutsch-baltischen Beziehungen. Letzteres sei gleichzeitig als ein historischer Abriss der deutsch-baltischen Beziehungen zwischen 1991 und 2004 zu verstehen.

In der Schlussbetrachtung kommt der Autor zu dem Fazit, dass die deutsche Baltikumpolitik, indem sie in erster Linie von stabilitätspolitischen Motiven geleitet war, eben keinen Bruch mit der außenpolitischen Kultur der alten Bundesrepublik zugunsten einer neuen Großmachtpolitik dargestellt habe. Anstelle einer genuin „deutschen“ Baltikumpolitik habe die neue Bundesrepublik aber recht rasch aus Rücksichtnahme auf die deutsch-russischen bzw. europäisch-russischen Beziehungen auf eine Multilateralisierung und Einbindung der baltischen Problemlage in gesamteuropäische Bezüge im Rahmen der Politiken der EU, der NATO, des Europarates, des Ostseerates und der OSZE gesetzt. Anstelle einer Integrationsstrategie, wie von den baltischen Partnern gewünscht, habe sich die Bundesregierung in den 1990er Jahren lange auf eine Heranführungsstrategie beschränkt und sei so ihrer Rolle als „Anwalt der Balten“ eben gerade nicht nachgekommen. Angesichts wiederholter russischer Drohgebärden habe man statt auf klare Signale auf die Schaffung institutioneller Substitute gesetzt. So habe Berlin im Grunde die „russische Führung in ihrer Auffassung“ bestärkt, „dass es sich bei Estland, Lettland und Litauen um einen vom Westen anerkannten Bestandteil der russischen Einflussphäre“ im Sinne eines „Nahen Auslands“ handele (S. 327).

Angesichts der gegenwärtigen Versuche Russlands, das Baltikum in Lettland durch Wahlsiege von Putin nahestehenden russischen Parteien, durch Instrumentalisierung auslandsrussischer Volkstumsvereine sowie Initiativen, Russisch als zweite Staatssprache einzuführen, zu perforieren und russische Ansprüche hier innenpolitisch dauerhaft zu etablieren, scheint Daucherts Analyse zwingend: Dem moralischen Impetus vom „Anwalt der Balten“ als Wiedergutmachung der Folgen des gemeinsamen deutsch-sowjetischen Vertragswerkes von 1939 („Hitler-Stalin-Pakt“) folgte eben keine profilierte deutsche Baltikumpolitik, sondern ein Delegieren der Probleme an multinationale Akteure.

Baltische Unabhängigkeit bleibt labil – dies ist eines der kontraproduktiven Ergebnisse einer zögerlichen deutschen Baltikumpolitik über das Jahr 2004 hinaus.

Detlef Henning, Lüneburg

**Mati Laur, Karsten Brüggemann (Hrsg.): Forschungen zur baltischen Geschichte, Bd. 4 (2009) und 5 (2010), 362 u. 365 S.**

Die „Forschungen zur baltischen Geschichte“ haben seit ihrem Erscheinen im Jahr 2006 ein besonderes Ziel verfolgt: Die Zeitschrift soll deutschsprachigen Lesern die Erforschung der baltischen Geschichte vermitteln. Insbesondere sollen hier Autoren aus den Baltischen Staaten selbst zu Wort kommen, deren Beiträge zum Teil für die Zeitschrift verfasst, zum Teil aus bestehenden Aufsätzen übersetzt werden. Auf diese Weise werden Forschungsergebnisse zeitnah zugänglich gemacht, deren Rezeption sonst spezieller Sprachkenntnisse bedurft hätte. Doch bleibt der Kreis der Autoren nicht auf die baltischen Staaten beschränkt: So basiert etwa Mikael Kristian Hansens Beitrag über die Kalmarer Union auf einer neuen dänischen Magisterarbeit, während Kari Tarkiainens Beitrag über Christian Agricola, der 1583–1586 als Vertreter der schwedischen Kirchenpolitik als Bischof in Tallinn tätig war, eine Übersetzung aus dem Finnischen ist. Neben Esten, Letten und Litauern finden sich außerdem in den hier zu besprechenden Bänden 4 (2009) und 5 (2010) noch ein Deutscher und eine Französin unter den Beitragenden.

Bemerkenswert ist, wie die nationalstaatlichen Grenzen auch inhaltlich eine immer geringere Rolle spielen. Nicht nur der Musikethnologe Morgenstern, der anhand von Musikinstrumenten die ostseefinnischen und slawisch-russischen Austauschprozesse seit dem 8. Jahrhundert beschreibt, konstatiert einen „Überdruß an der ideologischen Ambitioniertheit früherer national argumentierender Konzepte“. Auch andere Beiträge lösen sich von dem nationalen Paradigma. Besonders deutlich, und auch naheliegend, zeigt sich dies in der Zusammenarbeit des lettischen und des estnischen Historikers Gvido Straube und Mati Laur in einem Beitrag über die Bedeutung des Hallischen Pietismus beim Wiederaufbau nach dem Nordischen Krieg. Der Aufsatz – wie die Zeitschrift insgesamt – zeigt, dass Lokalgeschichtsschreibung nicht provinziell sein muss.

Darüber hinaus zeichnen sich auch die beiden neuen Bände – wie schon ihre Vorgänger – durch methodische Vielfalt aus. Politikgeschichtliche Fragestellungen stehen etwa bei Märte Jakovļeva im Mittelpunkt, die in ihrer Analyse der Handels- und Grenzkonvention zwischen dem russischen Imperium und dem Herzogtum Kurland von 1783 einen eher unbedeutenden Vertragsabschluss nutzt, um die Methoden der russischen Außenpolitik unter Katharina II. plastisch zu illustrieren. Die Reaktionen der Moskauer Politik gegen den bewaffneten Widerstand in den Baltischen Republiken ab 1944 zeichnet Tõnu Tannberg in gewohnter Gründlichkeit nach und führt überzeugende Gründe gegen die dominante These an, der Kreml habe diesem Phänomen unmittelbar nach dem Krieg noch keine große Aufmerksamkeit geschenkt. Auch Eglė Bendikaitės aufschlussreicher Aufsatz über Zionismus in Litauen stellt den Kampf um Einfluss innerhalb der jüdischen Gemeinde primär als politische Auseinandersetzung dar, wobei die Errichtung der litauischen Republik völlig neue Rahmenbedingungen schuf. Dagegen bewegen sich der Beitrag von Marten Seppel über die schwedische Hungerhilfe in den baltischen Provinzen des 17. Jahrhunderts sowie Anita Čerpinkas Aufsatz über den letztlich durch den Militärgouverneur veranlassten Brand der Rigaer Vorstadt im Jahr 1882 auf einer Schnittstelle zwischen politik- und sozialhistorischer Forschung. Ähnliches lässt sich auch über Madis Maasings gründliche Rekonstruktion des 1532–1536 auf der Insel Saaremaa geführten Bürgerkriegs sagen, der als „Wieksche Fehde“ bekannt ist.

Nichtsdestoweniger machen die beiden Bände der „Forschungen“ deutlich, wie stark sich die baltische Forschung in letzter Zeit kulturwissenschaftlichen Ansätzen und Fragestellungen geöffnet hat. Anti Selart etwa lenkt in seinem Beitrag zum Sieg über Russland bei Narva im Jahr 1558 insbesondere die religiösen Denkfiguren in den Mittelpunkt, in welchen das „Wunder von Narva“ gedeutet wurde. Vivian Siirman nutzt den Nachlass des Superintendenten von Livland, Hermann Samson, für eine faszinierende semiotische Analyse, die neue Einblicke in die soziale Interaktion im frühen 17. Jahrhundert erlaubt. Und auch der Aufsatz des 2009 viel zu früh verstorbene Indrek Jüro über die Autorenschaft eines im Jahr 1800 anonym erschienenen Aufklärungs-Pamphlets zeigt, wie sich gründliche und kleinteilige Quellenkritik mit globalen Einblicken in die unterschiedlichen Konzepte deutschbaltischer Gemeinschaft verbinden lassen. Zuletzt bietet auch Ülle Tarkiaienens weitgehend deskriptiv gehaltener Beitrag über „Die Vermessung von Livland“ zu Beginn des 17. Jahrhunderts viele Anknüpfungspunkte für Gedanken über die Veränderung von grundsätzlichen (Raum-)Konzeptionen.

Ein besonderer Akzent ist in den beiden Bänden auf Fragen der Geschichtsschreibung und Geschichtskultur der baltischen Staaten gelegt. So beleuchtet Wilhelm Lenz Aspekte der

institutionellen und materiellen Grundlagen baltischer historischer Forschung, indem er in einem sehr informierten Beitrag die Odyssee der ausgelagerten Bestände des Revaler Stadtarchivs von 1944–1990 nachzeichnet. Viele andere Beiträge sind stärker kulturhistorisch ausgerichtet und befassen sich mit Phänomenen der historischen Repräsentation und des Erinnerens. Ineta Lipša etwa macht die Analyse eines Erinnerungsfragments des lettischen Historikers Ilgars Butulis zu einem Lehrstück der reflektierten Untersuchung individueller Ego-Dokumente. Dagegen widmet sich Kaspars Zellis in seinem Beitrag über die Erinnerungen an die Schlacht von Cēsis/Wenden den kollektiven Formen und Funktionen historischen Gedächtnisses. Diese Schlacht, die eine zentrale Rolle im estnischen Selbstverständnis einnahm, bevor sie fast völlig aus ihm zu verschwand, steht auch im Mittelpunkt eines pointierten Aufsatzes von Ago Pajur. Er zeigt, wie stark sich geschichtswissenschaftliche Ergebnisse von Geschichtsmymen unterscheiden können, denn Pajur schreibt der estnischen militärischen Führung eine wesentliche Mitverantwortung für den Ausbruch des Konfliktes zu und betont zudem das zwischen den estnischen und lettischen Akteuren herrschende Misstrauen.

In den Kontext der Geschichtskultur gehört auch Anne Sommerlats Beitrag über die unterschiedlichen Formen der kurländischen Lokalgeschichtsschreibung im Zeitalter der Aufklärung, die sie auf ihre Funktionen, ebenso aber auf ihre personellen Bedingungen hin überprüft. Wie Repräsentationen von Vergangenheit auch in der Machtlegitimation des sowjetischen Staatswesens nie dem Zufall überlassen und immer aufs Neue an die jeweiligen politischen Rahmenbedingungen angepasst wurden, verdeutlichen gleich zwei Beiträge des Bandes: Tiiu Kreegipuu Aufsatz über die Darstellung des Anschlusses der Baltischen Republiken an die Sowjetunion in der Tagespresse 1944–1960 sowie Hiljar Tammelas Beitrag über die minutiöse Planung bei der Auswahl von 2 400 Personen, die zum 10. Jahrestag eben dieses Ereignisses öffentlich ausgezeichnet wurden. Mit diesen Beiträgen wird auch ein medientheoretischer Zugang eröffnet, der auch in dem Beitrag von Zellis über die Schlacht bei Cēsis eine Rolle spielt. Noch expliziter mediengeschichtlich arbeitet Simo Mikkonen in einem spannenden Beitrag zur Rolle des finnischen Radios als alternativer Informationsquelle für die Bewohner Nordestlands und die Bemühungen der Sowjetmacht, seinen Empfang zu unterbinden.

Besondere Formen der Geschichtsschreibung sind Thema einer Debatte über die 1989 in Estland erschienene „Heimatgeschichte“ („Kodulugu“), mit der eine junge, national gesinnte Historikergeneration ein Korrektiv zur sowjetischen Sichtweise schaffen wollte. Dieses Werk wird nun wiederum historisiert und durch Lauri Vahtre, Andrei Hvastov und Lindja Kaljundi einer ebenso provokativen wie erhellenden und vergnüglichen Analyse unterzogen. Durch die unterschiedlichen Perspektiven der Kommentatoren wird die Rückschau auf dieses Stück Geschichtsschreibung selbst zu einer Diskussion über das Konzept der historischen Wahrheit. In solchen Debatten wird die Multiperspektivität, der sich die Zeitschrift als Grundprinzip verpflichtet sieht, als deren besondere Stärke sichtbar. Dies zeigt sich auch in den Kontroversen um Anton Weiss-Wendts fulminantes Buch über die Beteiligung von Esten am Holocaust (Olaf Mertelsmann und Vadim Rõuk) sowie um Björn Felders meinungsstarke Darstellung der Geschichte Lettlands während des Zweiten Weltkriegs (Kaspars Zellis und Olaf Mertelsmann). Hier haben die „Forschungen“ einen Raum geschaffen, in dem wichtige Streitfragen prägnant und auf hohem Niveau diskutiert werden können. Es sind eben solche Diskussionen, die der von beiden Autoren in ihren Repliken kritisierten

nationalen Verengung und wissenschaftlichen Isolation der baltischen Geschichtsschreibung entgegen wirken können.

Mit Berichten und Rezensionen abgerundet, sind damit die letzten beiden Bände der „Forschungen“ Ausweis einer lebendigen und anregenden Forschungslandschaft. Als Plattform für diese, aber auch als Vermittlungsinstanz in den deutschsprachigen Raum, sind sie mittlerweile eine feste Größe.

David Feest, Göttingen